

Horn, Hermann

Leben als Dialog. Mein Weg in Schule und Lehrerbildung 1948 - 1993

Bochum : Projekt-Verl. 2001, 233 S. - (Dortmunder Arbeiten zur Schulgeschichte und zur historischen Didaktik; 31)



Quellenangabe/ Reference:

Horn, Hermann: Leben als Dialog. Mein Weg in Schule und Lehrerbildung 1948 - 1993. Bochum : Projekt-Verl. 2001, 233 S. - (Dortmunder Arbeiten zur Schulgeschichte und zur historischen Didaktik; 31) - URN: urn:nbn:de:0111-opus-30217 - DOI: 10.25656/01:3021

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-opus-30217>

<https://doi.org/10.25656/01:3021>

in Kooperation mit / in cooperation with:

projektverlag.
Verlag für Wissenschaft & Kultur

<http://www.projektverlag.de>

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen. Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Mitglied der:


Leibniz-Gemeinschaft

Hermann Horn

Leben als Dialog



**Mein Weg in Schule und Lehrerbildung
1948-1993**

projekt verlag

Hermann Horn
Leben als Dialog

Dortmunder Arbeiten zur Schulgeschichte und zur historischen Didaktik

Herausgegeben von Klaus Goebel und Hans
Georg Kirchhoff

Band 31



Hermann Horn

Leben als Dialog

Mein Weg in Schule und Lehrerbildung

1948-1993

projektverlag.

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Anschriften:

Dortmunder Gesellschaft für Schulgeschichte e.V.
Wittheniusweg 5
D-44287 Dortmund

Forschungsstelle Schulgeschichte
Universität Dortmund, Fakultät Kulturwissenschaften
Historisches Institut
D-44221 Dortmund

ISSN 1618-4734
ISBN 3-89733-066-0

© projekt verlag, Bochum 2001
Postfach 10 19 07
44719 Bochum
Tel.: 234/3 25 15 70
Fax: 0234/3 25 15 71
e-mail: Lektorat@projektverlag.de
Internet: www.projektverlag.de

Abbildungen auf dem Umschlag: Hermann Horn; Schloss Burg a. d. Wupper (Vorderseite); Hohenhof in Hagen mit Pavillontrakt (Rückseite).

Druck: Zeitdruck, Dortmund
Gedruckt auf 100% Recyclingpapier

*Für
Matthias und Johannes
und alle jungen Menschen
mit dem Mut zu weitem Horizont
und personhafter Verantwortung*



Herbert H. H.

Statt eines Vorworts

„Was und wie wir erinnern,
und was wir darin als Anspruch
gelten lassen, das wird mitentscheiden
über das, was aus uns wird.“

Karl Jaspers

„Ich werde am Du; Ich werdend
spreche ich Du. Alles wirkliche
Leben ist Begegnung. ... Das Du
begegnet mir von Gnaden –
durch Suchen wird es nicht gefunden.
Aber daß ich zu ihm das Grundwort spreche,
ist Tat meines Wesens,
meine Wesenstat.“

Martin Buber

„Im normalen Leben wird es einem
gar nicht bewußt, daß der Mensch
unendlich mehr empfängt, als er gibt,
und daß Dankbarkeit das Leben erst
reich macht.“

Dietrich Bonhoeffer

Iserlohn-Lössel, am 3. Oktober 2001

*der friedlichen Wiedervereinigung unseres Volkes 1989
dankebar gedenkend*

Inhalt

Die Eltern	13
Die Mutter – Seele unserer Familie	13
Der Vater – Vorbild für Verantwortung	17
Glückliche Kinderjahre im Hinterhaus	22
Schulanfang	27
Aus der Stadt aufs Land	32
Wechsel auf die Oberschule für Jungen	37
Schatten der Politik – Vorboten des Krieges?	44
Kinderlandverschickt nach Karlsbad	47
Totaler Indoktrination ausgeliefert	50
Alltag an der Heimat-Front	55
Als Luftwaffenhelfer bei der Flak	60
Im Reichsarbeitsdienst – verordneter Leerlauf	67
Kriegsfreiwillig zur Wehrmacht	69
Untergetaucht auf einem Münsterländer Bauernhof	74
Heimkehr	77
Zurück auf die Schulbank	82
Wieder Boden unter den Füßen	79
Die maßgebenden Lehrer	91
Akademie-Alltag und neue Welten	91
Freunde fürs Leben	107
Lehrer in Burg a. d. Wupper – auf den Spuren	
Friedrich Wilhelm Dörpfelds	111
Chance und Wagnis des ganzheitlichen Unterrichts	118
Begegnungen in der Junglehrer-Arbeitsgemeinschaft	122
Menschliche Schicksale	126

Basel – Begegnung mit Karl Jaspers, Karl Barth und Karl Schefold	129
Hamburg – Verhängnis einer Promotionsordnung	125
Göttingen – Begegnung mit Erich Weniger	138
Schulvikariat im Doppelpack	143
Im kirchlichen Dienst	151
Begegnungen mit Lehrern und Katecheten	154
Gespräche zwischen Pfarrern und Lehrern	160
Verantwortung der Kirche für die Schule	162
Mitarbeit in anderen Landeskirchen	165
Dozent an der Pädagogischen Akademie Kettwig	169
Glück und Last der Kollegialität	172
Prüfungsordnungen und Prestigedenken	176
Studenten – Anspruch und Ansporn	187
Gründungsrektor der Pädagogischen Hochschule Hagen .	180
Der Hohenhof – ein würdiger Rahmen	182
Aufbau im parteipolitischen und konfessionellen Gegenwind	192
Pädagogische Hochschule in Hagen – nur ein Zwischenspiel	200
Impressionen vom Umbruch der Lehrerbildung in Dortmund	207
Unheil der Politisierung	208
Erfüllung und Ehrung	214
Pfade zur Versöhnung	219
Kate Hoydahl	219
Andrzej Jozef Kaminski	224
Else Krebs	227

Die Eltern

Unsere Eltern waren für meine Schwester und mich eine untrennbare Einheit, auch wenn sie sich durch Temperament, Lebensstimmung und Wesen unterschieden. So verschieden sie ihre Akzente im Umgang mit uns setzten, so blieben sie eins in ihrer gemeinsamen Verantwortung. Jeder respektierte den je eigenen Bereich des anderen. Während unsere Mutter für den Haushalt zuständig war, blieben Fabrik und Garten unserem Vater vorbehalten. Rivalitäten zwischen ihnen gab es nicht. Nie haben wir sie miteinander streiten sehen. Sorgen wurden geteilt und getragen. Schwierigkeiten wurden gemeinsam gemeistert. Das Wohl der Familie lag ihnen vor allem am Herzen, ohne sich der Not anderer zu verschließen. So wußten wir uns in ihrer Obhut geborgen und zur eigenen Lebensgestaltung ermutigt.

Die Mutter – Seele unserer Familie

Erkennbar für jedermann war Mutters warmes Wohlwollen für alle, die in ihren Lebenskreis traten. Es erwuchs aus einer alles verstehenden Güte, die ihr Wesen und ihr Handeln bestimmte. Als ältestes von sieben Kindern wurde Anna Karp am 1. April 1884 auf dem Stockfeld, einem 24 Hektar großen Bauernhof, geboren, der von ihren Eltern Gustav Karp und Emma geb. Pasch bewirtschaftet wurde. In dieser bäuerlichen Lebenswelt, die durch den Rhythmus von Saat und Ernte charakterisiert ist, blieb sie zeitlebens verwurzelt. Aus dieser ihr lieb gewordenen Bodenständigkeit brach sie nur einmal zu einem achttägigen Urlaub in den Westerwald auf, aus dem Vaters Vorfahren stammten. Dieses Heimischsein in vertrauten und überschaubaren Verhältnissen gab ihr ein Stück Lebenssicherheit, in der sie auch karge Zeiten durchzustehen vermochte.

Die Mühsal der Arbeit wurde leidvoll erfahren, wenn Tiere im Stall oder auf der Weide verendeten, wenn Krankheiten und Seuchen den Viehbestand bedrohten, wenn Hagel das Getreide niederwalzte oder der Frost die Wintersaat zerstörte. Auch Krieg, Inflation und Wirtschaftskrisen konnten ruinös wirken. So lernte sie von Jugend auf, sich mit Unabänderlichem abzufinden, aber zugleich

auch mit dem mühsam Erwirtschafteten sparsam hauszuhalten. Die zwangsläufig unsichere bäuerliche Existenz weckte die Solidarität unter den Geschwistern, die sich am Gemeinwohl orientieren lernen mußten, auch wenn dies nicht immer gelang.

Die partielle Vergeblichkeit der Arbeit auf dem Land hat meiner Mutter nie den Blick für das Wunder des Wachsens und Reifens verdunkelt. Sie lernte die Natur als Schöpfung Gottes in ihrem Reichtum und ihrer Schönheit, in ihrem Segen und ihrer Versehrbarkeit begreifen. Sie hatte Gefallen an den Katzen und ihren Jungen, die sie vor der Türe mit der übriggebliebenen Mahlzeit versorgte. Wie konnte sie sich still freuen, wenn die ersten grünen Spitzen der Schneeglöckchen sich durch den Schnee schoben oder die Narzissen und Tulpen den Frühling ankündigten oder die Dahlien im Vorgarten ihre herbstliche Farbenpracht entfalteten! Aber nie hat sie Blumen geschnitten und in die Vase gestellt. Ob es ihr wie ein Frevel vorkam, die Zeit ihres Grünens, Blühens und Welkens zu schmälern? Nur wenn jemand um einige Blumen bat, überließ sie es ihm, zu seiner Freude einen kleinen Strauß zu binden. Behutsamkeit kennzeichnete ihren Umgang mit allem Lebendigen.

Zu arbeiten war sie von Kindheit an gewöhnt. Arbeitsam blieb sie bis ins hohe Alter, wenn sie nicht nur unsere Wäsche, sondern auch die vom Stockfeld dort unter fast primitiven Bedingungen wusch. Keine Mühe war ihr zuviel. Ihr krummer Rücken verriet das große Maß ihrer selbstauferlegten Belastung über Jahrzehnte. Nie hat sie darüber gestöhnt. Es war ihr selbstverständlich, daß das Notwendige getan wurde. Erst im Alter ließ sie sich stundenweise Entlastung gefallen. Ihren frohen Sinn hat sie sich stets bewahrt.

Unsere Wohnung war schlicht eingerichtet. Viele Möbel stammten noch aus Vaters erster Ehe mit „Tante Amanda“, deren Portraitphoto über seinem Schreibtisch hing. Als zufällige Besucher dies befremdend und für unsere Mutter unzumutbar empfanden, entgegnete sie nur, daß es sie nicht störe. Ihr genügte, daß es ihrem Mann etwas bedeutete. Daß seine ganze Liebe unserer Mutter und uns Kindern galt, stand außer Zweifel.

Dieser Toleranz verdankten Vaters Patenjunge Ewald aus Wuppertal und sein Freund Gert ein seltenes Vergnügen. Wenn die



Die Mutter:
Anna Adele Horn
geb. Karp



Der Vater:
Rudolf Horn



Mit meiner Schwester Luise vor der Mühlenbrunnkolonnade in Karlsbad 1994

beiden in der Erntezeit nach der Arbeit den Küchentisch beiseite geschoben hatten, forderten sie unsere Cousine Herta und das Landjahrmädchen bei Grammophonmusik zum Tanz auf. Meine Mutter hatte ihren Spaß daran und verließ sich zu Recht darauf, daß alles im Rahmen blieb. Es störte sie auch nicht die Kissenschlacht im Kinderzimmer, bei der meine Schwester und ich mitmischten. Verstehen und Vertrauen leiteten ihren Umgang mit jungen Menschen.

Der Arbeitslohn meines Vaters sicherte unseren Unterhalt und legte die Grenzen dessen fest, was wir uns leisten konnten. Den einzigen Luxus, den unsere Mutter sich gönnte, war ein Viertelpfund Kaffee in der Woche und Butter. Besuchte sie in späteren Jahren eine kranke Bekannte in Wülfrath, kehrte sie bei Café Euer ein und bestellte eine Tasse Kaffee und ein Stück Kuchen. An Bescheidenheit in persönlichen Ansprüchen konnte keiner sie überbieten.

Ihr Mitgefühl bezog auch ihre Geschwister ein. Geduldig hörte sie zu, wenn einer von ihnen ihr seinen Kummer anvertraute oder wenn Meinungsverschiedenheiten ihr Einvernehmen störten. Sie riet immer zur Verständigung. Streit in jeder Form war ihr unerträglich. Lieber verzichtete sie auf eigenen Vorteil, wenn nur der Friede unter den Geschwistern gewahrt blieb, deren späteres Verhalten ihrem Edelmut jedoch Hohn sprach.

Uns Kindern war offenbar, daß ihre Güte und Friedfertigkeit in ihrer Frömmigkeit ihren Grund und ihr Maß fanden. In der ein-klassigen Schule und im Konfirmandenunterricht erwarb sie gleichsam die eiserne Ration für ihr Leben im Glauben. Hier eignete sie sich jene Psalmen an, die ihr Kraft, Mut, Trost und Hoffnung boten. Sie waren ihr noch gegenwärtig, als ich sie im kirchlichen Unterricht lernte. Sie lehrte auch uns beten und geleitete uns fürbittend ins eigenverantwortete Leben.

Mittags pflegte sie nach dem Essen das fällige Blatt vom Neukirchner Kalender zu lösen und las andächtig die Auslegung des biblischen Textes und die umseitige erbauliche Geschichte. In der Einfalt ihres Herzens vernahm sie im Zeugnis der Bibel Gottes Wort als Verheißung und Wegweisung, über die man nicht viele

Worte zu machen brauchte. Im Wort der Bibel begegnete ihr Jesus Christus als ihr Herr und Heiland, dem sie sich anbefahl. Auf ihn machte sie uns Kinder in ihrer Weise aufmerksam, auch wenn wir es nicht sogleich begriffen und bejahten.

Im Alter von 80 Jahren mußte sie sich noch einer Bruchoperation unterziehen. Ich besuchte sie gerade und konnte den Krankenwagen bestellen, der sie bei Schneegestöber noch rechtzeitig ins Krankenhaus nach Mettmann brachte. Der Chirurg verschwieg mir gegenüber nicht das Risiko eines solchen Eingriffs. In dieser Situation konnte ich mit ihr das Vaterunser beten. Nach etwa zwei Wochen wurde sie nach Hause entlassen.

Schon bald machte eine Alterssklerose ihr zu schaffen. In der Nacht schreckte sie oft auf und klagte über Schmerzen. Damit mein Vater und meine Schwester zwischendurch ungestört schlafen konnten, übernahm ich am Wochenende ihre Pflege und betete mit ihr die Psalmen, die sie inwendig als Schatz des Trostes und der Hoffnung bewahrte und erinnerte. Ergeben in Gottes gnädigen Willen ertrug sie ihre Krankheit klaglos, aus der sie am 1. März 1967 – ein Monat vor ihrem 83. Geburtstag – in den ewigen Frieden Gottes heimgeholt wurde.

Der Vater – Vorbild für Verantwortung

Als drittes von fünf Kindern wurde mein Vater Rudolf Horn am 13. April 1887 in Mettmann geboren. Sein Vater verdiente als Schlosser den Lebensunterhalt für die Familie, in der eine schlichte Frömmigkeit abseits der Landeskirche das Leben bestimmte. Daß älteren Menschen mit Respekt zu begegnen sei, erfuhr mein Vater als Kind auf einprägsame Weise. Mit anderen Jungen hatte er eine alte Frau gehänselt. Als sein Vater abends davon erfuhr, ließ er ihn aufstehen und sich anziehen, um mit ihm die Beschimpfte um Verzeihung zu bitten. Er war erst zwölf Jahre alt, als sein Vater im Alter von 49 Jahren verstarb.

Wegweisend für ihn wurde die Begegnung mit Gottfried Wetzel, der als Homöopath und Armenpfleger jahrzehntelang in Mettmann gewirkt hat. Vor allem sammelte er konfessionsübergreifend die Schulentlassenen im „Christlichen Verein junger Männer“, gestaltete

mit ihnen die Freizeit, wanderte und unternahm mehrtägige Fahrten, sogar in die Schweiz. Am Rande Mettmanns boten ausgediente Eisenbahnwaggons Unterkunft für Treffen am Wochenende. Dort wurde übernachtet, gemeinsam gekocht und gegessen, offen diskutiert und im Posaunenchor eifrig geübt.

Als einer der wenigen rauchte mein Vater. Das veranlaßte Wetzels zu der Wette, ihm einen Kuß zu geben, wenn er ein Jahr lang das Rauchen mied. Ein solcher Kuß galt in der damaligen Zeit als auszeichnende Geste für besonders enge Verbundenheit. Zugleich ließ er durchblicken, daß er ihm solche Selbstdisziplin kaum zutraute. Dieser – wohl pädagogisch orientierte – Zweifel weckte den entschlossenen Willen, dem Laster nicht nur für ein Jahr, sondern für immer zu entsagen. Die gemeinsame Verehrung festigte den inneren Zusammenhalt der „Wetzeler“ so, daß sie über Wetzels Tod hinaus zusammenhielten und sein Andenken pflegten.

Da mein Vater sehr naturverbunden war, entschloß er sich nach einem Umweg in einer unbefriedigenden Tätigkeit, in der Landwirtschaft tätig zu werden. Bald erwarb er sich das Vertrauen des Bauern, der ihm als Verwalter weitgehend die Verantwortung für den Hof überließ. Bei der Vielfalt bäuerlicher Arbeit spürte er sein unzulängliches Wissen über Ackerbau und Viehzucht. Darum besuchte er im Winter 1909/10 und 1910/11 die „Landwirtschaftliche Winterschule“ in Vohwinkel, die er mit gutem Erfolg absolvierte. Seine gediegenen Kenntnisse brachte er später im „Gartenbauverein“ ein und nutzte jede Gelegenheit zur Fortbildung in Vorträgen und Kursen. Als Kassierer nahm er gewissenhaft eine lästige Aufgabe über viele Jahre wahr. Ich durfte ihn manchmal begleiten und erlebte, wie angesehen er war und viele seinen Rat erbaten. Als ein säumiger Fabrikant sich durch seine Hausangestellte verleugnen ließ und erst zu einem späteren Termin seinen Beitrag entrichten wollte, empfand ich dies als demütigend und teilte Vaters Empörung, der beim Vorstand seinen Ausschluß forderte.

Sein Groll über solch kränkendes Verhalten wurde noch dadurch verschärft, daß jener Fabrikant – wie auch seine Eltern – zur „Christlichen Versammlung“ gehörte, in der er sich als Kind bei der Weihnachtsbescherung als benachteiligt empfunden, sich aber

gebührend zu bedanken hatte. Später beschwerten ihn einzelne Rituale dieser Frömmigkeit, deren Ernst er nie anzweifelte, deren Gesetzlichkeit ihm jedoch mißfiel. Als seine Schwester Luise an Tuberkulose sterbenskrank lag und er mit anderen um die Erlösung von ihren Qualen gebetet hatte, wurde ihm am offenen Grab zu verstehen gegeben, daß die Leidtragenden still zu sein hätten. Ein solches Ansinnen erschien ihm unaufrechtig. Enttäuscht kehrte er sich von den „Dissidenten“ ab, wie sie in amtlichen Urkunden bezeichnet wurden, und trat in die Evangelische Kirche ein.

Da die Entlohnung in der Landwirtschaft sehr gering war, ging mein Vater 1914 ein Arbeitsverhältnis bei den Immalin-Werken ein, die vor allem durch Bohnerwachs und Schuhcreme weit bekannt wurden. Bald war er als Vorarbeiter für die „Kocherei“ verantwortlich und blieb über 40 Jahre der Firma verbunden. Noch als Rentner tat er Dienst als Pförtner und Nachtwächter im wöchentlichen Wechsel. Durch seine Fachkompetenz, Pflichttreue und menschliche Verlässlichkeit erwarb er sich bei Belegschaft und Betriebsleitung hohes Ansehen, das ihm die Chefin noch bei seinem Begräbnis bezeugte.

Der erste Weltkrieg war ein markanter Einschnitt in seinem Leben. Da seine körperliche Verfassung durch ein Magenleiden schwankte, wechselte sein Fronteinsatz mit Aufgaben im Hinterland. Über die Marneschlacht und die Kämpfe an der Somme hat er Tagebuch geführt, obgleich es untersagt war. Diese Aufzeichnungen hatten mich so beeindruckt, daß ich als Schüler sie abschrieb. Leider sind beide Dokumente beim Wohnungsbrand verschollen. Nur gelegentlich und eher zurückhaltend ließ er diese gefährvolle Zeit in seinem Erzählen aufleben, fern von allem Hurra-Patriotismus. Einige Begebenheiten haben sich mir jedoch so eingeprägt, daß ich sie wenigstens anzudeuten vermag.

Als einfacher Soldat fand er vor versammelter Mannschaft Anerkennung durch seinen Kompaniechef für seinen unerschrockenen Einsatz bei der Bergung von Verwundeten und Gefallenen hinter den feindlichen Linien. Sich freiwillig zu melden, erschien ihm selbstverständlich, und es forderte seinen Spott heraus, wenn Kameradschaft nur in der Kantine lautstark beschworen wurde. Er

fand es geschmacklos, wenn bierselige Unteroffiziere über ihre Heldentaten prahlten und Offiziere in der Etappe sich wie ungekrönte Häupter aufspielten. Es empörte ihn, wenn das Eiserne Kreuz Drückebergern und Schmeichlern verliehen und ihm vielfach zugesagter Heimaturlaub verweigert wurde. Auch scheute er sich nicht, den Dienstweg zu umgehen und sich beim Kommandeur über Mißstände zu beschweren. Selbst angedrohten Arrest fürchtete er nicht, wenn er von der Rechtmäßigkeit seines Verhaltens überzeugt war. Als ein Unteroffizier ihn bei der Verpflegungsausgabe bezichtigte, falsch gewogen zu haben und ihn als verdammten Rheinländer beschimpfte, beharrte er darauf, ihm ordnungsgemäß seinen Proviant zugeteilt zu haben. Auch eine angekündigte Beschwerde bei seinem Vorgesetzten konnte ihn nicht einschüchtern.

Sein Sinn für Gerechtigkeit bewog meinen Vater nach dem Tod seiner Frau Amanda, das ihr als Erbe schon übertragene Haus an ihre Mutter zurückzugeben, weil er durch die Heirat mit meiner Mutter am 18. November 1922 nicht mehr selbst für ihren Lebensabend sorgen konnte. Das löste heftigen Unwillen bei seinem Schwiegervater aus, der ihn der Weltfremdheit zieh. Wie wenig dieser Vorwurf zutraf, bewies er auch dadurch, daß er dessen blasenkranken Bruder Gottfried den Katheter zu setzen lernte, nachdem dem Arzt der vier Kilometer lange Weg von Wülfrath zu beschwerlich geworden war.

Als nach dem Tod meiner Großeltern 1934 die Schwäger Paul und Gustav fürchteten, den elterlichen Hof wegen der hohen Belastung nicht übernehmen und weiterführen zu können, schlug mein Vater den Geschwistern vor, auf einen erheblichen Teil ihres Erbes zu verzichten und ihr verbliebenes Erbe als unkündbare Hypothek ins Grundbuch eintragen zu lassen. Die Auszahlung des Erbes sollte sich nach der Ertragslage richten. So begnügte sich jeder vorerst mit den jährlich anfallenden Zinsen, die gering bemessen waren. Diese Großmut ist ihm nie gelohnt worden. Die letztwilligen Verfügungen der beiden Schwäger benachteiligten meine Mutter und unsere Familie sehr. Dies Unrecht hat meinen Vater geschmerzt, aber nicht verbittert.

Die Verantwortung für seine Familie blieb ihm zeitlebens verbindlicher Maßstab für sein Handeln in Beruf und Freizeit. Der Familie galt seine vornehmste Sorge. Daß seine Mutter ihren Lebensabend bei ihm und meiner Mutter verlebte, verstand sich von selbst. Auf eigene Ansprüche hat er gerne verzichtet, um meiner Schwester und mir eine Schulbildung zu ermöglichen, die ihm versagt geblieben war. Sein Familiensinn bewährte sich, wenn Verwandte in Not gerieten und er ihnen helfen konnte. Wenn bei widrigem Wetter die Ernte eingeholt werden mußte, packte er tüchtig mit an. Als sein Bruder mit seiner Familie aus dem sudeten-deutschen Gablonz fliehen mußte, wurde unser kleines Wohnzimmer so umgestaltet, daß er und Tante Mizzi vorübergehend ein Unterkommen fanden, bis sie mit den anderweitig verteilten Kindern Friedel, Irma und Otto in eine eigene Wohnung umziehen konnten. Monatelang war Mutters Cousine Else bei uns zu Gast, als sie mehrfach in Essen ausgebombt wurde.

Nach dem Tod meiner Mutter am 1. März 1967 versorgte mein Vater rührend meine berufstätige Schwester und führte den Haushalt. Wenn ich mit Sohn Johannes ihn freitags besuchte, wartete er mit einem wohlschmeckenden Essen auf uns. Als meine Schwester am Karsamstag 1973 von einem Auto rücksichtslos angefahren wurde und sechs Monate im Krankenhaus verbringen mußte, hat er sie seelisch aufgerichtet. Auch machte er ihr Mut, wenn sie sich über Schikanen bei der Co-op beklagte. Zum Glück konnte ich ihr zu ihrem Recht verhelfen, bevor sie ihre Rente bezog und eine Entschädigung erhielt.

Es war mir eine innere Genugtuung, meinem Vater beistehen zu können, als alle zwei Wochen der Katheter gewechselt werden mußte, ich ihn zum Urologen begleitete und Verwandte besuchte. Die wöchentlichen Besuche mit Johannes bereiteten ihm große Freude, und am Ergehen meiner Familie nahm er stets innigen Anteil. Ihm in den letzten vier Wochen seines arbeitsreichen Lebens Tag und Nacht nahe gewesen zu sein, empfinde ich noch heute als Geschenk des Himmels. Daß ein schleichender Magenkrebs seine Lebenskraft aufzehrte, ist ihm nicht bewußt geworden. Am letzten Abend erwachte noch einmal sein Lebenswille, der ihn von seinem

Krankenlager aufstehen und um den Küchentisch gehen ließ. Wie gewohnt wünschten wir uns eine angenehme Nachtruhe und ahnten nicht, daß sich in den Morgenstunden des 1. September 1980 sein Lebenskreis schließen würde – im Alter von 93 Jahren.

Glückliche Kinderjahre im Hinterhaus

Nach Erzählungen aus dem Familienkreis konnte ich nicht schnell genug auf die Welt kommen. Mein Vater war noch nicht mit der eilig herbeigerufenen Hebamme zurückgekehrt, als ich schon da war. Tante Frieda, die nebenan mit Onkel Hermann und Tochter Erna auch zur Miete wohnte, hatte meiner Mutter beigestanden, so daß der Hebamme nicht mehr viel zu tun übrig blieb. Das war am 1. Dezember 1927.

Nun mag das Wort Hinterhaus Vorstellungen wecken, die an Zilles Milljöh in Berliner Hinterhöfen anknüpfen und den Eindruck einer tristen Kindheit suggerieren. Von Öde und Leere, von verzweifelter Armut und lähmendem Lebensüberdruß ist meine Kindheit nicht überschattet worden. Wohl konnten meine Eltern sich keinen Luxus leisten, denn der Lohn eines Vorarbeiters war nicht gerade üppig. Er reichte aber, um satt zu werden und sich ordentlich kleiden zu können. Lichtdurchlässige Hosen wurden mit einem aufgenähten Flicker ausgebessert und die Strümpfe so lange gestopft, bis sie nur noch als Lappen für das Eincremen und Blankputzen der Schuhe verschlissen wurden.

Zu Mittag gab es nahrhafte Hausmannskost mit Kartoffeln und wechselndem Gemüse, wie es aus dem gepachteten Garten geerntet wurde. Bei aller Sparsamkeit gönnte sich meine Mutter „gute Butter“. Rübenkraut war der bevorzugte Brotaufstrich. Sonntags gönnten wir uns einen kleinen mit Schokoladenguß versehenen Rodonkuchen. Not haben wir nie gelitten. Man richtete sich ein und kam mit dem aus, was der 50-Stunden-Wochenverdienst meines Vaters hergab.

Wohl kam es vor, daß mitfühlende Bürger meinem Vater Geld für eine Tafel Schokolade unauffällig in die Hand drückten, als er mit „seinen“ vier Kindern im nahegelegenen Stadtwald spazieren ging und wir uns auf Schaukel oder Wippe vergnügten. Zu meiner

Schwester Luise gesellten sich nämlich bei diesen Spaziergängen noch meine Cousinen Erna und Herta, die gerne mit ihrem Onkel Rudolf etwas unternahmen. Sei es, daß wir uns in der Adventszeit bei einem Bummel durch die Stadt, die damals etwa 12.000 Einwohner mit den umliegenden „Honschaften“ zählte, die Auslagen in den Schaufenstern anschauten. Sei es, daß wir später mit dem Fahrrad die nähere Umgebung erkundeten.

Unsere im 1. Stock gelegene Wohnung bestand aus einer Küche, in der sich fast das ganze Leben abspielte, und einem Wohn- und Schlafzimmer. Mit besonderem Interesse verfolgte ich immer wieder, wie mit Einbruch der Dunkelheit der Glühstrumpf der Gaslampe entzündet wurde, die den Raum bescheiden erhellte. Aufregend war auch, wenn der Glaszylinder von der Petroleumlampe abgehoben, mit einem Streichholz der Docht entflammt wurde und ein Spiegel den Lichtschein verstärkte. Durch Drehen eines Knopfes ließ sich die Lichtstärke regulieren. Es wurde erst voll aufgedreht, wenn man die Treppe in den finsternen Keller betrat. Dort lagerten Kohlen, Brikett und Holz, getrennt von den Einmachgläsern, den Holzstiegen mit Äpfeln und anderen Lebensmitteln.

Der mit Steinplatten gepflasterte Zugang zur Haustüre bot Raum zu mancherlei Spielen mit dem Ball, vorausgesetzt unser Lärm störte nicht andere. Ein schmaler Vorgarten, abgeschirmt durch eine hohe Mauer gegen das Gelände des benachbarten Malerbetriebs, ließ kleine Stauden und verschiedene Blumen sich entfalten. Beim Spiel „1, 2, 3, wer hat den Ball?“ hieß es aufpassen, daß keine Pflanzen umgeknickt wurden. Dort durfte ich auch mit Murmeln spielen.

Auf dem Vorplatz konnte ich eine ausgediente Fahrradfelge mit einem Holzstock vorwärtstreiben, geschickt Kurven drehen und mit Konkurrenten um die Wette rennen. Daß dies nicht ohne Schrammen abging, gehörte zum Spaß des Spiels. Nur einmal bereitete ich meiner Mutter Kummer, als ich von einem älteren Jungen auf dem Gepäckträger seines Drahtesels mitgenommen wurde und beim Ausbalancieren mit meinem rechten Fuß in die Speichen des Hinterrades geriet. Das tat entsetzlich weh. Auch brauchte es längere Zeit, bis die große Schürfwunde verheilt war. Zum Glück wurden

solche schmerzlichen Erfahrungen nicht über Gebühr bewertet und moralisch ausgeschlachtet. Sie gehörten zum Leben, das wohl selbst ein Risiko war.

Ein einziges Mal verließ ich den vom Küchenfenster überschaubaren Spielraum vor dem Haus, als ich durch die „Löf“, einen tunnelartigen Durchgang, auf die Straße rannte und mich einem fremden Jungen anschloß. Der wollte an einem Tümpel – etwa ein Kilometer am Rande der Stadt – Wasserflöhe fischen. Bei dieser Exkursion verging die Zeit im Flug, und ich dachte nicht daran, daß meine Mutter mich besorgt suchen würde. Als ich fast zu Hause war, kam mir meine Mutter entgegen. Ohne sich nach den Umständen zu erkundigen, erteilte sie mir zwei oder drei Handschläge auf den Po. In ihren Augen standen Tränen der Sorge, die mich die wohl dosierte Strafaktion ohne Widerstand und Murren annehmen ließen. Einigen Passanten jedoch schien diese öffentlich vollzogene Maßnahme anstößig, und sie stellten meine Mutter zur Rede. Die aber kümmerte sich nicht um den kleinen Auflauf und konterte in ihrem plattdeutschen Dialekt: „Dat is min Jong, un do hant Se nix mit to donn!“ Sie nahm mich an die Hand und drückte mich in der „Löf“ fest an ihr Herz. Schon als gescholtenes Kind habe ich ihr Handeln nie als ungebührlich und traumatisch empfunden. Ähnliche Vorfälle häuften sich nie zu einer Hypothek, die ein beruhigtes Gewissen erneut verstören und gefügig machen sollte. Mit dem Vollzug gehörte die „Un-tat“ endgültig der Vergangenheit an. Liebe, die gerne vergibt, behielt stets das letzte Wort.

Zu meiner Lebenswelt gehörte auch der großelterliche Bauernhof, obgleich er etwa vier Kilometer entfernt war. Er umfaßte 24 Hektar Land und wurde von den unverheirateten Onkeln Paul und Gustav und der verwitweten Tante Emma bewirtschaftet. Mit den Großeltern verbrachte noch mein Großonkel Gottfried den Lebensabend auf dem Stockfeld, wie die amtliche Flurbezeichnung lautete. Die Mahlzeiten wurden in einem niedrigen Raum eingenommen, den man „Backes“ nannte, weil von hier aus der Backofen beschickt werden konnte, unter dem Mölli, ein gutmütiger Spitz, sein Quartier hatte. Eine dicke eichene Tischplatte ruhte auf einem von vier gedrehten Holzsäulen getragenen Sockel. An zwei Seiten standen

Sitzbänke, deren eine unter einem Deckel Platz hatte für Kissen und eine Spielsammlung. Nur gebückt gelangte man über zwei Stufen in den Raum, der von einem riesigen Herd erwärmt wurde. Ein Knecht und eine Magd nahmen mit der Familie die Mahlzeiten ein. Kamen unerwartet Bekannte, so wurden sie an den Tisch genötigt.

Der Großvater war eine ehrwürdige Erscheinung, deren Haar schlohweiß und deren Kinn von einem unwahrscheinlich großen Bart umrahmt war. Er gemahte an einen Patriarchen, der alles mit fester Hand regierte. Die Großmutter war eine stille und gütige Frau. Ihre rauen Hände verrieten, wie sie zeitlebens hart arbeiten mußte. Sie tröstete mich einmal mit einer blanken Markmünze, für die ich mir ein Album für Zigarettenbilder kaufte.

Eindrücklich blieb mir vor allem ihre Goldhochzeit, die am 20. Dezember 1932 großartig gefeiert wurde. Zu der nahen und weiteren Verwandtschaft stießen die Nachbarn, die dicht gedrängt in den einander angrenzenden Wohnstuben saßen. Der Posaunenchor, dessen blitzende Instrumente meine Aufmerksamkeit erregten, bereicherte mit seinen Chorälen das seltene Fest. Als jüngster Enkel hatte ich ein Gedicht gelernt. Als ich beim Aufsagen stockte, wollte mir der Pastor ein Stichwort zuflüstern, aber ich soll entgegnet haben, daß ich das auch alleine könnte. Lachend und klatschend wurde ich für meinen ersten öffentlichen Auftritt gelobt.

Wie eng benachbart Leben und Tod waren, wurde mir sinnenfällig, als keine zehn Wochen nach der Goldhochzeit der Opa – 81 Jahre alt geworden – in der hinteren Wohnstube aufgebahrt war. In einem langen Leichenzug gaben ihm viele Menschen das letzte Geleit zum Friedhof in Mettmann. Etwa 1 ½ Jahre später wurde meine Mutter ans Telefon gerufen. Ich durfte sie ins Büro unter unserer Wohnung begleiten. Ein ungewohnter Blick in die Technik eröffnete sich mir, als mir ein Angestellter eine kleine Hörmuschel reichte und ich mich wunderte, wie deutlich die Stimme meines Onkels auf dem Stockfeld klang. Daß man über eine solch weite Entfernung miteinander sprechen konnte, versetzte mich in Stauen. Traurig entnahm ich dem Telefonat, daß es wohl mit der Oma zu Ende ging. Meine Mutter schluchzte leise und ging mit mir in die Wohnung zurück. Mein Vater machte sich gleich nach Feierabend

auf den Weg, um an ihrem Bett zu wachen und der Heimgegangenen den letzten Dienst zu erweisen. Ich erinnere noch, wie mein Vater sich zu mir beugte und fragte, ob ich die Oma noch einmal sehen wollte. Ich bejahte es und stieg mit ihm auf den Söller, wo im Herbst die gepflückten Äpfel lagerten. Hier lag nun die Oma bleich im geöffneten Sarg, die Hände über dem Bauch gefaltet, eingehüllt in weißes Laken. Ich empfand keine Angst, da meine Mutter betend neben mir stand und noch einmal liebevoll zart das Antlitz der Verstorbenen streichelte. Die Stille in diesem schmucklosen Raum verband sich mit den gelassenen Gesten der schweigend um den Sarg Stehenden.

Daß das Leben ringsum nicht erloschen war und der Alltag sein Recht forderte, kam mir durch das Muhen der Kühe im Stall drunter zu Bewußtsein. In dieser Situation fing ich an zu begreifen, daß Leben und Tod irgendwie zusammengehörten.

Auch aus der Stadt war damals der Tod nicht verbannt. Leichenzüge waren ein gewohntes Bild. Daß der Tod auf dem Weg war, signalisierte der katholische Geistliche, wenn er mit Ministranten und der Monstranz zur letzten Ölung eines Sterbenden gerufen wurde. Daß ein Jahrzehnt später der Tod in den Bombennächten und auf den Schlachtfeldern grausige Ernte halten werde, ahnte damals niemand.

Als Vierjähriger durfte ich in den evangelischen Kindergarten gehen. Zwei Gruppen wurden von Tante Martha, einer respektgebietenden, aber sehr kinderlieben Leiterin, und einer Helferin betreut. Stolz war ich, daß ich bald allein den Weg von der Poststraße 1a in die Eichstraße zurücklegen konnte, wobei es unterwegs manches zu sehen und zu bestaunen gab. Auch konnte ich den Weg etwas variieren, wenn es mir gerade einfiel.

Bei jedem Wetter konnten wir im Sand spielen, denn ein hohes und großes Dach schützte vor der Unbill der Witterung. Es war schön, mit anderen spielen zu können. Zuhause allein auf die Schwester angewiesen zu sein, war doch etwas eintönig und langweilig. Behutsam wurden wir in eine Ordnung eingewiesen, wenn wir nach dem Spielen uns die Hände wuschen oder vor dem Frühstück beteten, wenn wir gesammelt auf ein Märchen oder eine

biblische Geschichte lauschten oder wenn wir bei einem Spaziergang über den angrenzenden Friedhof nur gedämpft miteinander sprachen.

Als ich eines Mittags zu Hause glückstrahlend meiner Mutter Bauklötze präsentierte, die ich in der geräumigen Schürzentasche versteckt hatte, nahm sie mich auf ihren Schoß und erklärte mir, daß diese dem Kindergarten gehörten und ich sie nachmittags wieder an Ort und Stelle zurücklegen möge. Da wurde nicht moralinsauer von Diebstahl oder ähnlichen Delikten gesprochen. Die Sache war klar: Das gehört dir nicht. Das kann hier nicht bleiben. Mein Gewissen blieb von kränkenden Vorwürfen verschont. Mit dem Versprechen, die Bauklötze gleich zurückzubringen, war der Fall erledigt.

Schulanfang

Am 17. April 1934 wurde ich in der evangelischen Pestalozzi-Schule an der Gartenstraße eingeschult, ohne wissen zu können, daß der Namenspatron dieser achtklassigen Volksschule gleichsam programmatische Bedeutung für meinen weiteren Lebensweg erlangen würde. Noch war dieser Name eine bloße Bezeichnung, unterschieden von der anderen evangelischen Volksschule, die an den Feldmarschall von Hindenburg erinnerte, dessen kantiger Kopf farbig unseren Porzellan-Brotteller zierte. Sein Tod am 2. August 1934 hat mich wohl deshalb sehr berührt, weil mich sein schlichtes Feldbett als Totenlager sehr beeindruckt hat. Natürlich wußte ich als fast Siebenjähriger nichts von dem Verhängnis, daß Hitler nun auch das Amt des Reichspräsidenten für sich beanspruchte und die Wehrmacht auf seine Person vereidigen ließ.

Verglichen mit dem allgegenwärtigen Bild des „Helden von Tannenberg 1914“ war Pestalozzi der völlig Unbekannte. Es bedurfte eines langen Weges, um eine klare und begeisternde Vorstellung von dem wechselvollen Leben des Schweizer Pädagogen zu gewinnen, dessen beispielhaftes Wirken mich später Jahrzehnte beschäftigen sollte.

Zur Schule zu gehen und zu lernen, wurde für mich so selbstverständlich, daß es nie in Frage gestellt wurde. Lernen, wie es in der

Schule erwartet, vollzogen und gefordert wurde, machte mir mehr Spaß als vielen andern der 24 Mädchen und 18 Jungen. Diese genauen Zahlen habe ich aus dem Foto abgelesen, auf dem wir Erstkläßler mit Lehrer Willi Landgrebe in typischer Manier abgelichtet waren (S. 29). Mit fünf Kindern wechselte ich 1938 in die Oberschule für Jungen. Etwa ein Dutzend der Schulanfänger besuchte mit mir später den kirchlichen Unterricht. Mit keinem entwickelte sich eine Freundschaft.

Lehrer Landgrebe, der uns nur im 1. Schuljahr betreute, befahlte als Stammführer das hiesige Deutsche Jungvolk. Nach dem Krieg begegnete ich ihm ohne innere Reserve, als ich als Student der Pädagogischen Akademie ihn in einem Kurs für ganzheitlichen Unterricht wiedertraf. Als er mich darauf ansprach, daß wir uns im Jungvolk doch geduzt hätten und er das auch jetzt gerne aufrechterhalten wissen wolle, äußerte ich ihm meine Vorbehalte, die er gelten ließ.

Es gab keine böse Erfahrung mit ihm als Lehrer. Das positive Verhältnis wurde auch nicht getrübt, als er mir einmal eine leichte Ohrfeige verpaßte. Er ließ mich den Schluß einer Fibelgeschichte lesen. Da das Quantum ihm zu gering erschien, forderte er mich auf, rückwärts zu lesen. Da wurde offenkundig, was Tante Frieda schon gegenüber meiner Mutter als Verdacht angedeutet hatte: „Der Hermann kann gar nicht lesen. Er kann es nur auswendig.“ Ich geriet bei diesem Versuch ins Stocken und Stottern. Die Ohrfeige habe ich ihm schon damals nicht verübelt. Es war der kräftige Anstoß, nun lesen zu lernen – eine Kunst, ohne die mein Leben leer und schal geblieben wäre.

Ganz anders wertete ich eine Strafkation des Rektors, der einen etwa zwölfjährigen Schüler mit einem Rohrstock verprügelte. Was als abschreckende Maßnahme gedacht und zelebriert wurde, erregte bei mir Abscheu. Alle 8 Klassen standen in gewohnter Aufstellung auf dem Schulhof, als der Übeltäter sich bücken mußte und ihn der Hieb schmerzhaft traf, der durch die körperliche Halbdrehung des Schulleiters noch zusätzlich an Wucht gewann. Dem Delinquenten gehörte das Mitgefühl der meisten.



1. Schuljahr 1934 mit Lehrer Landgrebe

Zu diesem kritischen Urteil war ich vielleicht durch die andersgeartete Strafpraxis zu Hause fähig. Körperliche Züchtigung war mir bisher fremd geblieben. Entsprach ich nicht den Normen selbstverständlicher Gesittung, so genügten ein tadelnder Blick, ein mahnendes Wort, eine Mißfallen bekundende Geste oder ein sanfter Klaps auf den Po. Aber selbst diese mißbilligenden Aktionen blieben vereinzelt und waren umschlossen von Wohlwollen, Verständnis und Vertrauen, so daß ich die Liebe meiner Eltern gerne mit gleichgestimmter Zuneigung beantwortete. Gerade durch die behutsame Art ihrer Reaktionen auf unterschiedlich begründetes und abgestuftes Fehlverhalten wurde meine Bereitschaft zu Achtung und Gehorsam gestärkt und kultiviert.

Nach einem halben Jahr bescheinigte das erste Zeugnis, daß ich einen guten Anfang gemacht hatte. Das nächste Versetzungszeugnis differenzierte schon etwas. Während die Noten für Betragen, Fleiß, Rechnen und Schönschreiben gut hießen, fand sich bei Lesen fast gut. Dieses Spektrum setzte sich in den folgenden Schuljahren ähnlich fort. Mein Interesse verteilte sich fast gleichmäßig auf alle Fächer. Die Leistungen im Turnen und Zeichnen pendelten zwischen gut und genügend. Mit den verschiedenen Lehrerinnen und Lehrern kam ich ohne Schwierigkeiten zurecht. Das Lernen bereitete mir keine Mühe. Die Freude meiner Eltern über meine Erfolge und ihr Lob waren mir Lohn genug.

Daß die Schule mir weiter Spaß machte, verdankte ich vor allem meiner Klassenlehrerin im 3. und 4. Schuljahr Margarete Frickenhaus. Sie gestaltete den Unterricht nicht nur abwechslungsreich und interessant, sondern hatte auch einen Blick für jeden einzelnen und seine Welt, aus der er kam. So nahm sie wahr, daß meine Hose besonders strapazierfähig geflickt war. Sie erkundigte sich danach, wer so etwas machte. „Oma Brill“, war meine prompte Antwort, und ich erzählte, wie diese die durchscheinend gewordenen Stellen mit einem Stoffrest unterlegte und auf der Singer-Nähmaschine in mehreren Bahnen fest verknüpfte. Wenn der Flicker durch ein auf der Herdplatte erwärmtes Bügeleisen geschmeidig gemacht war, scheuerte die Hose nicht und hielt wieder für längere Zeit.

Als Fräulein Frickenhaus in der Heimatkunde auf die heimische Industrie zu sprechen kam, ließ sie meinen Vater fragen, ob er nicht Proben von verschiedenen Wachssorten und Farbstoffen für die Schulsammlung besorgen könne, mit denen in den Immalin-Werken Schuhcreme und Bohnerwachs produziert wurden. Schon wenige Tage später konnten meine Mitschüler die einzelnen Wachsorten anfassen und beschnuppern. Auch wurden sie darüber informiert, wie die verschiedenen Sorten im rechten Mischungsverhältnis gewogen, in großen Behältern geschmolzen und in Dosen abgefüllt wurden. In der Kocherei war mein Vater als Vorarbeiter für die erforderliche Zusammensetzung der verschiedenen Schuhcremes und für den Produktionsvorgang verantwortlich. Auf ihn war ich stolz, als er mich eines Tages durch den Betrieb führte und mir alles erklärte. Schon als kleiner Junge hatte ich ihm öfter in einem „Henkelmann“ das Mittagessen gebracht und dabei gehört, wie er von seinen Kollegen als tüchtig und hilfsbereit geachtet wurde.

Gegen Ende des 4. Schuljahres ging es um die Frage, ob ich auf die höhere Schule gehen sollte. Als Fräulein Frickenhaus meinem Vater dazu riet, war sie überrascht, wie spontan er sich mit dem Schulwechsel einverstanden erklärte. Insgeheim hatte sie die verständliche Sorge, daß die finanzielle Belastung durch Schulgeld und Lehrmittel bei dem geringen Lohn eines Arbeiters vielleicht doch unzumutbar sein könnte. Mir hat sich unverlierbar eingeprägt, wie selbstverständlich und unbeirrbar meine Eltern diese Entscheidung gefällt haben. Entschieden und zuversichtlich schob mein Vater Einwände mißgünstiger Arbeitskollegen beiseite, die ihm einreden wollten: „Wenn din Jung wat jeworden is, kickt he dech nit mit dem Hingerschten an“. Er erwiderte darauf nur: „Do han ich ken Sorg.“ Es erfüllt mich noch heute mit Genugtuung, daß ich dem Vertrauen meiner Grundschullehrerin und meiner Eltern habe entsprechen dürfen.

Der verehrten Lehrerin blieb ich bis zu ihrem Tod im Alter von 80 Jahren durch Besuche in Bad Godesberg und durch einen regen Briefwechsel verbunden, der sie Anteil nehmen ließ an meinem weiteren Lebensweg. Nach meiner Promotion und Ernennung zum Professor meinte sie, mich endlich mit „Sie“ anreden zu müssen,

was ich mir jedoch verbat. So blieb es bei dem mir vertrauten Du. Bei ihrer Trauerfeier rühmte ich sie in ihrer wegweisenden Bedeutung für mein Leben.

Aus der Stadt aufs Land

Im Frühjahr 1935 war in dem zum Stockfeld gehörenden Haus „Nockenheide“ eine kleine Wohnung frei geworden. Nebenan wohnte das ältere Ehepaar Kaiser mit seiner unverheirateten Tochter Gertrud, und im Obergeschoß hatte ein etwa achtzigjähriger Mann von kleiner Gestalt sein bescheidenes Domizil. Sein sorgsam gepflegter weißer Vollbart verlieh Ohm Dörneburg eine Würde, die mir Respekt abnötigte. Auch beeindruckte mich seine Frömmigkeit, in der er durch den Herrn Jesus mit Gott gleichsam auf gutem Fuß lebte.

Die Wohnung mit eigenem Zugang mußte erst hergerichtet werden. Der ausgesiente Ziegenstall wurde zu unserem Wohnzimmer umgebaut, das von der Küche erreichbar war. In einem größeren Abstellraum fanden neben unseren drei Fahrrädern unsere Zinkbadewanne und eine ältere Anrichte Platz, in der seltener gebrauchte Töpfe, Pfannen und andere Utensilien untergebracht waren. Reste von Mahlzeiten konnten hier abkühlen. Hier stand auch der Ständer mit der Waschschüssel, in die aus einem Eimer das draußen der Pumpe entnommene Wasser geschöpft wurde. Über eine Treppe und einen kleinen Flur erreichte man die beiden Schlafzimmer. Der ehemalige Heuboden war umfunktioniert zum erweiterten Elternschlafzimmer, in dem auch mein Bett stand.

Besonders attraktiv erschien mir der gewölbte und weiß gekalkte Keller, in dem die Kartoffeln lagerten und auf Regalen sich viele Einkochgläser mit Strauchbohnen und Beerenobst aneinander reihten. Äpfel und Birnen wurden in Holzstiegen verwahrt und regelmäßig auf faulende Stellen kontrolliert. Unter dem Gewölbe kauerten wir uns, wenn in den Kriegsjahren die Bomberverbände über uns hinwegflogen, um ihre todbringende Last über Düsseldorf, dem Ruhrgebiet oder Wuppertal auszuklinken.

Der Garten verschaffte besonders meinem Vater einen erholenden Ausgleich für die anstrengende Arbeit in der Fabrik. Hier konnte er seinem Hobby nachgehen, auch wenn dies mit andersgearteter Mühe verbunden war. Hier erlebte ich sehr konkret die Abhängigkeit der Ernte von ständiger Sorgfalt, ordentlich gedüngtem Boden und günstigen Wetterbedingungen. Das Geheimnis des Lebens, das der Mensch nicht hervorbringen kann, sondern hüten und pflegen muß, offenbarte sich mir in jahrelangem Umgang.

So lernte ich – gleichsam nebenbei – daß Wachsen und Gedeihen von mancherlei Voraussetzungen abhängig sind, die zum Teil auch in den menschlichen Zuständigkeitsbereich gehören. So grub mein Vater nach der Ernte den Boden gründlich um, füllte in die Furchen verrotteten Kompost und überließ es dem harten Frost, die groben Schollen zu zerkleinern und das Ungeziefer zu vernichten. Im Frühjahr lockerte er den Boden und achtete auf den rechten Zeitpunkt zur Aussaat des Samens und zum Pflanzen der Frühkartoffeln. Hier lernte ich, die im Keller während des Winters vorgekeimten Saatkartoffeln behutsam in die von meinem Vater ausgehobenen Löcher zu legen, die dann durch den Aushub der nächsten Reihe zugedeckt wurden. Für die gerade Richtung sorgte die straffe Leine, die an zwei Pflöcken befestigt war. Nägel markierten an den Pflöcken unterschiedliche Maße und sorgten für den gleichen Abstand zwischen den Reihen. Daß ich als kleiner Knirps hier mitmachen durfte, stärkte mein Selbstvertrauen. Dieses zu differenzieren, gelang meinem Vater dadurch, daß er meine Mitbeteiligung nach meinem Vermögen bemaß. So übertrug er mir verschieden schwierige Aufgaben. Sei es, daß ich ihm die Pflanzen anreichte, die er in die Erde senkte und andrückte, sei es, daß ich in meiner Freizeit bei steigender Hitze das selbstgebaute Mistbeet lüftete, damit die kleinen pikierten Pflänzchen nicht versengten. Hier prägte sich mir ein, daß schon die geringste Nachlässigkeit unabsehbare und auch unumkehrbare Folgen nach sich ziehen konnte. Verdorrte Pflanzen blieben tot. Beschädigtes Leben konnte vielleicht durch besondere Pflege wieder heil und ganz werden.

Eine weitreichende Einsicht bahnte sich an, als ich zu begreifen begann, daß alles seine Zeit hat und alles seine Zeit braucht. Bohnen

und Erbsen konnten nur zu bestimmter Zeit gelegt werden. Auch vollzog sich ihr Keimen, Wachsen, Blühen und Reifen in einem festgelegten Rhythmus, der weder abgekürzt noch beschleunigt werden konnte. Geduldiges Warten war geboten.

Auch daß Apfel nicht gleich Apfel ist, erlebte ich in mehrerer Hinsicht, als mein Vater sich verschiedene Apfelbäumchen von einer Meckenheimer Baumschule hatte schicken lassen. Er hob in gehörigem Abstand die Löcher aus, während ich die Bäumchen festhielt und mein Vater die gedüngte Erde über die Wurzeln schaufelte, den Boden festtrat und die Bäumchen begoß. Klarapfel, Zuccalmaglio, Ontario, Boskop und Sternrenette wurden zu verschiedenen Zeiten reif, und ihre Früchte unterschieden sich durch Größe, Farbe, Form, Duft und Geschmack. Diese Vielfalt der Spielarten faszinierte mich. Noch mehr wunderte ich mich, als mein Vater einen Pflaumenbaum veredelte und das Reis einer anderen Sorte aufpfropfte, und wir später von diesem Baum blaue Pflaumen und gelbe Reneclauden pflücken konnten. So bot sich mancher Anlaß, alle Sinne zu gebrauchen, genau zu beobachten, zu vergleichen und – zu staunen.

Leider brachte manche Mühe nichts ein, wenn etwa der „schwarze Dreck“ – das waren Blattläuse – mit Vorliebe die Blütenstände der Dicken Bohne befiel und nur durch Spritzmittel der Schaden begrenzt werden konnte. Frost und Schnee konnten die Obstblüte so schädigen, daß nichts geerntet wurde. Eine doppelte Perspektive wurde mir bald vertraut: Manches hing von menschlicher Sorgfalt bis ins unscheinbare Detail ab. Anderes und meist das Entscheidende mußte der Gunst des Augenblicks überlassen bleiben. So drängte es sich mir auf, daß vieles in „höherer Macht“ stand und zugleich menschliches Handeln unverzichtbar war.

Da sich mit dem Umzug mein Schulweg auf etwa vier Kilometer verlängert hatte, mußten für meine Schwester und mich wie für meinen Vater je ein Fahrrad angeschafft werden. So bekam auch ich ein verkehrssicheres gebrauchtes Kleinrad, das mit schwarzem Lack aufpoliert wurde. Auf einem kaum befahrenen Feldweg lernte ich bald das Radfahren. In die Pedale treten, lenken, balancieren und den Blick offen halten – das mußte miteinander koordiniert werden.

Durch die unauffällige Hilfestellung und die bestätigenden Ermunterungen meines Vaters gelang mir das auch bald.

Mein Vater begleitete mich bei meinen ersten Fahrten in die Stadt und gab mir wertvolle Tips. Da der Kommunalweg – später Bibelskircher Weg – nur vereinzelt von Autos befahren war, schien das Risiko gering. Gefahren lauerten eher bei der steilen Abfahrt vom Ötzbacher Berg. Durch ein fast ebenes Zwischenstück auf halber Höhe wurde das rasante Tempo merklich gebremst. Natürlich hatte es einen verführerischen Reiz, den Schwung durch gebückte Körperhaltung noch zu steigern, um den geringeren Anstieg zum Kaldenberger Weg ohne eigenen Kraftaufwand bewältigen zu können. Geradezu hautnah spürte ich, wie die Temperatur sank, wenn ich an kühleren Herbsttagen in das Tal des Ötzbacher Baches hinabfuhr, das in leichten Nebel gehüllt war.

Der Straßenverkehr in der Stadt forderte die Kenntnis der Verkehrsschilder und Umsicht beim Verhalten anderer Verkehrsteilnehmer. Seien es Fußgänger, die die Straße plötzlich überquerten, seien es parkende Lastwagen, die die Sicht auf die Fahrbahn verstellten, oder auch Katzen, die unvermutet über die Straße huschten.

Zum sicheren Umgang mit dem Rad gehörte auch, daß ich es regelmäßig putzte und ölte, daß ich die Reifen aufpumpen, die abgesprungene Fahrradkette wieder auf das Zahnrad zwingen und schließlich eine Panne flicken lernte. Mühsam konnte es beim „Platten“ werden, wenn ich noch einen großen Teil des Weges zu Fuß zurücklegen mußte. Aber die Freude überwog bei weitem den selten auftretenden Ärger.

Wahre Begeisterung lösten die gemeinsamen Radtouren aus, bei denen ich die nähere Umgebung Mettmanns kennenlernte. Die jeweiligen Anstrengungen durch Länge und Fahrtroute stimmte mein Vater mit meinem Leistungsvermögen so ab, daß nie Unmut und Verdruß aufkamen. Beflügelnd wirkte vielmehr das Bewußtsein, nach gesteigerter Mühe ein weiter gestecktes Ziel erreicht zu haben und einen Kraftzuwachs bei sich registrieren zu können.

Bei strahlendem Sonnenschein und lauem Wind wurde das Radfahren zur Schule ein Vergnügen. Aber selbst Schnee und Sturm hinderten nicht den Schulbesuch. Man zog sich entsprechend an.

Der Mantelkragen wurde hochgeschlagen, die Mütze ins Gesicht gezogen und kräftig in die Pedale getreten. Wurden die Finger klamm, wurde eine Weile einhändig gelenkt und nach Bedarf gewechselt. Vorsorglich wurden ein Paar Strümpfe und Turnschuhe in den Tornister neben Büchern, Heften und Federetui gepackt. Den auswärtigen Schülern wurde erlaubt, schon vor Unterrichtsbeginn in die Klassenräume zu gehen, um dort die nassen Strümpfe auf die Heizkörper auszubreiten und die mit alter Zeitung ausgestopften Schuhe trocknen zu lassen.

Waren im Winter die Wege verschneit, watete ich auf den Feldern durch die Schneemassen. Auf dem Nachhauseweg gönnte ich mir eine Pause, lehnte mich rücklings mit geschultertem Tornister gegen die verschneite Wegböschung und drückte die ausgebreiteten Arme in unterschiedlichen Winkeln in den weichen Schnee. Dann sprang ich auf und freute mich an den hinterlassenen Spuren, die einem Adler gleichen sollten. Auch ließen sich neckische Figuren oder Botschaften in den Schnee eindrücken. Blies ein schneidender Nordost mir ins Gesicht, daß die Augen tränten, ging ich rückwärts und stemmte mich gegen den böigen Sturm, der die langen Hosen aufblähte und Schneewirbel über die Felder tanzen ließ. Erschöpft zu Hause angekommen, ließ ich mich in der Küche von der wohlthuenden Wärme umspielen und genoß mit meiner Mutter und Schwester das Mittagessen.

Manchmal traf es sich, daß Onkel Paul mit dem Milchwagen nach Mettmann fuhr. Ich durfte auf den Kutschbock klettern, manchmal die Zügel in die Hand nehmen und mit der Peitsche knallen. Fiel die Stute Senta in einen leichten Trab, so rutschten die Milchkannen hin und her. Wenn die Räder durch Schlaglöcher des nur teilweise asphaltierten Kommunalwegs rollten, wurde man etwas durchgeschüttelt; aber es war doch bequemer als zu Fuß zu laufen und den Tornister zu schleppen.

Bei Wind und Wetter unterwegs zu sein, hatte den unbestreitbaren Vorteil, daß sich meine Gesundheit festigte und ich gegen Erkältungskrankheiten weniger als auf der Poststraße 1a anfällig wurde. Beschwerlichkeiten, über die ich als Stadtkind gestöhnt

hätte, trübten nicht die Stimmung. Leid tat mir nur, daß ich auf dem Schulweg kaum Gesellschaft hatte.

Wechsel auf die Oberschule für Jungen

Als ich die Aufnahmeprüfung bestanden hatte, meinte mein Vater beiläufig: „Bring Dein Fahrrad zu Franz und laß es gründlich überholen!“ Wie erstaunt war ich, als ich mein Rad in die Reparaturwerkstatt gebracht hatte und Herr Franz mich in sein Fahrradgeschäft führte! Dort zeigte er auf ein neues Markenrad und fragte: „Wie gefällt es Dir?“ Ich erwiderte verblüfft: „Wie soll mir wohl ein neues Rad gefallen? Natürlich prima!“ – „Dann gehört es Dir. Dein Vater hat es für Dich gekauft. Gucken wir, ob es für Deine Größe paßt.“ Vor lauter Glück war ich sprachlos. Ich verabschiedete mich bald und fuhr beseligt nach Hause.

Aber wie es im Leben eines Zehnjährigen bei allen guten Vorsätzen doch passieren kann, so erging es auch mir. Einmal ließ ich mich von neuen Eindrücken so gefangennehmen, daß ich ein Versprechen vergaß. Es war abzusehen, daß ich viele Bücher in den nächsten Jahren brauchen würde, die übersichtlich geordnet werden mußten. Da wurde meinem Vater eine noch gut erhaltene Anrichte aus dem Bekanntenkreis angeboten, die nur noch in Mettmann abgeholt zu werden brauchte. So war zwischen meinem Vater und mir vereinbart, daß ich ihm, der am frühen Morgen unseren Bollerwagen mit in die Fabrik genommen hatte, nach seinem Feierabend entgegenkommen sollte. Gemeinsam wollten wir den mit der Anrichte beladenen Bollerwagen nach Hause ziehen. Der Weg war durch den stetigen und manchmal steilen Anstieg äußerst beschwerlich. Zu zweit würde man es schon schaffen.

Nun passierte es, daß am frühen Nachmittag ein Manöver der blauen Polizei in der Nähe unseres Hauses mich in seinen Bann zog. Das Knattern von Maschinengewehren schreckte mich von meinen Hausaufgaben auf und lockte mich, einigen Polizisten in gebotener Entfernung zu folgen und begeistert leere Patronenhülsen wie Trophäen zu sammeln. Wie aufregend war doch das grandiose Spektakel! Die Zeit verging im Flug. Vergessen war meine Zusage,

meinem Vater bei dem mühevollen Transport der Anrichte zu helfen. Da hörte ich, wie meine Schwester meinen Namen rief. Plötzlich fiel mir ein, was ich versäumt hatte. So schnell ich konnte, lief ich nach Hause und fand meinen Vater völlig erschöpft vor. Allein hatte er sich in der Hitze abgequält. Zum ersten und einzigen Mal bezog ich wenige Schläge auf den Po und wurde ins Bett geschickt. Dort weinte ich bitterlich und schämte mich. Wie mußte ich meinen Vater enttäuscht haben! Nach harter Arbeit in der Fabrik schuftete er sich auch noch mit meinem künftigen Bücher-schrank ab, während ich wortbrüchig einem Vergnügen nach-gelaufen war. Dem Reiz eines Unbekannten war ich erlegen. Ich machte mir Vorwürfe und bezichtigte mich des Undanks.

Wie erlöst war ich, als mein Vater, bevor er schlafen ging, an mein Bett trat und mich wortlos in die Arme nahm! Er konnte seine Tränen kaum verbergen, als er sich über mich beugte und ich ihn um Vergebung bat. Ich versicherte, daß so etwas sich nicht wie-derholen würde. Er hatte mir schon längst vergeben. Meine Mutter, die leise und unbemerkt zu uns gekommen war, sprach das befrei-ende Wort: „Nun ist alles wieder gut.“ Tiefer Friede kehrte in mein verstörtes Herz. Am Morgen erwachte ich, frei von Selbstanklagen, die ruinös wirken können, wenn sie sich nicht durch Vergebung in den Willen zur Läuterung wandeln lassen. Der Segen vergebener Schuld hat sich mir hier unauslöschlich eingeprägt – eine Erfah-rung, die lebensbestimmend wurde.

Mit dem Eintritt in die Sexta erschloß sich mir eine neue Welt, die neugierig und ängstlich machen konnte. Fremd war für mich, daß die frischgebackenen „Kleckstaner“ am ersten Schultag von älteren Schülern, vorwiegend aus der Quarta und Untertertia, nach Verlassen des Schulgebäudes abgefangen und ihre Köpfe unter die Wasserhähne gehalten wurden – „getauft“ nannten das die gewalt-sam vorgehenden Pennäler. Der gutgemeinte Rat der Quintaner lief darauf hinaus, sich die Prozedur widerstandslos gefallen zu lassen, um so das Übel zu verringern. Zum Glück wurde dieser unselige Ritus bald von dem neuen Direktor verboten.

Zunächst ungewohnt war auch, daß jetzt evangelische und katholische Schüler in einer Klasse saßen, die jedoch zum Religions-

unterricht sich trennten. Gegenüber der in vier Grundschuljahren vertrauten Gemeinschaft bot das Zusammensein mit Gleichaltrigen aus anderen Schulen und andern Orten wie Wülfrath und Gruiten auch die Gelegenheit zu neuen Bekanntschaften. Zu Umstellungsschwierigkeiten konnte es für manchen führen, daß neben dem Klassenlehrer mehrere Fachlehrer unterrichteten, die sich durch Einfühlungsvermögen und Leistungsmaßstäbe unterschieden. Hier mußte ich lernen, mich auf wechselnde Figuren einzustellen.

Eine neue Dimension eröffnete sich mir durch Englisch als erste Fremdsprache, in die unser Klassenlehrer Dr. Lippert lebensnah und situationsbezogen einzuführen verstand. Er überraschte uns, daß er uns in Englisch begrüßte, Gegenstände im Klassenraum benannte und in ganzen Sätzen uns die typische Sprachmelodie spüren ließ. Gesteigerte Schwierigkeit bereitete auch mir das *th*, das phonetisch rein klingen mußte. Wir übten diesen Laut einzeln und im Chor. Jedenfalls machte es Spaß, schon gleich zu Anfang mit gängigen Redewendungen im Alltag bekannt zu werden. Auf präzise Aussprache und einen lebendigen Sprachfluß legte Dr. Lippert besonderen Wert.

Um Sicherheit im zusammenhängenden Sprechen zu erreichen, bestand eine Art Strafe etwa bei vergessenen Hausaufgaben oder bei Unaufmerksamkeit im Unterricht darin, daß die Lektionen in Abschnitten von 5 Zeilen auswendig gelernt und am Samstag zusammenhängend aufgesagt werden mußten. Als Klassenbuchführer hatte ich die Ertrappten zu notieren und die jeweiligen Stellen zuzuteilen. Da der Sinn dieser verhängten Übung bald einsichtig und der Erfolg im Sprechen schnell hörbar wurde, war das Verfahren von fast allen akzeptiert. Eingeprägte Sätze ließen sich bei anderer Gelegenheit sinngemäß verwenden und steigerten die Fertigkeit im mündlichen Ausdruck. Die Vokabeln der einzelnen Lektionen wurden gleichmäßig auf eine Woche verteilt und täglich im Blitztempo abgefragt. Da Schrift und Aussprache der Vokabeln häufig voneinander abwichen, wurden Blitzdiktate von 5 Minuten Dauer zwischengeschaltet, die vom Nachbarn überprüft wurden. Die Fehlerquote wurde im Ruckzuck-Verfahren festgestellt und daraus zusätzliche Übungen abgeleitet.

Im Deutschunterricht, den auch Dr. Lippert erteilte, kassierte ich zum erstenmal unzulängliche Noten, die durch grammatische Fehler bedingt waren. Hier erwies sich als Nachteil, daß Zuhause viel Plattdeutsch gesprochen wurde, das den 3. und 4. Fall kaum unterschied. Mir und mich und die entsprechenden Artikel verschmolzen ineinander, was eindeutig gegen die Regeln im Hochdeutschen verstieß. Zum Glück löste das erste Mangelhaft bei meinen Eltern keine Panik aus. Ich suchte einen entfernten Verwandten in einer der höheren Klassen auf, der mir den Unterschied klar machte und mir Mut zusprach. Mit vermehrter Anstrengung konnte ich die Mängel bald beheben.

Daß ich die Niederlage bald überwinden konnte, verdankte ich auch dem pädagogischen Geschick des Klassenlehrers, der mein Vertrautsein mit dem Plattdeutschen einmal für den mündlichen Unterricht nutzte. Mit zwei Bauernsöhnen ließ er mich im Dialekt über ein Schlachtfest plaudern. Im Gespräch untereinander wurden Deftigkeit und Treffsicherheit einzelner Ausdrücke erlebbar. Hier konnte ich gleichsam Punkte sammeln und die Scharte in der Grammatik auswetzen. Darüber hinaus hatte Dr. Lippert meine Schüchternheit und Ängstlichkeit im Umgang mit Lehrern aus meinem zeitweiligen Stottern erkannt. Immer, wenn ich aufgeregt war, verfiel ich in diesen Sprechfehler. Er riet mir freundlich, ruhig zu werden und betont langsam zu sprechen. So ebbte meine momentane Erregung ab, und es gelang mir, die sprachliche Hürde zu nehmen. Anfängliches Lachen einzelner Schüler oder gar Nachäffen unterband er und versuchte, meine Schwierigkeiten den anderen verständlich zu machen. Durch sein Verständnis bewegte er auch meine Mitschüler zur Geduld, wenn ich mich wieder einmal verhaspelte.

Dr. Lippert hatte schnell erkannt, daß meine Unbeholfenheit im Umgang vor allem mit respektgebietenden Lehrern einen Grund auch in meiner sozialen Herkunft hatte. Um mein Selbstvertrauen zu stärken, betraute er mich mit dem Amt des Klassenbuchführers. Der hatte darauf zu achten, daß jeder Lehrer nach Stundenschluß das Thema des Unterrichts eingetragen und mit seiner Unterschrift abgezeichnet hatte. Am Samstagmittag mußte ich das ordnungs-

gemäß geführte Klassenbuch im Lehrerzimmer abgeben und am Wochenanfang abholen. Hatte jedoch jemand die Eintragung in der Woche unterlassen, mußte ich ihn auf dem Flur ansprechen und ihn bitten, das Versäumte nachzuholen. Oft schlug mir das Herz bis zum Hals, wenn ich an die Tür des Lehrerzimmers klopfen und einen der säumigen Damen und Herren herausbitten mußte. Dieses Herausgefordertsein ließ mich dann allmählich Fremdheit und Scheu abbauen. Es hat meine Selbstachtung gestärkt, daß ich über die ganze Schulzeit dieses „Amt“ behielt.

Der Wechsel in die Oberschule für Jungen bedeutete nicht nur den Beginn einer neuen Etappe auf meiner Schullaufbahn, sondern markierte auch einen deutlich spürbaren Einschnitt in den schmalen Etat meiner Eltern. Fortan war Schulgeld monatlich zu entrichten, und alle Bücher und Hefte wie auch andere Utensilien mußten von dem Lohn meines Vaters bezahlt werden. Das Schulgeld belief sich auf 20,- RM im Monat. Bei mir verringerte es sich um 2,- RM, weil ich als zweites Kind galt. Davon die Hälfte wurde erlassen, weil mir wegen meiner überdurchschnittlichen Leistungen eine halbe Freistelle zugewilligt wurde, die in jedem neuen Schuljahr verdient werden mußte. Ich war froh, daß ich durch meinen Eifer und Erfolg die finanzielle Belastung mindern konnte.

Ich staune noch heute, wie meine Eltern diese Dauerbelastung ohne Murren und Klagen während der ganzen Schulzeit ertragen haben. Was fiel neben dem Schulgeld noch alles an Unkosten an! Vor allem zu Schuljahrsbeginn häuften sich die Ausgaben für Bücher und Hefte. Ich pflegte – wie viele andere Mitschüler – die von den einzelnen Lehrpersonen geforderten Lehr- und Lernmittel bei Frickenhaus, einer der beiden am Ort ansässigen Buchhandlungen, zu kaufen. Das vollzog sich so, daß die verlangten Bücher, Hefte, Zeichenblocks und anderes gleich besorgt und am Ende des Monats die detaillierte Rechnung uns Schülern ausgehändigt wurde. Zu Ostern kam da eine ansehnliche Summe zusammen, die umgehend beglichen wurde. Nie haben meine Eltern mißtrauisch gefragt, ob das alles nötig sei. Ihr uneingeschränktes Vertrauen hat mich zur Sparsamkeit motiviert. Noch heute verwahre ich den Diercke-Atlas wie eine Kostbarkeit, denn er ruft mir ins Gedächtnis zurück, daß

mein Vater 1938 dafür fast einen ganzen Tag hatte arbeiten müssen. Daß auch meine Bekleidung einen etwas höheren Aufwand forderte, sei nur am Rande erwähnt.

Die Selbstverständlichkeit, mit der meine Eltern ihre eigenen Bedürfnisse einschränkten, beflügelte mich zu stetem Fleiß und unermüdlichem Eifer. So mag es verständlich erscheinen, daß ich mit einem gewissen Stolz ihnen das erste Zeugnis nach dem 1. Tertial 1938 präsentierte, das in fast allen Fächern gut aufwies. Davon abweichend wurde die Handschrift mit genügend und die Religionslehre mit sehr gut bewertet. In Deutsch wurde die schriftliche Leistung erwartungsgemäß mit genügend benotet, aber durch das mit gut gewürdigte Mündliche auf insgesamt gut angehoben. Die Gesamtbeurteilung erfreute meine Eltern besonders, hieß es doch: „Seine Zuverlässigkeit und Gewissenhaftigkeit verdienen Anerkennung. Auf allen Gebieten des Unterrichts beteiligte er sich stets mit großem Eifer“. Ich habe mir nie etwas darauf eingebildet, daß dieses Gesamturteil und das Spektrum der Noten in den verschiedenen Fächern in den folgenden Jahren kaum variierten.

Leibesübungen zählten zu den Hauptfächern. Leichtathletik, Turnen und die Ballspiele machten mir Spaß. Boxen verabscheute ich. Es war mir zu brutal, auch wenn mir Max Schmeling als Weltmeister im Schwergewicht imponierte. Es hatte uns begeistert, als er 1936 den bis dahin ungeschlagenen „braunen Bomber“ Joe Louis besiegte. Um so schmerzlicher registrierten wir, als dieser ihn 1938 k.o. schlug. Die wüstesten Thesen machten die Runde unter uns. Einige faselten, Löwenblut sei dem amerikanischen Boxer injiziert worden. Andere werteten die Niederlage gar als nationales Unglück. Für mich blieb Max Schmeling der Ausnahmesportler ohne Allüren und Affären.

Die Freude am Lernen in der Schule wurde durch den Schwimmunterricht erheblich gedämpft. Schon vor 8 Uhr versammelten wir uns in der abseits des Stadtwaldes gelegenen Badeanstalt. Die kühle Außentemperatur und das etwa 17° kalte Wasser ließen mich schnell frieren und verursachten jedes Mal heftige Bauchschmerzen. Schließlich bestand der Sportlehrer auf eine ärztliche Untersuchung, bei der eine Blinddarmentzündung diagnostiziert wurde. Der

Chirurg empfahl die sofortige Operation, die mich 10 Tage im Evangelischen Krankenhaus festhielt. Unvergesslich blieb mir, wie sorgenvoll mein Vater mit Tränen in den Augen den Befund aufnahm und wie es meiner Mutter beim Besuch durch den Äthergeruch übel wurde.

Zum Glück nahten bald die Sommerferien, in denen mein Vater mit mir in den Westerwald zu Verwandten aufbrach. Schon die Fahrt mit dem Zug von Gruiton über Köln und Aachen nach Willmenrod bei Westerburg bot mir Einblicke in eine unbekannte Landschaft. Ungewohnt für mich war auch die Lebensweise im Haus von Tante Hannchen, einer Cousine meines Vaters, die mit ihrem Sohn Walter, seiner Frau Adele und dem vierjährigen Enkel Wilhelm eine kleine Landwirtschaft betrieb. Walter verdiente den Hauptlebensunterhalt im Steinbruch, während Adele mit dem Kuhgespann auf die in kleinen Parzellen unterteilten und oft entlegenen Felder fuhr. Dort mähte sie mit der Sense das reife Getreide, das später in die mit Wohnhaus und Stall verbundene Scheune gefahren wurde. Es verstand sich von selbst, daß mein Vater dabei kräftig half.

Ich war überrascht, daß Alte und Junge sich wechselseitig mit ihrem Vornamen ansprachen und daß zu den Mahlzeiten Töpfe und Pfannen auf den Tisch gestellt wurden und sich jeder selbst bediente. Bei Besuchen im Dorf und in der Nachbarschaft begleitete ich meinen Vater und hörte interessiert zu, wie die verwandtschaftlichen Beziehungen aufgeklärt und alte Erinnerungen ausgetauscht wurden. So erfuhr ich, daß die Vorfahren väterlicherseits in Willmenrod und Berzhahn, etwa drei Kilometer entfernt, geboren waren und daß mein Urgroßvater Friedrich Wilhelm Horn als Ackerer im Gemeinderegister eingetragen war. Die exakten Daten sind im Ahnenpaß dokumentiert, den mein Vater mit Sorgfalt ausfüllte.

Den Aufenthalt in Willmenrod nutzten wir auch zu einer Fahrt nach Limburg, wo mich der Dom und die engen Gassen der Altstadt tief beeindruckten. Auch wurden Schloß Oranienstein, Diez und das Museum in Nassau besichtigt. Der schiefe Turm von Dausenau versetzte mich in Staunen. In Bad Ems fuhren wir mit

der Zahnradbahn auf den Hohenmalberg und erinnerten uns, daß mein Patenonkel Hermann hier einmal gekurt hatte.

Der Spaß an den vielen neuen Eindrücken endete jäh, als an einem Samstagmorgen Walter den Gestellungsbefehl erhielt und sich mit seinem Motorrad umgehend in Montabaur melden mußte. Noch steht mir der schmerzliche Abschied von Mutter, Frau und Kind vor Augen. Die Angst vor dem Ausbruch eines Krieges stand plötzlich allen ins Gesicht geschrieben. So entschloß sich mein Vater, sofort den Urlaub abubrechen und am Sonntagmorgen die Rückreise nach Mettmann anzutreten. Walters Schicksal als Verwundeter in der Schlacht um Stalingrad blieb unaufgeklärt.

Schatten der Politik – Vorboten des Krieges?

Der Alltag meiner Kindheit war wesentlich durch das Gefühl der Geborgenheit in der Familie und durch die Freude am Lernen in der Schule bestimmt. Alles verlief reibungslos – so schien es jedenfalls. Politik spielte kaum eine Rolle. Daß es keine Not gab, weil der Verdienst meines Vaters bei unseren bescheidenen Ansprüchen ausreichte, genügte uns. Wir waren – mit einem Wort gesagt – zufrieden.

Noch heute erinnere ich mich, daß ich manchmal am Sonntagmorgen zu meinem Vater ins Bett kroch, meine Mutter uns ein Stück Schokoladenkuchen brachte und mein Vater aus vollem Herzen sang: „Was frag ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin...“ Das war nicht der untaugliche Versuch einer Selbsttäuschung, sondern wahrhafter Ausdruck einer Grundhaltung, die in einem Einvernehmen mit dem Leben gründete. Diese Grundstimmung vermittelte auch mir ein Gefühl relativer Sicherheit in den Grenzen unserer Lebensmöglichkeiten.

Dieses Gleichmaß eines normal empfundenen Lebens wurde zum erstenmal Ende März 1936 durch die Politik drastisch gestört. Bestürzt war unsere ganze Familie, als die beiden Schaufenster von Neffendorfs Schuhgeschäft auf der Poststraße mit schwarzer Farbe völlig verschmiert und die Türe sogar zugemauert waren. Breitflächig hatte man „Landesverräter“ auf den Bürgersteig gepinselt.

Diese Anklage galt Wilhelm Neffendorf, der allseits als ein untadeliger Mann geschätzt war und als Presbyter in der evangelischen Gemeinde hohes Ansehen genoß. Dabei hatte er nichts anderes verbrochen, als daß er am 29. März sich nicht an der Wahl beteiligt hatte. Desselben Deliktes wurden auch Erich Birkenkamp und Robert Danscheidt beschuldigt, die sich zur Bekennenden Kirche hielten. Damals wurde diese Reichstagswahl als Volksentscheid über Hitlers Politik gewertet. Eine Stimmenthaltung wurde als Verrat abgestempelt und skrupellos geahndet. Diese Ausschreitung fanatischer Nazis wurde in unserer Familie leidenschaftlich verurteilt. Wir hatten ein gutes Verhältnis zu dem kinderlosen Ehepaar als Nachbarn. Bei ihnen pflegten wir unsere Schuhe zu kaufen und – aufs Land gezogen – unsere Fahrräder abzustellen, wenn wir in der Stadt etwas zu besorgen hatten. Zum 1. April war es üblich, Herrn Neffendorf, der mit meiner Mutter Geburtstag hatte, zu gratulieren. Gleichsam aus Protest gegen die öffentliche Diffamierung eines redlichen Mannes und aus Solidarität mit dem Geächteten übten wir diesen Brauch bis weit in die Nachkriegszeit. Als das Geschäft wieder geöffnet und nach geraumer Zeit die Schaufenster ausgewechselt waren, empfanden wir das wie eine Rehabilitation. Noch lange wurde darüber gerätselt, wie es zu dieser Revision gekommen sein könnte. Einige vermuteten Einsicht in das Unrecht. Andere befürchteten eine raffinierte Taktik der Parteibonzen, um Zweifel an Hitlers Politik abzuschwächen. Nur wenige ahnten, daß solch ein Übergriff ein Anfang für unabsehbare Rechtlosigkeit sein könnte.

Empörung und Erschütterung löste in meinem Elternhaus die sogenannte „Reichskristallnacht“ am 9. November 1938 aus. Als ich am folgenden Tag – wie gewohnt – mit meinem Fahrrad zur Schule fuhr, sah ich das Schaufenster der Metzgerei Schmidt in der Oberstraße zertrümmert und die Glassplitter ringsum verstreut. In der Schule wurde verbreitet, daß dies ein Vergeltungsschlag gegen die Juden sei, die ja überhaupt unser Unglück seien. In Paris hatte der polnische Jude Grynspan den deutschen Legationsrat von Rath erschossen – für die Nazi-Propaganda ein Vorwand für die verstärkte Verfolgung jüdischer Mitbürger und die Zerstörung ihrer Synagogen.

Als ich beim Mittagessen betroffen von dem Vorfall in der Oberstraße erzählte, erschrak meine Mutter und verwarf die Untat mit ihren Worten: „Dat Bachs Lina hett nömmes wat Böses gedonn! Wat soll dat noch wäden?“ (Bachs Lina hat niemandem etwas Böses getan! Was soll das noch werden?) So erfuhr ich, daß Lina die Tochter des jüdischen Roßschlächters Bach war, die sich hatte taufen lassen und den Metzger Schmidt geheiratet hatte, bevor die Nazis gegen die Juden hetzten.

Während des Krieges verschwand das Ehepaar Schmidt mit ihrer Tochter. Niemand wußte, wohin. Nach Kriegsende kehrten sie zurück und eröffneten wieder ihr Metzgergeschäft, unterstützt von ihrer Tochter, die mit einem gleichnamigen Mann verheiratet war. Nun kauften meine Eltern wieder bei ihnen Wurst und Fleisch. – Ich bin dem Ehepaar Schmidt später in Bad Kissingen während einer Kur im gleichen Hotel begegnet. Scheu und Scham ließen mich über die unheilvolle Vergangenheit schweigen, während beide sich mit mir über die gemeinsame Vaterstadt und über meine Mutter unverkrampft unterhielten. Die menschliche Größe beider, die keine Klage und Anklage erhob, habe ich ergriffen bewundert.

Erst in den folgenden Tagen verschärfte sich durch glaubwürdige Berichte noch das ungeheuerliche Bild jener Pogromnacht, in der z.B. in Wuppertal das Kaufhaus Tietz verwüstet und das Schuhgeschäft Speyer geplündert wurden. Diese Daten barbarischer Auswüchse blieben haften, weil wir dort in der Adventszeit manches Mal Geschenke für Weihnachten eingekauft hatten. Das ganze Ausmaß solch unvorstellbaren Hasses wurde für mich aber erst nach Kriegsende aufgedeckt, als sich frühere Gerüchte über Konzentrationslager bewahrheiteten. Schuld und Schande über Völkermord und Terror gegen Andersdenkende konnten nicht mehr geleugnet werden. Der Rausch über die militärischen Erfolge in den Blitzkriegen gegen Polen, Dänemark, Norwegen, Frankreich und auf dem Balkan schien ein ganzes Volk verblendet zu haben. Begünstigt wurde dieser Wahn eines Großdeutschlands schon durch die Rückgliederung des Saargebietes 1935, durch den „Anschluß“ Österreichs im März 1938, die „Heimkehr“ des Sudetenlands durch

das Münchner Abkommen am 30. September 1938, das den Krieg verhindern sollte. Aber es kam ganz anders.

Kinderlandverschickt nach Karlsbad

Der 1. September 1939 veränderte unser Leben grundstürzend. Die erschütternden Dimensionen, die alles Vorstellen und Begreifen übersteigen sollten, wurden jedoch erst später offenkundig. Meldungen über polnische Grenzverletzungen und Schikanen gegen Deutsche schienen „Hitlers Befehl zum deutschen Gegenangriff“ – so die amtliche Lesart – zu rechtfertigen. In unerwartet kurzer Zeit endete der Blitzkrieg mit Polens Kapitulation. Die mutigen Taten unserer „Soldaten zu Lande, zu Wasser und in der Luft“ wurden in Rundfunksendungen, Wochenschauen und Zeitungen gerühmt und versetzten auch mich in nationale Begeisterung. Um irgendwie dabei sein zu können, ging ich ins Kino, um bei der „Wochenschau“ mitzuerleben, wie die Stukas fast senkrecht in die Tiefe stürzten und unter ohrenbetäubendem Lärm ihre Bombenlast zielgenau abwarfen. Fabriken und Wohngebiete sanken sekunden-schnell in Trümmer. Zahllose Panzer kesselten in rasantem Vormarsch ganze Divisionen ein. Riesige Kolonnen entwaffneter polnischer Soldaten gerieten in Gefangenschaft. Infanterie-Einheiten rückten unaufhaltsam vor, massiv unterstützt durch Artillerie, die den letzten Widerstand zu brechen versprochen.

Das war der Krieg, der einen ahnungslosen Jungen hätte faszinieren können, wenn er nicht doch unheilvoll mit Tod, Verderben, Elend und Leid verwoben gewesen wäre! Diesen Aspekt schien der Hauptfilm „Hallo, Janin“ vergessen zu machen, in dem Marika Röck temperamentvoll über weiße Flügel steppte und das Leben wie ein beschwingender Tanz erschien. So begleiteten mich zwiespältige Gefühle auf dem langen Nachhauseweg, die dann durch die spektakulären Erfolge in den nächsten Tagen wieder überlagert wurden. Die Mehrheit der Bevölkerung war von einer siegessicheren Stimmung erfüllt, die aufkeimende Sorgen erstickte und die Bedenken einzelner Bürger Lügen zu strafen schien.

Zwar lösten die ersten Todesanzeigen, vor allem bei Betroffenen und Nahestehenden, Trauer und Bestürzung aus, aber die Gefallenen wurden propagandistisch zu Opfern für Führer, Volk und Vaterland erhoben, die das Schicksal unerbittlich forderte. Es entging mir als Elfjährigem nicht, wie der „Heldentod“ verherrlicht und der private bittere Schmerz an den Rand der Öffentlichkeit gedrängt wurde. Mittrauer regte sich bei meinen Eltern und mir, als der einzige Sohn unseres Friseurs Eickenberg in den ersten Tagen des Polenfeldzugs gefallen war. Erst dieser persönliche Bezug zu den Leidtragenden dämpfte den Enthusiasmus völkischen Ruhms.

Wochen nach der Aufteilung Polens in das den Russen zugestandene Ostpolen und das Generalgouvernement wurden polnische Zivilisten auch zu uns in den Westen transportiert, um in der Industrie und in der Landwirtschaft die zur Wehrmacht einberufenen Arbeitskräfte zu ersetzen.

So wurde auch meinen Onkeln Gustav und Paul auf dem Stockfeld ein Pole zugeteilt, der ein einfaches Zimmer erhielt, bei allen fälligen Arbeiten mithalf und mit allen Familienangehörigen gemeinsam am Tisch aß. Das P, das alle Polen auf Jacke und Mantel nähen mußten, stieß ihn hier nicht in eine Außenseiterrolle. Auf dem Stockfeld gehörte er bald dazu. Der Umgang war offen und freundlich, wie auch er sich in die ihm so fremden Verhältnisse einfügte. Michel arbeitete fleißig, wurde ordentlich eingekleidet und konnte sich mit seinen Landsleuten treffen. Ernsthafte Konflikte hat es nicht gegeben – was leider nicht überall so war. In Verständigungsversuchen eignete ich mir einige polnische Vokabeln und Redewendungen an. Mein Verhältnis zu ihm war nicht zuletzt durch Mitleid bestimmt, denn die Vorstellung, plötzlich aus der eigenen Familie herausgerissen und in die Fremde verschleppt zu werden, ließ mich etwas von der Grausamkeit ahnen, der er ausgeliefert war.

Im April 1940 besetzten deutsche Truppen Dänemark und zwangen Norwegen am 10. Juni zur Kapitulation. Die Schlacht um Narvik zog mich so in ihren Bann, daß ich in einem DIN A4-Heft den „heldenmütigen Kampf deutscher Zerstörer gegen weit überlegene englische Seestreitkräfte“ bewundernd nachzeichnete und die Umschlagseite mit dem Narvik-Schild zierte. Erst im Rückblick

wurde mir das erschreckende Ausmaß ideologischer Verführung durch Kriegspropaganda und Hetze gegen die Nachbarvölker bewußt.

Dem verhängnisvollen Sog militärischer Erfolge erlag ich auch beim Einmarsch deutscher Truppen am 10. Mai in die Niederlande, Belgien und Luxemburg und vor allem beim Frankreich-Feldzug. Als im Wald von Compiègne der Waffenstillstand im Salonwagen des Marschalls Foch von 1918 durch Marschall Petain unterzeichnet wurde, schien die Schmach des Versailler Vertrags getilgt. Ende Juni 1940 war die Atlantikküste von Hendaye bis zum Nordkap in deutscher Hand. Der Taumel über diesen Triumph erfaßte auch mich.

Dabei hatte der Krieg schon längst unser eigenes Land getroffen. Bombenangriffe auf Großstädte und Rüstungsbetriebe richteten Schäden an und versetzten weite Teile der Bevölkerung in Schrecken und Angst. Auch wir verdunkelten jeden Abend die Fenster und stellten auf unserem Speicher Wassereimer mit Patsche und Sand einsatzbereit. Bei Fliegeralarm suchten wir unseren gewölbten Keller auf, wenn die Bomberverbände sich bedrohlich näherten, einzelne Bomber im Lichtkegel der Scheinwerfer erfaßt wurden und durch die Flak unter heftigen Beschuß gerieten. Düsseldorf, das Ruhrgebiet und Wuppertal wurden am härtesten heimgesucht. Voller Unruhe wartete jeder auf Meldungen im Radio, die den Kurs der Geschwader zu ermitteln versuchten. Unheil kündigte sich an, wenn die „Christbäume“ am Himmel aufleuchteten, sich langsam zur Erde senkten und die Positionen des geplanten Luftangriffs markierten. Die Detonationen der Bomben und Luftminen dröhnten weit bis zu uns herüber. Bald erhellte der Feuerschein brennender Stadtteile den Horizont, manchmal vermischt mit düsteren Rauchschwaden, die – je nach Windrichtung – verkohlte Papierfetzen bis zu uns am nächsten Tag wehten.

Die Wehrmachtsberichte begnügten sich mit kargen Daten, die kaum das wirkliche Maß der Verwüstungen und das Leid der Umgekommenen, Hinterbliebenen und Verletzten widerspiegeln. Tage konnte es dauern, bis Verschüttete geborgen, Tote identifiziert, vom Einsturz bedrohte Mauerreste gesprengt, Straßen passier-

bar gemacht waren und der Alltag sich normalisierte. Jedesmal regte sich die bange Frage, ob Verwandte in Essen und Wuppertal auch zu den Opfern zählten.

Wir blieben außerhalb der Stadt von diesem Unheil verschont, auch wenn Anfang 1941 nur wenige hundert Meter entfernt fünf Bomben in dem hinter unserem alten Fachwerkhaus gelegenen Feld tiefe Trichter aufgewühlt hatten und abgebrannte Stabbomben und Bombensplitter ringsum verstreut lagen. Wohl hatten ein mehrfacher Knall und das Beben der Erde uns in Furcht versetzt, aber wir wußten nicht, wie sehr unser Leben bedroht war. Wir vermuteten, daß ein getroffenes Flugzeug vorzeitig seine Bomben ausgeklinkt hatte, die zum Glück nicht einmal Sachschaden angerichtet hatten.

Diese Erfahrung unserer Gefährdung führte zu dem Entschluß meiner Eltern, mich zu der geplanten Aktion der Kinderlandverschickung (KLV) anzumelden. Am 17. März 1941 trat ich mit elf Jungen aus Mettmann die weite Fahrt nach Karlsbad an. Ein Bus brachte uns nach Düsseldorf, wo wir den Sonderzug nach dem Weltbad bestiegen und nach 23 Stunden dort ankamen, hundemüde und voller Neugier.

Totaler Indoktrination ausgeliefert

Mit Schülern aus Hilden wurden wir im Hotel „Fischerhof“ unmittelbar an der Tepl, einem Nebenfluß der Eger, einquartiert. Im 2. Stock wurde mir mit vier Klassenkameraden ein geräumiges Zimmer angewiesen, das durch einen wunderbaren Kachelofen geheizt wurde. Der Blick aus dem Erker fiel auf den Kurpark, der – durch die Jahreszeit bedingt – einen tristen Eindruck machte. Das änderte sich jedoch in den nächsten Monaten.

Das Leben war streng hierarchisch geordnet und quasi-militärisch ausgerichtet. Alles basierte auf Befehl und Gehorsam. Die Verantwortung für die Verwaltung und das leibliche Wohl oblag einem Hildener Lehrer als Lagerleiter, während ein siebzehnjähriger Fähnleinführer als Lagerführer für den Tagesablauf und die weltanschauliche Schulung zuständig war. Ihm unterstanden die drei Stockwerk-

führer, die sich um die Ordnung in den einzelnen Zimmern zu kümmern hatten. Es galt das Prinzip „Jugend führt Jugend“.

Der Tageslauf war strikt geregelt. Das Wecken erfolgte durch Hornsignal. Beim Morgenappell wurden der Dienstplan bekanntgegeben und die Parole verkündet, die oft ein „Führerwort“ war, das uns auf treue Gefolgschaft einschwören sollte. So markige Sprüche wie z.B. „Ein deutscher Junge ist zäh wie Leder, hart wie Krupp-Stahl und flink wie ein Windhund“ sollten sich unseren Herzen als maßgebende Norm einprägen. Diesem Hitler-Kult diente auch die weltanschauliche Schulung, in der die Grundsätze der NSDAP als „Glaubens“-Sätze eingetrichtert wurden. Selbstverständlich mußte man zum Erwerb des DJ-Leistungsabzeichens nicht nur erhöhte sportliche Leistungen nachweisen, sondern auch Hitlers Lebenslauf auswendig lernen und aufsagen können. Lieder der „neuen Zeit“ blieben durch stures Üben und ständiges Singen ohnehin im Gedächtnis haften. Wehrtüchtigkeit und Parteinahme für die nationalsozialistische Weltanschauung waren die verbindlichen Ziele, die das gesamte Lagerleben bestimmten und durchdrangen.

Zu dieser Tendenz gehörte systemkonsequent auch die Verdrängung alles Christlichen, die sich gelegentlich bis zur Verhöhnung steigern konnte. Beim gemeinsamen Mittagessen wurde das in unserer Familie gewohnte Tischgebet durch deftige „Tischsprüche“ verdrängt, die mich in ihrer Derbheit abstießen und durch ihre Geschmacklosigkeit und Unsinnigkeit verschreckten. Bürgerliche Tischsitten waren nicht gefragt. Landsknechtsmanieren entsprachen eher dem Standard. Verzögerte sich die Essensausgabe, grölte einer: „Wir haben Hunger, Hunger, Hunger, haben Durst!“, und die übrigen fielen ebenso rhythmisiert ein: „Wo bleibt das Essen, Essen, Essen, bleibt die Wurst?“ Kaum appetitanregend hieß es schließlich: „Und wenn sich Tisch und Bänke biegen, wir werden den Fraß schon runterkriegen!“ Ich empfand dies als eine schallende Ohrfeige für das Küchenpersonal und eine Verachtung seiner Arbeit.

Religionsunterricht wurde natürlich nicht erteilt. Der Besuch eines Gottesdienstes wurde madig gemacht und durch eine ideologisch pralle „Morgenfeier“ verhindert. Der moderne Zeitgeist konn-

te sich hier ungebremsst entfalten, wenn Ausschnitte aus Führerreden mit Pathos rezitiert oder Texte von regimetreuen Schriftstellern wie etwa Will Vesper vorgelesen und kommentiert wurden. Hier lag das bevorzugte Revier eines von der Gauleitung Düsseldorf entsandten „Politischen Leiters“, der mit ungewöhnlichem Geschick nationalsozialistische Propaganda trieb, der wir uns als unkritische und begeisterungsfähige Jungen kaum entziehen und erwehren konnten. Dabei störte uns nicht seine äußere Erscheinung, denn seine eingeschränkte Gehfähigkeit war wohl durch eine Kinderlähmung verursacht. Mitleid befahl den ein oder anderen, wenn er sich mühsam fortbewegte und sich auf einen stärkeren Jungen stützen mußte. Wie zu einer Kompensation seiner körperlichen Mängel brachte er sein rednerisches Talent und seine profilierte Überzeugung wirkungsvoll ins Spiel. Das gelang ihm auch, als er eine Laienspielschar um sich versammelte und ein Theaterstück einstudierte, in dem ein Hitlerjunge bei einer Saalschlacht durch Kommunisten zusammengeschlagen wurde und schließlich im Bekenntnis zu Hitler starb. Da beabsichtigt war, in anderen KLV-Lagern im Sudetengau dieses politische „Rührstück“ – wie ich es erst später durchschaute – aufzuführen, meldete ich mich für eine Statistenrolle, denn ich wollte ja Land und Leute über Karlsbad hinaus kennenlernen.

Wie der Tag mit aufrüttelndem Morgenappell begann, so sollte er auch wehevoll mit Abendlied, Spruch und Hornsolo ausklingen. Innerhalb dieses liturgischen Rahmens vollzog sich unser Leben, in dem die Schule nur eine untergeordnete Rolle spielte. Zwar wurden wir in einer Karlsbader höheren Schule unterrichtet und erledigten zu festgelegter Zeit unsere Hausaufgaben, aber die meiste Zeit blieb dem Sport, politischer Schulung und imposanten Aufmärschen mit allen kinderlandverschickten Jungen und Mädchen bei herausragenden Ereignissen vorbehalten.

Genau bemessen war jeweils die Zeit, um die Zimmer zu reinigen, eigene Kleidungsstücke in Ordnung zu bringen, Briefe und Karten an die Eltern zu schreiben und andere Dienste zu übernehmen. Das alles unterlag einer strengen Aufsicht, die auch abgesandte und empfangene Post betraf. Bei der Stubendurchsicht wurde –

nach militärischem Ritual – dem Aufsichtsführenden gemeldet, daß z.B. alle anwesend oder alle Pflichten erfüllt waren. Fehlverhalten und aufgedeckte Mißstände wurden durch zusätzliche Auflagen bestraft. Zu bestimmten Dienstleistungen wurde jeder abwechselnd abkommandiert, ob nun zum Küchen- oder Flurdienst.

Die freie Zeit war sehr beschnitten. Wir nutzten sie allein oder in Gruppen zu Spaziergängen in Karlsbad und Umgebung. So probierte auch ich das Glaubersalz-Wasser in der Mühlbrunnkolonnade, bestaunte von außen die russische Kirche als exotisches Bauwerk und erfuhr durch Denkmäler und Hausinschriften, welche erlauchte Gesellschaft hier gekurt oder Hof gehalten hatte. So hatten Goethe und Beethoven hier Heilung ihrer Leiden gesucht. Der Karlsbader Sprudel, der 73° heiß viele Meter in die Höhe schoß und in Gläsern Kurgästen verabreicht wurde, imponierte mir schon. Staunen ließ mich auch das größte Hotel „Imperial“, in dem etwa 800 Berliner Jungmädels untergebracht waren und das auf einer Anhöhe die Stadt überragte.

Das Bild Karlsbads war nicht nur durch die Hunderte evakuierter Kinder, sondern auch durch die hohe Zahl verwundeter Soldaten in den zu Genesungsheimen umfunktionierten Hotels geprägt. Mit dem Ritterkreuz ausgezeichnete Offiziere weckten meine Bewunderung. Amputierte Wehrmachtsangehörige rückten die menschenverachtende Gewalt des Krieges – wenn auch nur für Augenblicke – ins Bewußtsein.

Dieser grausige Aspekt trat jedoch völlig in den Hintergrund, als am 22. Juni deutsche Truppen die im Hitler-Stalin-Pakt festgelegte Demarkationslinie überschritten. In einem atemberaubenden Vormarsch eroberten sie gewaltige Gebiete, und Tausende Sowjetsoldaten wurden in kaum überschaubaren Scharen in die Gefangenschaft abgeführt. Eine Sondermeldung jagte die andere. Wenn sie durch die wuchtigen Klänge von Pauken und Posaunen aus „Les Préludes“ von Franz Liszt angekündigt wurden, stürzten wir in den Speisesaal und registrierten die unglaublichen Erfolge, die bei uns eine rauschhafte Begeisterung auslösten. An eilig besorgten Landkarten wurde der Verlauf der Front fixiert und korrigiert. Nichts schien die deutschen Armeen aufhalten zu können.

Fast alle unsere Gespräche kreisten um diesen heldenhaften Kampf unserer tapferen Soldaten, die Übermenschliches vollbrachten. Die militärische Auseinandersetzung wurde noch ideologisch überhöht durch die These vom Verteidigungskrieg gegen den Bolschewismus, der sich die Unterjochung der Welt zum Ziel gesetzt hatte. Hier hakte der professionell agitierende Politische Leiter ein und konkretisierte die Konsequenzen aus dem Parteiprogramm der NSDAP. Das sah den nordischen Herrenmenschen durch das Schicksal berufen, den bolschewistischen Untermenschen zu unterwerfen und – wenn möglich – auszumerzen. Dann könnte im Osten der Lebensraum in Besitz genommen werden, der dem deutschen Volk, dem „Volk ohne Raum“, gebühre. Erbarmungslose Vernichtung müsse auch die Juden treffen, die als „Ausbeuter“ und „Blutsauger“ schmarotzten und aus dem deutschen Volk zu verbannen seien. Das internationale Weltjudentum und der Kapitalismus hätten sich gegen unser Volk verschworen und seien zum Untergang verdammt.

Was sollte ein Dreizehnjähriger dagegen einwenden? Im gläubigen Idealismus unkritischer Jugend wurde ich wie fast alle Altersgenossen Opfer einer undurchschauten Verführung, verblendet durch die unerkannte Heimtücke massiver Propaganda, die kritisches Denken einschläferte und zur Hingabe an ein hehres Ziel verleitete. Uns meist unbewußt wurde Haß in uns gezeugt und geschürt, und der Wahn einer „neuen Zeit“ umnebelte uns, wenn wir in „Morgenfeiern“ sangen: „Es zittern die morschen Knochen der Welt vor dem großen Krieg. Wir haben den Schrecken gebrochen. Für uns war's ein großer Sieg.“ Niemand von uns ahnte, wie die wahrhaft apokalyptischen Vorstellungen solcher Haßausbrüche sich einmal gegen uns selbst richten und uns zugrunderichten würden. Noch schmetterten wir siegestrunken, unterstrichen durch die dumpfen Schläge auf den Landknechtstrommeln und die grellen Fanfarenstöße bei unseren Aufmärschen: „Wir werden weiter marschieren, wenn alles in Scherben fällt; denn heute gehört uns Deutschland und morgen die ganze Welt.“

Alltag an der Heimat-Front

Als die Hoffnung auf ein baldiges Kriegsende schwand, kehrte ich mit den anderen Klassenkameraden im Oktober nach Mettmann zurück. War das eine Freude! Wieder vereint mit Eltern und Schwester im vertrauten Zuhause! Frei von dem Druck eines strikt geregelten Dienstplans, unbehelligt von ideologischer Berieselung! Frei für eigene Initiativen, frei für sinnvolle Aufgaben!

Die Schule beanspruchte wieder den breitesten Raum. Kontinuierliches Lernen machte wieder Spaß, weil sich Fortschritte einstellten und der Motivation neuen Schub verliehen. Natürlich wirkte sich der Krieg folgenreich auf die Schule aus. Lehrer wurden zur Wehrmacht eingezogen. Die Lücken füllten zum Teil Pensionäre aus. So übernahm der fast siebzugjährige Professor van Rensen auch unseren Lateinunterricht und gab sich viel Mühe, uns den Unterschied von A-C-I (accusativus cum infinitivo) und ablativus absolutus klar zu machen. Das leicht gelispelte s-t verriet seine Herkunft aus Ostfriesland. Mit seiner großen Gestalt und dem schlohweißen Haar, mit seinem aufrechten Gang und seinen gemessenen Schritten glich er einem ehrwürdigen Patriarchen. Er begegnete uns mit viel Verständnis und großer Geduld. Seine Autorität war unangefochten. Im Gegensatz zur unkirchlichen Einstellung vieler seiner Kollegen besuchte er jeden Sonntag den evangelischen Hauptgottesdienst und hielt beim stillen Gebet den Hut vor sein Gesicht. Mich hat das tief berührt.

Jeden Freitag kam ein Studienrat aus Velbert, um den Biologieunterricht zu erteilen. Zu Beginn holte er sein Notizbuch hervor, fragte die Hausaufgaben ab und nannte die Zensuren. Manchmal schienen die Bewegungen seines Kopfes von Zuckungen gestört, die auch seine Schultern und Arme erfaßten – für uns alle ein ungewohnter Anblick, für einige ein Anstoß zum Grinsen und Imitieren. Wenn der Raum verdunkelt wurde, um Fotos und Filme auf die Leinwand projizieren zu können, machte sich oft diffuse Unruhe breit. Ihr versuchte er dadurch Herr zu werden, daß er das Licht anknipsen ließ und die entdeckten oder vermeintlichen Störenfriede mit Sonderaufgaben bestraft. Als biologisch Interessierter habe ich von seinen gründlichen Kenntnissen profitiert. Die Versuche über Osmose z.B. haben mir den Transport von Wasser und Nährstoffen und die Oxydation verständlich gemacht. Der Überblick über die Systematik der Pflanzen und Tiere hat mich zu eigenen Überlegungen und Beobachtungen angeregt.

Der Unterricht war nicht nur durch Lehrermangel eingeschränkt, sondern auch dadurch belastet, daß Unterricht in andere Gebäude verlagert werden mußte, weil das ehemalige Lehrerseminar, in dem die Oberschule für Jungen untergebracht war, anderweitig genutzt wurde. Der zersplitterte Stundenplan und die längeren Wege kosteten zusätzlich Kraft und Zeit. Manchmal fiel der Unterricht im Winter aus, wenn wegen Koks-mangel nicht geheizt werden konnte. Im Herbst schloß der Unterricht vorzeitig, wenn Bauern zur Kartoffelernte Schüler anforderten. Das war für mich als Junge vom Land eine gewohnte Arbeit. Auf dem Stockfeld oder bei benachbarten Bauern las ich jedes Jahr Kartoffeln und verdiente 3 RM am Tag. Das entsprach dem Preis für einen Zentner Einkellerungskartoffeln. In der Saison konnte sich mein Verdienst auf 30 RM steigern, die ich bei der Post sparte oder zum Kauf von Büchern verwendete. Mein 1940 ausgestelltes Postspargbuch belegt mein „eisernes Sparen“, bei dem ich größere Geldgeschenke zur Konfirmation etwa und andere Einkünfte neben geringeren Beträgen auf die hohe Kante legte. Bis zum Januar 1945 hatten sich 1275 RM angesammelt, mit denen ich dann 1946 bis 1948 mein Lehrer-Studium finanzierte. Bei der Währungsreform war das Ersparte auf 90 RM zusammengeschmolzen, nachdem ich 1947 noch aus Langensalza etwa 30 Bände der „Bibliothek pädagogischer Klassiker“ hatte erwerben können.

1942 war der Wechsel vom Deutschen Jungvolk zur Hitler-Jugend fällig. Ich wählte die Motor-HJ und durchlief eine Ausbildung zum Feldscher, die durch Männer des Roten Kreuzes erfolgte. Hier entschloß ich mich zu weiteren Kursen der Ersten Hilfe. Einmal in der Woche übernahm ich mit einem erwachsenen Rot-Kreuz-Mitglied den Nachtdienst im Evangelischen Krankenhaus, der um 20⁰⁰ Uhr begann und um 6⁰⁰ Uhr endete. Bei Fliegeralarm halfen wir beim Transport der Kranken in den Luftschutzkeller. Reichte der Raum dort nicht aus, wurden die Betten in die Gänge gestellt. Nach der Entwarnung wurden die Kranken wieder in ihre Zimmer gebracht. Zum Schlaf legten wir uns auf eine Pritsche in einem kleinen Raum. Nach Dienstschluß fuhr ich mit dem Rad vier Kilometer nach Hause, zog Stiefel und DRK-Uniform aus und fuhr nach dem Frühstück in Zivil zur Schule. Ich schätzte mich glücklich, die Krankenschwestern etwas entlasten zu können.

Als kurios dagegen empfand ich, wenn im Zeugnis ab 1941 handschriftlich vom Klassenlehrer vermerkt wurde: „Er hat seine Kriegspflicht (Altmaterialsammlung) mit 684 Punkten sehr gut erfüllt.“ Im 2. Terial erreichte ich nur „ein Gut“ mit 122 Punkten. Im nächsten Zeugnis gab ein Stempel über die „Schulaltstoffsammlung“ mit 75 Punkten über meinen außerschulischen Einsatz Auskunft.

Das Zeugnisformular spiegelte nicht nur kriegsbedingte Aufgaben, sondern auch die systematische Verdrängung des Religionsunterrichts aus dem Fächerkanon. Als ich 1938 in die Sexta aufgenommen wurde, begann die Woche mit einer gemeinsamen Morgenandacht in der Aula. Diese wurde bald aus dem Stundenplan gestrichen. Religionsunterricht hat mich von Kindheit an interessiert. Meine Noten schwankten zwischen sehr gut und gut und erschienen im Zeugnis. Ab 1941 wurde „Religion“ in einem freien Teil des Zeugnisses handschriftlich ergänzt. Nach dem 2. Terial 1941 wurde die Note in Religion in einem gesonderten „Zeugnis über die Teilnahme am konfessionellen Religionsunterricht“ ausgewiesen. Dieses Zusatz-Zeugnis signalisierte, daß in der nationalsozialistischen Schule für den Religionsunterricht kein Platz sei.

Im März 1942 wurde ich von Pastor Klein konfirmiert. Als Denkspruch erhielt ich Römer 1, Vers 16: „Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht, denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben.“ Immer wieder vernahm ich durch diesen Bibelvers Trost und Mahnung über zeitweiliges Vergessen und Verdrängen hinaus.

Unvorhergesehen fiel mir zu Beginn des Jahres 1943 eine neue Aufgabe zu. Der herzkranke Schneidermeister Werner, der nebenamtlich die Poststelle Hoferneuhaus verwaltete, fragte mich, ob ich ihn nicht entlasten wolle. Seine Frau könne – vor allem im Winter – die Arbeit allein nicht schaffen. Ich sagte gerne zu, nach Schulunterricht und Mittagessen die Post zu verteilen. Da die Gehöfte und Häuser zum Teil weit auseinanderlagen und es oft bergauf und bergab ging, einigten wir uns darauf, daß bei Schnee und Eis ich nur die halbe Tour übernehme. Für die zwei bis drei Stunden, die diese Arbeit erforderte, wurde mir ein Entgelt von 50 RM monatlich zugesichert. Dachte ich anfangs, ich würde einem geschätzten Nachbarn bloß einen Gefallen tun und könnte gleich beginnen, so wurde ich bald belehrt, daß es sich hier auch um einen „amtlichen“ Akt handelte. Ich wurde zum Postamt

bestellt und mit allen Bestimmungen bekannt gemacht. In einem Protokoll vom 14.1.1943 wurde festgehalten, daß ich über alle Pflichten aufgeklärt sei und vor allem das Postgeheimnis zu wahren habe. Zur Verschwiegenheit verpflichtet zu sein, erschien mir selbstverständlich. Verwundert war ich allerdings, daß ich versichern mußte, arischer Abstammung zu sein. Überflüssig erschien mir, daß die „Amtshandlung“ noch ein Gelöbnis auf Adolf Hitler vorsah. So mauserte sich eine private Gefälligkeit gleichsam zu einem Staatsakt. Dem unumgeharen Gesetz folgend, gelobte ich: „Ich werde dem Führer des Deutschen Reiches und Volkes, Adolf Hitler, treu und gehorsam sein und meine Dienstobliegenheiten gewissenhaft und uneigennützig erfüllen.“

An Hitler dachte ich nicht, wenn ich die vorsortierte Post in Empfang nahm und mich auf den Weg machte, sonderlich wenn ein eisiger Wind mir ins Gesicht fegte und ich mir durch die verschneiten Felder die Spur bahnen mußte. Die prall gefüllte Ledertasche schnitt sich in die Schulter ein, und bergauf kam ich schon mal außer Puste. Außerdem forderte die Zustellung der Post meine volle Konzentration. Es galt nicht nur Briefe und Postkarten korrekt auszuhändigen, ich mußte auch manchmal Beträge auszahlen, die insgesamt 1000,- RM überschritten, wenn die Bauern Pferde an die Wehrmacht abzuliefern hatten und durch mich den Erlös erhielten. Dabei kam es auch schon vor, daß mir ein 1- oder 2-Reichsmarkstück in die Tasche geschoben wurde. Wenig Spaß machte es, wenn ein Dauerregen mich durchnäßte und die Wege glitschig wurden. Von schotterbedeckten Straßen mußte ich auf grasbewachsene Feldwege abbiegen, die in schmale Pfade übergehen konnten. Bei Sauwetter war das alles kein Vergnügen.

Leid und Kummer des Kriegs begegneten mir in neuer Weise. Wie zitterten mir die Hände, wenn ich die schwarzgeränderten Todesanzeigen oder Beileidsbekundungen den Trauernden überreichte! Wie sorgenvoll trafen mich die Blicke derer, die auf ein Lebenszeichen vermißter Angehöriger warteten! Aber wie jubelte ich still mit, wenn die lang ersehnte Nachricht über den genehmigten Urlaub überbracht wurde! Schmerz und Freude waren seltsam verquickt, wie auch Wohlstand und Armut direkt beieinander sein konnten.

Unbeabsichtigt gewann ich Einblick in sehr unterschiedliche Lebensverhältnisse. So stand die ärmliche Behausung eines verheirateten Melkers unweit von einem großzügig angelegten Bauernhof, dessen

Wohnhaus – aus roten Ziegelsteinen erbaut – noch Stallungen für Pferde, Kühe und Schweine beherbergte. Scheune und Schuppen für Traktor, landwirtschaftliche Geräte, Karren und Wagen umgaben den Hof, auf dem sich das Geflügel tummelte. Die meisten Wohnungen waren bescheiden ausgestattet. Die Mehrzahl der Leute grüßten freundlich und dankten, wenn ich für sie Briefmarken und Postkarten mitbrachte oder auch Geldbeträge für Überweisungen in ein besonderes Buch notierte und weiterleitete. Beschwerlich wurde das Radfahren, wenn Päckchen und Pakete zugestellt werden mußten, die meist mit Obst oder Süßigkeiten honoriert wurden. Den inneren Gewinn dieser anstrengenden Zeit sah ich in der Möglichkeit, Menschen in der Verschiedenheit ihrer Lebensumstände, ihres Temperamentes und ihrer Haltung kennen und anerkennen zu lernen. So gerne ich den Posthalter und seine Frau weiter entlastet hätte, nach 5 Monaten mußte ich wegen körperlicher Überforderung diesen Job – wie man heute sagen würde – aufgeben. Schule, HJ-Dienst und Nachtwache im Krankenhaus beschlagnahmten meine Kräfte schon über Gebühr. Herzbeschwerden schwächten meine Gesundheit so, daß jedermann das Ende meiner Karriere als Landzusteller guthieß.

Der Krieg hatte unseren Alltag total verändert. In vielen Familien waren Väter und Söhne einberufen, um deren Leben unzählige Menschen bangten. Lebensmittel wurden rationiert, und Bekleidung und Schuhe konnten nur durch Bezugsscheine erworben werden. Diese Einschränkungen waren wohl ärgerlich, bedrohten aber nicht Leib und Leben. Erst die Luftangriffe verwandelten ganze Stadtteile in Ruinenfelder und forderten unter der Zivilbevölkerung eine Unzahl Toter, Verletzter, Verkrüppelter. Opfer dieser Bombenangriffe wurden auch Verwandte in Essen, von denen Tante Else, eine Cousine meiner Mutter, bei uns Zuflucht fand, als sie zum dritten Mal ausgebombt war. Die zierliche Tante glich einem Häufchen Elend und lebte bei uns wieder auf. Onkel Arthur kam nur zum Wochenende zu uns, weil er noch bei Krupp beschäftigt und unabhkömmlich war. Ihre Tochter Lieselotte wich mit ihrem kleinen Sohn Gernot nach Lügde aus und machte sich große Sorgen um ihren Mann, der in Rußland eingesetzt war.

Nach dem schweren Bombenangriffe auf Wuppertal-Barmen trieb die Sorge um seinen Bruder Wilhelm und dessen Frau Meta meinen Vater frühmorgens (30.Mai 1943) auf den beschwerlichen und unge-

wissen Weg. Mit Fahrrad und noch intakten Verkehrsmitteln hoffte er zu ihnen zu gelangen. Als er abends spät rußverschmiert im Gesicht und völlig erschöpft zurückkam, kam es ihm wie ein Wunder vor, daß er Onkel und Tante im ungeheuren Chaos der Verwüstung überhaupt gefunden und lebend, wenn auch verstört angetroffen hatte. Zwar waren von dem Haus auf der Hesselnbergstraße, in dem die beiden zur Miete im 2. Stock wohnten, nur geborstene Mauerreste und verkohlte Balken übrig geblieben. Allein der Schornstein ragte aus den Ruinen in den Himmel. Die Möbel, darunter ein wertvolles Klavier, waren durch Brandschäden unbrauchbar geworden. Onkel und Tante hatten im Luftschutzkeller überlebt und waren mit Schrecken und Schock davongekommen. Nur wenige Habseligkeiten konnten aus den Trümmern hervorgeholt und in eine Notunterkunft mitgenommen werden. Erst Wochen später wurde den beiden eine kleinere Behelfswohnung zugewiesen. Das Grauen jener Bombennacht hat Onkel Willis Lebensabend überschattet.

Noch im Erzählen bebte Vaters Erschütterung über das Gesehene und Gehörte nach. Obgleich er sich in Barmen gut auskannte, hatte er große Mühe, sich in dem riesigen Trümmerfeld zurechtzufinden, denn ganze Häuserreihen waren in Schutt und Asche gelegt. Im engen Tal der Wupper hatten großflächige Brände Stürme entfacht, die das Feuer weiter schürten. Die sich steigende Gluthitze weichte den Asphalt auf den Straßen auf, der für die aus den Kellern in Panik Flüchtenden zum tödlichen Verhängnis wurde. Dantes Visionen vom Inferno wurden grausige Realität. Das Entsetzen verließ uns tagelang nicht.

Als Luftwaffenhelfer bei der Flak

Mit dem Zeugnis vom 17.6.1943 wurde ich nach Klasse 6 versetzt. Damit endete eine halbwegs geordnete Schulzeit, denn am 15. Juli wurde ich mit meinen Jahrgangsgenossen zur Flak eingezogen.

Wir meldeten uns bei der in Wuppertal-Sonnborn stationierten Batterie und empfingen gleich aus der Kleiderkammer Uniform, Stahlhelm und Gasmaske zusammen mit Schuhwerk, Socken und Unterwäsche. Baracken mit dreistöckigen Betten boten uns eine spartanische Unterkunft. Der Batteriechef begrüßte uns schneidig

und belehrte uns über unsere Pflichten. Nachdrücklich schärfte er uns die Geheimhaltung aller Dienstobliegenheiten ein. Selbst unseren Eltern dürften wir nichts von bevorstehendem Stellungswechsel nach Remscheid-Reinshagen verraten. Plakate an Plätzen und Bahnhöfen warnten ja schon lange: „Feind hört mit.“

Als Neulinge konnten wir bei dem turbulenten Treiben, bei dem Verstauen des Gepäcks und dem Aufprotzen der Geschütze kaum zupacken. Darum ließen wir das ganze Unternehmen mehr oder weniger über uns ergehen. Die lange Kolonne erreichte über Solingen und Burg die dem Schloß gegenüberliegende Anhöhe, wo die Geschützstellungen schon vorbereitet waren.

Im Saal einer Gaststätte wurden wir behelfsmäßig untergebracht, schliefen auf Stroh unter Decken und wurden über das Benehmen in der Öffentlichkeit unterrichtet. Bald gewannen wir den Eindruck fehlgeleitet zu sein, denn wir wurden weder einzelnen Geschützen zugeteilt noch mit Aufgaben in der Meßstaffel betraut. Unsere Vermutung bestätigte sich, als wir alle Sachen zusammenpacken und etwa drei Kilometer zum Bahnhof Güldenwerth schleppen mußten, unter der Führung eines Unteroffiziers der neuen Einheit. Wir bestiegen den Zug nach Düsseldorf und gelangten schließlich nach Unterrath.

Die Flakstellung in der Nähe des Gutes Volkardey blieb für viele Wochen Ort unseres Einsatzes und einer systematischen Ausbildung. Während einige Klassenkameraden in der Meßstaffel gebraucht wurden, in der am Kommandogerät feindliche Flugzeuge geortet und die entsprechenden Werte an die vier 8,8 cm Geschütze weitergeleitet wurden, tat ich Dienst am Geschütz Anton als K1, als Seitenrichtkanonier. Ein anderer Luftwaffenhelfer war als K2 für die errechnete Höhe zuständig. Der K6 stellte sitzend den Zünder der Granaten ein, die ein athletischer Obergefreiter als K3 bei Glockenton ins Rohr schob. Russische Kriegsgefangene holten die Granaten aus den im Erdwall eingelassenen Magazinen und reichten sie weiter zur Zünderstellmaschine. Ein Unteroffizier hatte als Geschützführer die Feuerbereitschaft an den Befehlsstand zu melden und das von dort erteilte Kommando zum Gruppenfeuer laut zu wiederholen; denn alle Ladekanoniere sollten ja zeitgleich

den Abzughebel betätigen. Damit diese komplizierte Zusammenarbeit blitzschnell und reibungslos ablaufen konnte, war ständiges Exerzieren tagsüber und auch bei Nacht erforderlich.

Das Leben unter den Soldaten unterschied sich erheblich von meinem bisherigen, in dem Privates den breitesten Platz eingenommen hatte. Hierarchische Ordnung, Disziplin und militärische Notwendigkeiten schränkten jetzt unsere persönlichen Belange massiv ein. Der Tagesablauf war straff organisiert und von der ständigen Einsatzbereitschaft diktiert. In der Befehlsausgabe am Morgen wurden der Dienstplan und das täglich wechselnde Erkennungszeichen unserer Flugzeuge bekannt gemacht und die Parole ausgegeben. Die Mahlzeiten standen fest. Exerzieren und Unterricht am Geschütz, Flugzeugerkennungsdiens, Übungen mit Gasmasken, Appelle und Schulunterricht wurden wie auch das geringe Maß an Freizeit wechselnd fixiert. Auch lösten sich Küchen-, Tisch- und Stubendienst in regelmäßigen Abständen ab. Alles stand jedoch unter dem Vorbehalt, daß keine feindlichen Bombengeschwader im Anflug waren.

Daß jede Form menschlichen Zusammenlebens von ihrer Sinnbestimmung und Funktion abhängt, lernte ich verstehen. Gründete das Leben in unserer Familie auf liebevolles Verständnis und allseitige Fürsorge durch meine Eltern wie auch durch unsere Achtung, Dankbarkeit und einsichtigen Gehorsam, so basierte die spezifische Ordnung in der Wehrmacht auf Befehl und unbedingten Gehorsam. Wie menschenverachtend und unsinnig ein Befehl sein konnte, bekam ich schmerzlich bei einer Ausgabe von Nachturlaubsscheinen zu spüren. Als ich als letzter da stand und nur noch ein Urlaubsschein übrig geblieben war, der angeblich für den Luftwaffenhelfer Kohm ausgestellt war, nahm ich militärische Haltung an, schlug die Hacken zusammen und wagte zu fragen: „Bitte Herrn Unteroffizier fragen zu dürfen, ob der letzte Urlaubsschein nicht für den Luftwaffenhelfer Horn bestimmt sein kann?“ Der U.v.D. musterte mich verächtlich und antwortete zynisch: „Ich habe nur einen Urlaubsschein für den Luftwaffenhelfer Kohm. Tut mir leid!“ Ich kochte vor Wut, dachte aber daran, daß meine Eltern mich erwarteten und ich mich nach einer ungestörten Nachtruhe sehnte.

So beugte ich mich der Gewalt und erbat den Urlaubsschein für den besagten Luftwaffenhelfer, den es in unserer Batterie nicht gab. Dieses traumatische Erlebnis stieg wie ein Stachel in meiner Erinnerung auf, als ein Nachwuchsoffizier mich später aufforderte, mich als Reserveoffiziersanwärter zu bewerben. Ich weigerte mich entschieden und blieb dabei.

Zu sechs Mann waren wir in Baracken untergebracht, die mit zwei dreistöckigen Betten, drei Doppelspinden, einem Tisch und sechs Schemeln möbliert waren. Schnell freundeten wir uns an und halfen uns gegenseitig. In der Regel einigten wir uns ohne Diskussionen, wer – reihum versteht sich – Kaffee zum Frühstück und Abendbrot aus der Kantine holte, Proviant in Empfang nahm und abends beim Stubendurchgang dem U.v.D. Meldung machte. Morgens mußten die Strohsäcke aufgeschüttelt und glatt mit einer Woldecke überspannt werden. Zum Dienst mußte die Baracke ordentlich hinterlassen werden. Für die Ordnung im Spind war jeder selbst verantwortlich. Die Wäsche mußte exakt gefaltet und gestapelt sein. Teile der Uniform und Schuhe mußten griffbereit und überschaubar zugänglich sein. Täglich mußte der Fußboden gekehrt werden. Samstags war er zu schrubbten. Bei der Stubendurchsicht mußte alles tip-top und jeder anwesend sein, denn es konnte passieren, daß der U.v.D. plötzlich Stichproben machte.

Diese Inspektion löste oft Spannung und Sorge aus, denn es hing von der jeweiligen Eigenart und der augenblicklichen Stimmung des Inspizierenden ab, ob diese Überprüfung ungerügt über die Bühne ging oder mit Sanktionen endete. Schon bald unterschieden wir vernünftige Vorgesetzte von fiesen Typen, die über ihre Minderwertigkeitskomplexe stolperten und ihre üble Laune austobten. Bei diesen unwägbaren Risiken erwachte eine Solidarität unter uns, die über solche Misere hinweghalf. Hatte ein übelgelaunter U.V.D. einen von uns – oft aus nichtigem Grund – „zusammengeschissen“, wie es im Landserjargon hieß, so versuchten wir, das Opfer aufzurichten durch ähnlich derbe Sprüche. „Korsettstangen einziehen“ nannten wir diese Art seelischer Aufrüstung. Nur schwer ließ sich unsere Stinkwut über Willkür und Schikanen unterdrücken. Unge-

rechtigkeit und Wehrlosigkeit empörten uns und ließen Zweifel aufkommen, ob wir uns einer guten Sache verschrieben hatten.

Zum Glück waren diese unausstehlichen Figuren in der Minderzahl. Unser Geschützführer war ein patenter Vorgesetzter, der von uns vollen Einsatz und Verlässlichkeit verlangte und zugleich uns Mut machte, wenn wir die Grenzen unserer Kräfte spürten und unter Entbehrung und Enttäuschung litten. Er spürte auch meine Angst vor der Feuertaufe, riet mir, beim Gruppenfeuer den Mund immer weit zu öffnen, und gab zu verstehen, daß Angst für einen Fünfzehnjährigen etwas Normales und nichts Verabscheuungswürdiges sei. Nie hat dieser Unteroffizier uns sadistisch geschliffen und „zur Sau gemacht“.

Für uns Luftwaffenhelfer war es eine völlig neue Situation, daß Lehrer zu uns in die Flakstellung kamen, um uns in den Hauptfächern zu unterrichten. Meist wurden sie aus nahegelegenen Schulen abgeordnet und mußten sich den ungewöhnlichen Rahmenbedingungen anpassen. Auch für uns ergaben sich unvorhersehbare Schwierigkeiten. Hatten die Lehrer oft beschwerliche Wege zurückzulegen und mußten sich immer neue Gesichter merken, so blieb nicht immer genügend Zeit für unsere Vorbereitung auf den Unterricht, der jederzeit bei Alarm abgebrochen werden mußte. Wir mußten alles stehen und liegen lassen und zu unseren Posten eilen. Den Lehrern blieb es überlassen, auf Entwarnung zu warten oder unverrichteterdinge nach Hause zu gehen. Im Grund war der so störungsanfällige Unterricht mehr ein Angebot der Lehrer für unseren Lernwillen, der recht verschieden ausgebildet war. Sich gegenseitig bei den Schulaufgaben zu helfen, war selbstverständlich. Ich griff gerne die Anregungen im Unterricht auf und nutzte die so langweilige Zeit des Wacheschiebens, mir das Wesentliche durch stetes Wiederholen einzuprägen.

Von den in Charakter und Lehrgeschick sehr unterschiedlichen Lehrern erwarb sich Dr. Reich das höchste Ansehen, das in Gesprächen untereinander darin zum Ausdruck kam, daß wir nur von „Papa Reich“ sprachen. Eindruckvolles Fachwissen und überragende didaktische Kunst verbanden sich bei ihm mit seinem verständnisvollen Umgang, in dem er jedem gerecht zu werden bemüht war.

Wenn die Feuerbereitschaft uns um den Schlaf betrogen hatte, minderte er seine Anforderungen, ohne den Unterricht ganz ausfallen zu lassen. Gerade diese Pflichttreue und Rücksichtnahme haben nicht nur mich sehr beeindruckt. Er war wohl der einzige Lehrer während unserer Luftwaffenhelferzeit, den viele als Mensch und Pädagogen verehrt haben. Als er uns das Abgangszeugnis am 9. September 1944 aushändigte, wünschte er uns sichtlich bewegt eine unversehrte Heimkehr aus dem Krieg.

Die Flakstellung in der Volkardey wurde nach einiger Zeit aufgegeben. Unsere Batterie wurde mit einer anderen am Aaperwald zwischen Düsseldorf und Hubbelrath zu einer Großbatterie vereinigt. Die Gründe für solchen Stellungswechsel blieben uns natürlich verborgen, wie auch die bald folgende Versetzung der Mettmanner Luftwaffenhelfer zu einer leichten Flakbatterie im nördlichen Ruhrgebiet für uns unerklärlich war. Hier wurde ich einem 2 cm-Vierlings-Zug zugewiesen, der in der Nähe von Lippramsdorf zwischen Lippe und Lippe-Seiten-Kanal Stellung bezogen hatte. Hier wartete eine andersgeartete Aufgabe und eine darauf abgestellte Ausbildung auf uns. Die 8,8 cm Geschütze hatten auf die in großer Höhe sich nähernden Bomberverbände vom Typ Fortress I und II gezielt, nachdem sie im Lichterkreuz der Scheinwerfer aufgespürt waren. Unsere 2 cm-Kanonen sollten Tiefflieger vor den Buna-Werken Hüls abfangen und abwehren. In Düsseldorf waren unsere Ohren durch Donner und Luftdruck der feuernenden Geschütze in Mitleidenschaft bis zu Dauerschäden gezogen. Nun wurden unsere Atemwege durch die aus vielen Fässern entweichenden Nebelschwaden heftig gereizt. Die hüllten die weitere Umgebung der kriegswichtigen Industrieanlage in undurchdringlichen Dunst und nahmen uns zugleich die Sicht auf Tiefflieger. Gottlob sind wir nie zu einem Kampfeinsatz gekommen.

Diesmal waren alle Luftwaffenhelfer in einer großen Baracke untergebracht, etwas abseits von den kleineren Unterkünften der Soldaten, die zwischendurch auch von Frauen in eindeutiger Absicht besucht wurden – für mich ein schockierendes Erlebnis, schwärmte ich doch in seligen Gedanken von meiner Freundin und dachte an das mahnende Wort von Matthias Claudius: „Bedenke,

daß Deine Mutter auch einmal ein Mädchen war!“ Diese verklärte Sicht wahrer Freundschaft und Liebe habe ich mir nicht durch bissige Bemerkungen und den lästerlichen Vorwurf der Lebensfremdheit antasten lassen.

Ungleich beschwerlicher war der Weg von Lippramsdorf nach Mettmann, wenn wir Nachurlaub erhielten. Zunächst mußten wir das großflächige Buna-Werk gleichsam umrunden, um in Sinsen den Zug besteigen zu können, der uns über Wanne-Eickel nach Essen brachte. Dort war auszuloten, ob die Strecke über Düsseldorf oder über Wülfrath günstiger war. Überraschte uns unterwegs ein Fliegeralarm, war die Zeitplanung ohnehin geplatzt. Ähnlich zeitraubend gestaltete sich der Rückweg. Eins habe ich dabei gelernt, unvorbereitet umzudisponieren und besonnen im Augenblick zu entscheiden. Die Einsicht in die unkalkulierbaren Widrigkeiten, in die Unüberschaubarkeit der jeweiligen Situation und in die Begrenztheit meines jugendlichen Vermögens bewahrten mich vor Selbstüberschätzung. Als lebenslange Aufgabe erkannte ich, mit Risiken und in Grenzen leben zu lernen.

Der Eintönigkeit des militärischen Alltags versuchten wir zu entkommen, wenn wir uns an Heinrich Spoerls „Feuerzangenbowle“ ergötzen, ganze Passagen auswendig lernten und begeistert deklamierten. Als dann Anfang 1944 der Film mit Heinz Rühmann in der Hauptrolle als Pfeiffer mit drei f – eins vor dem ei und zwei hinter dem ei – in den Kinos lief, wähten wir uns der Misere des auferlegten Landserlebens selig entrückt. Wenn einen üble Laune plagte, fing einer an, aus dem Kopf zu zitieren, und die Mißstimmung war überwunden. Paul Henkels und Erich Ponto stifteten einige zu schauspielerischen Gehversuchen an, die lachenden Beifall fanden. Witz und Humor ließen uns Mißhelligkeiten ertragen.

Zum Schulunterricht in der Kantine hatten wir einen Weg von etwa 20 Minuten zurückzulegen. Hier befand sich auch die Schreibstube und die Unterkunft des Batteriechefs, der aus Mettmann stammte und dort ein Installationsgeschäft besaß. Obgleich er das goldene Parteiabzeichen trug, war er kein fanatischer Nazi. Er begegnete nicht nur uns Mettmannern mit viel Verständnis und Fairneß. Als in einer benachbarten Stellung ein Unteroffizier unsere

Kameraden schikaniert hatte, wurde ihm der Prozeß gemacht. Vom Krieg mit heiler Haut im Juni 1945 zurückgekehrt, kannten der frühere Batteriechef und ich keine Vorbehalte in offener Wiederbegegnung. Er übte ohne Groll seinen erlernten Beruf wieder aus, und ich drückte wieder die Schulbank.

Im Reichsarbeitsdienst – verordneter Leerlauf

Nur eine kurze Verschnaufpause war mir seit der Entlassung aus den Diensten der Flak vergönnt. Das Abgangszeugnis bescheinigte die Versetzung in die Klasse 7 und peilte gleichsam die Zeit nach dem Krieg an. Handschriftlich wurde durch Erlaß zugesagt, das „Hochschulstudium nach erfolgreicher Ablegung eines Vor-semesters an einer wissenschaftlichen Hochschule“ beginnen zu können. Dies lag in weiter Ferne. Jetzt genoß ich die fünf Wochen zivilen Lebens im Kreis meiner Familie.

Am 12. Oktober 1944 meldete ich mich auf dem Militärflugplatz Jagel in der Nähe von Schleswig bei der zuständigen Arbeitsdienst-Abteilung. Bewußt wurden wir Rheinländer mit Hamburgern gemischt auf die verschiedenen Trupps und Baracken verteilt. Der Alltag war trist und grau wie das neblige Herbstwetter. Nur ungute Erinnerungen sind mit dieser Zeit verknüpft. Schon die Uniform mit der komischen Kopf-



Landolf Kliss, der im Abwehrkampf um Berlin als vermißt gemeldet wurde, und Horst Grigutsch mit mir im Reichsarbeitsdienst (von links)

bedeckung mißfiel nicht nur mir. Das Marschieren mit Spaten, der knapp über dem Erdboden mit der rechten Hand gehalten werden mußte, erschien mir als Maskerade. Als wir dann noch mit dem Spaten „Griffe kloppen“, d.h. nach Kommando in abgemessenen Zeitabständen ihn schließlich schultern oder präsentieren mußten, kam mir das Ganze geradezu schwachsinnig vor. Zuhause hatte ich mit dem Spaten umgehen gelernt, wenn ich den Garten umgrub und die Erdschollen zerkleinerte. Nach getaner Arbeit wurde er gesäubert und eingefettet. So sah in meiner Perspektive zweckmäßiger Gebrauch und sinnvolle Tätigkeit mit ihm aus. Die Idiotie überschlug sich, als wir in kleineren Gruppen einen Haufen Dreck etwa 2 Meter schaufeln mußten, den die Gruppe gegenüber wieder zurückwarf.

Dieses unsinnige Hantieren mit dem Spaten hatte mein rechtes Handgelenk so strapaziert, daß eine Sehnenscheidenentzündung heftige Schmerzen verursachte. Mein rechter Arm mußte geschient werden. Als Innendienstfähiger versah ich leichte Aufgaben in der Küche, in der Kantine oder im Krankenrevier. Als nach 14 Tagen die Entzündung noch nicht abgeklungen war, mußte der Arm für weitere zwei Wochen geschient bleiben. Als Nachteil mußte ich in Kauf nehmen, vom Stadturlaub ausgeschlossen zu sein. So konnte ich den berühmten Bordesholmer Altar im Schleswiger Dom nicht bewundern, von dem mein Stubengenosse Siegfried Breidbach so geschwärmt hatte.

Inneren Protest löste das unberechenbare Verhalten einiger Vorgesetzter aus. Als ich eines Abends vergaß, meinen Spind abzuschließen, schleuderte der wachhabende Obervormann meine Bücher und meine sorgfältig gestapelte Wäsche auf den Boden und belehrte mich, daß ich andere zum Kameradendiebstahl verführe. Mir aber widerstrebte, in den Stubengenossen verkappte Diebe zu wittern. Ich war vielmehr überzeugt, daß Mißtrauen solche Delikte geradezu hervorlocken könnte. Daran wollte ich nicht mitschuldig sein. Das sah dieser bornierte Vorgesetzte eben ganz anders. Er kündigte an, in fünf Minuten wiederzukommen. Dann müsse alles in Ordnung sein. Zähneknirschend sammelte ich meine verstreuten Sachen auf und räumte sie exakt wieder ein. Der Obervormann erschien wie angedroht und meinte herablassend: „Na, also!“

Solcher Willkür wehrlos ausgeliefert zu sein, drückte die Stimmung vieler. Zu sinnvoller Arbeit war jeder bereit, aber Unsinn und Schikanen konnten nur verbittern. Es blieb uns nichts anderes übrig, als sich

den unveränderbaren Verhältnissen einzufügen und den Tag herbeizusehnen, an dem dieser groteske Unfug sein Ende fände.

Erst viel später erkannte ich, daß die Nazis den Gedanken des Freiwilligen Arbeitsdienstes, wie er in der Weimarer Zeit als Teil freier Volksbildung konzipiert und realisiert wurde, willkürlich für ihre Ideologie vereinnahmt und seinen ursprünglichen Sinn verkehrt hatten.

Noch bevor wir am 4. Dezember unsere Arbeitsdienstplicht erfüllt hatten, wurde ein Kurier mit unseren Papieren nach Mettmann in Marsch gesetzt, damit das dortige Wehrbezirkskommando unsere Gestellungsbefehle umgehend verschicken konnte.

Kriegsfreiwillig zur Wehrmacht

Es war Ehrensache für meine Klassenkameraden und mich, sich freiwillig zu melden. So schien auch am ehesten gewährleistet, daß wir zu dem gewünschten Truppenteil und nicht zur Waffen-SS eingezogen wurden. Gerade aus dem Arbeitsdienst entlassen, erhielt ich den Gestellungsbefehl. Erst 17 Jahre alt geworden, wurde ich richtig Soldat. Als ich mich am 15. Dezember nach Herford begab, die Schreibstube meiner Einheit in einer geräumten Fabrik fand und mich dort zur Stelle meldete, hörte ich den „Spieß“ zu anderen sagen, was er denn mit dem Neuangekommenen anfangen sollte. Als ich militärisch exakt vorschlug, uns zu Weihnachten in Urlaub zu schicken, sah ich mich zu zehn Liegestützen verurteilt.

In einem dürrtig erhellten Raum standen die Etagenbetten eng zusammen, und jeder Einberufene suchte erste Kontakte mit dem anderen. Wir bekamen unsere Uniformen verpaßt und Gewehre und Gasmasken ausgehändigt. Aber nichts geschah. Es nistete sich der Eindruck ein, daß unsere Einberufung der hiesigen Einheit nicht gelegen kam und man uns durch allerlei Aktivitäten nur auf Trab hielt. Unlust und Mißmut machten sich unter uns breit. Hier herumgammeln und die Zeit totschlagen schien uns idiotisch. Aber unsere aufmüpfigen Gedanken änderten nichts an der verfahrenen Situation. Die Zeit schleppte sich träge dahin.

Um der inneren Lähmung nicht zu erliegen, holte ich abends meinen Koffer unter dem Bett hervor, stellte das Foto meiner

Freundin Ingeborg auf, versank in selige Erinnerungen und schrieb mir der Liebe Lust und Leid von der Seele.

Noch vor Weihnachten räumten wir die behelfsmäßige Unterkunft und zogen in die Otto-Weddigen-Kaserne am Stadtrand von Herford um. Hier war die Panzerjäger-Sturmgeschütz-Ausbildungskompanie 1/6 stationiert. Ein beinamputierter Oberleutnant führte das Kommando als Kompaniechef. Das Goldene Kreuz wies ihn als einen an der Front bewährten Offizier aus. Jetzt erst begann die infantristische Grundausbildung, die uns zwölf Wochen in Atem hielt. Stumpfsinniges Exerzieren auf dem Kasernenhof wechselte mit strapaziösen Übungen im Gelände, bei denen sich Schikanen zur Brutalität steigern konnten.

Zwar hatte der Kompaniechef in seiner „Belehrung“ Recht und Pflicht zur Beschwerde erwähnt, aber wir fügten in Gedanken skeptisch hinzu: „Aber wehe, wer es wagt!“ Bei dieser Gelegenheit wurden wir eindringlich auf unsere Pflichten als Soldaten zur Geheimhaltung und zu unbedingtem Gehorsam verwiesen und mit dem gebotenen Verhalten in der Öffentlichkeit bekannt gemacht. Den Mitgliedern eines Kegelclubs etwa war es überlassen, wie man sich untereinander grüßte und welche Konventionen man einhielt. Das war bei der Wehrmacht aber eindeutig geregelt durch die Heeresdienstvorschrift, abgekürzt HDV, deren Passagen zum Teil auswendig gelernt werden mußten, wie z.B. „In der Grundstellung steht der Mann still usw.“ Besonderen Wert wurde auf das Grüßen von Vorgesetzten gelegt, sei es mit und ohne Kopfbedeckung draußen, sei es in einem Lokal sitzend durch Annehmen einer straffen Haltung. Nur auf der Toilette entfiel die Grußpflicht.

Mit dem Karabiner 98 sachgemäß umzugehen, kostete viel Zeit und Übung. Das Schießen war immer mit Anspannung und Beklemmung verknüpft, denn wenn die Bedingungen nicht erfüllt waren, schloß sich Strafexerzieren einzeln oder in Gruppen an. Die Ausbildung an den Waffen erstreckte sich auch auf Maschinengewehr und Pistole. Es war nur konsequent, wenn das Schießen mit scharfer Munition auf den Truppenübungsplatz verlegt wurde. Aus ungeklärter Ursache wurde ein Kamerad tödlich getroffen. Als Tage später sein Sarg auf einen LKW verladen wurde und mit dem Vater,

einem höheren Arbeitsdienstführer, davonfuhr, ließen uns Trauer und Betroffenheit lange nicht los.

Der Ernstfall wurde simuliert, als wir aus der Kaserne ins Biwak nahe bei Schweicheln wechselten. In einem hügeligen Waldstück versteckt standen die Baracken. Die Notdurft des Leibes wurde auf dem „Donnerbalken“ verrichtet. Warmes Essen empfangen wir aus der Gulaschkanone. Überwinden von Hindernissen, getarntes Anschleichen an den Feind, wechselndes Unterstützen und Vorwärtspreschen, wie auch Überfall aus dem Hinterhalt mit Platzpatronenfeuer: Das alles vollzog sich in beängstigender Realistik. Unheimlich war das Wacheschießen nachts, wenn ein Luftstoß durch die Löcher des Stahlhelms pffte und jedes Geräusch durch Wind und Wild verdächtig erschien. Jeden Augenblick mußte man gewärtig sein, daß der wachhabende Offizier oder abkommandierte Kameraden sich näherten. Erst die Parole klärte die Frage Freund oder Feind.

An einem Wochenende überraschte mich meine Schwester mit ihrem Besuch. Sie war von Minden angereist, wo sie als Flakhelferin eingesetzt war. Kaum erkannte ich sie in ihrer Uniform, in der ihre schmächtige Gestalt wie verschwunden war. Groß war die Freude des Wiedersehens. Nun konnte sie ausführlich erzählen, wie sie ihren Handelsschulbesuch in Wuppertal abbrechen mußte, um in einer Mettmanner Munitionsfabrik kriegsdienstverpflichtet 60 Stunden in der Woche arbeiten zu müssen. Die Einberufung nach Minden empfand sie als eine Verbesserung ihrer Lebensumstände, zumal niemand ihr zu nahe trat. Sie lobte nach dem Krieg die Fürsorgepflicht ihres Batteriechefs. Der hatte kurz vor Ostern ihr einen Urlaubsschein nach Schwabmünchen ausgestellt, wo ein Bruder unseres Vaters mit seiner Familie lebte. Hier wartete sie das Ende des Krieges ab.

Für mich rückte der Krieg in die entscheidende Phase, als wir Ende März 1945 neu eingekleidet und zusätzlich zu unserem Gewehr noch mit Klappspaten und einige mit Panzerfäusten ausgerüstet wurden. Im Brotbeutel verstauten wir 20 Schuß scharfe Munition, während sich in einer der Patronentaschen noch Exerzier-

patronen befanden. Ließ sich die groteske Situation noch besser kennzeichnen: Noch in der Ausbildung, schon im Kriegseinsatz?

Bevor wir eines Abends ausrückten, appellierte der Kompaniechef an Einsatzfreude und Siegeswillen und vergaß nicht, an unseren Fahneneid und den geschichtlichen Auftrag unseres Volkes zu erinnern. Der nächtliche Marsch in der Kolonne über Bielefeld und Brackwede hinaus überforderte meine Kraft und wurde zum Verhängnis. Auf die Dauer Gleichschritt zu halten, gelang mir kaum noch mit größter Anstrengung, weil die neuen Schnürschuhe drückten und die Füße fürchterlich schmerzten. Schließlich lähmte ein Krampf mein rechtes Bein, und ich kippte seitwärts zu Boden. Ich schleppte mich an den Straßenrand. Zum Glück nahm sich ein Ausbilder meiner an und brachte mich zu einem nahe gelegenen Haus. Er klopfte an die Fenster, und das aus dem Schlaf aufgestörte alte Ehepaar ließ uns herein. Meine Füße waren geschwollen und voller Blasen, die meist geplatzt waren und das rohe Fleisch freigaben. Ein Fußbad minderte die Qual. Ich umwickelte die Füße mit den Fußlappen und bugsiierte sie behutsam in die Schuhe. Die beiden Alten wünschten uns alles Gute und blickten uns besorgt nach.

Als ein Geländewagen vorüberfuhr, wurde ich auf einen der vorderen Kotflügel plaziert. Da ich nicht zu dieser Einheit gehörte, schickte man mich beim nächsten Halt zu Fuß los. So schloß ich mich anderen Leidensgenossen an. Alte Landser kamen uns entgegen und tippten an ihre Stirn. Ich fragte mich: „Befinden die sich auf geordnetem Rückzug, oder setzen sie sich auf eigene Faust ab?“

Die Konfusion wurde total. Mit anderen Versprengten suchte ich nachts in Stroh- und Heuschobern einen Platz zum Pennen. Als meine Kraft völlig erlahmte, bat ich, auf einen offenen Wehrmacht-LKW aufsitzen zu dürfen. Eng zusammengepfercht durchquerten wir kleinere Ortschaften im Münsterland. Landstraßen wurden möglichst gemieden. Der gewiefte Fahrer wich auf Feldwege aus und nutzte jede noch tragfähige Brücke zum Überqueren von Bächen und kleineren Flüssen. Immer mehr Soldaten fluteten zurück. Wenn Tiefflieger über uns hinwegjagten, suchten wir Schutz und Deckung in Gräben und an Böschungen. Der Geschützdonner

schien näherzurücken. Angst befiel mich. Sie machte stumm und lähmte mein Denken. Sorgenvoll kreisten meine Gedanken um meine Eltern.

Im letzten Feldpostbrief, datiert vom 6. März 1945, hatte mein Vater mich wissen lassen, daß die Front schon bis an den Rhein bei Düsseldorf vorgerückt sei. Die Eltern wollten aber in jedem Fall in der Nockenheide bleiben. Sorgen sollte ich mir nicht machen. „Du mußt sehen, daß wir später wieder zusammenkommen, wenn der Krieg alle ist.“ Tante Else fügte bekümmert hinzu, daß sie beim letzten Angriff auf Essen „wieder alles verloren“ hätten. Meine Mutter beschloß den Brief mit dem liebevollen Rat: „Suche Jesus und sein Licht, alles andere hilft Dir nicht.“ Dasselbe hatte sie schon 1941 auf einen Zettel geschrieben und in meinen Anzug versteckt. Als ich ihn in Karlsbad fand, genierte ich mich. Jetzt, im April 1945, wurde ich gewiß, daß meiner Mutter Fürbitte mich auch durch diese Zeit unmittelbarer Lebensgefahr begleiten würde.

Bei unserer stockenden Fahrt drängte sich mir der Eindruck auf, daß die Richtung von Zufällen abhing. Schließlich endete die Fahrt auf einem großen Gehöft. Einige Schützenpanzer verließen Scheune und Schuppen. Die Soldaten schienen kopflos durcheinanderzulaufen. Als ein fremder Feldwebel mich aufforderte, auf einen startklaren Schützenpanzer zu klettern, schlich ich mich unbemerkt davon, um dem Irrsinn dieses Krieges zu entrinnen.

Zum Glück gelang es mir, mich aus dem Gewirr unschlüssiger Soldaten und besorgter Zivilisten abzusetzen. In einen Teich warf ich Stahlhelm, Gasmaske und Karabiner und schüttelte die scharfe Munition aus dem Brotbeutel. Den lästigen Klappspaten hatte ich schon früher fortgeworfen. Beim nächsten Haus fragte ich, ob ich bei ihnen untertauchen könnte. Sie schauten mich mitleidsvoll an und erschraken vielleicht über meine elende Verfassung. Wohl dachten sie auch daran, daß sie ihr Leben gefährdeten, wenn sie einen Deserteur versteckten. So rieten sie mir, bei dem benachbarten Bauer Topphof Unterschlupf zu suchen, der sich meiner erbarmte. Mein Waffenrock wurde eiligst im Garten vergraben und mir Hose, Jacke und Oberhemd geschenkt. Christine, die unverheiratete Tochter, versorgte mich reichlich mit Milch, Brot, Schinken

und Wurst. Christoph, ein vierzehnjähriger Landwirtschaftsgehilfe aus Hamburg, wies mir meine zwischen Scheune und Schweinestall gelegene Kammer an, die mit einem Bett, Schrank, Stuhl und Tisch ausgestattet war. Todmüde fiel ich ins Bett und wachte erst nach vielen Stunden auf.

Untergetaucht auf einem Münsterländer Bauernhof

Ich hatte „unerlaubt die Truppe“ verlassen, weil ich mich nicht noch kurz vor Kriegsende sinnlos „verheizen“ lassen wollte. Aber das Risiko und viele quälende Fragen blieben. Zum Glück sorgte der Alltag auf dem Topphofschen Gehöft mit der Fülle seiner Arbeit dafür, daß diese Probleme mich nicht übermannten.

Der Tagesablauf folgte dem auf Tier und Pflanzen abgestimmten Rhythmus bäuerlichen Lebens. Gleich nach dem Wecken um sechs Uhr wurde das Vieh versorgt. Die Kühe, die links von der großen Tenne ihren durchgehenden Trog und ihr Strohlager hatten, wurden gemolken, ihre Streu erneuert und sie mit zerkleinerten Runkeln, Kleie und Heu gefüttert. Rechts von der Tenne befanden sich die Einzelboxen für die Pferde, die ihr Heu und ihren Hafer mit Häcksel gemischt bekamen. Zuletzt erhielten die in einem gesonderten Stallgebäude untergebrachten Schweine ihr Futter.

Erst dann versammelten sich alle Hausgenossen um den schweren Eichentisch im Fleet zum Frühstück. Gegen 10 Uhr kam man zum zweiten Frühstück, Punkt zwölf zum Mittagessen und um 19 Uhr zum Abendbrot zusammen. Christine sprach das Tisch- und Dankgebet. Niemand hat Anstoß daran genommen, daß ich als Evangelischer mich nicht bekreuzigte. Auch war fester Brauch, daß man sonntags in der Kutsche zur Messe fuhr und niemand auf dem Feld arbeitete. Im Mai wurde jeden Abend eine Marien-Andacht mit Litanei gehalten.

Neben der täglichen mehrfachen Versorgung der Tiere mangelte es nicht an abwechslungsreicher Arbeit. In den ersten Tagen waren im offenen Geräteschuppen die dort gelagerten Kartoffeln so zu zerschneiden, daß Augen auf beide Hälften verteilt waren. Sie

wurden später in die Furchen gelegt, im Weiterschreiten festgetreten und durch einen von einem Pferd gezogenen Balken zugeschleift.

Als wir auf einem entfernteren Feld Kunstdünger streuten, nahmen wir einen Korb mit Schinkenbroten und eine 2-Liter-Kanne mit Kaffee und Milch mit. Bauer Topphof hängte mir die verzinkte Saatschale körperangepaßt um, die ich mit Kunstdünger füllte. Er schritt mächtig voran und warf mit weitem Schwung den Dünger auf den Acker. Christoph und ich folgten ihm im seitlich versetzten Abstand und versuchten, es ebenso zu machen. Das Laufen in Holzschuhen machte mir anfangs etwas Mühe, aber meine immer noch geschwellenen Füße fanden dort mehr Platz. Wenn Christoph und ich etwas in Verzug gerieten, mahnte Bauer Topphof: „Hennig tou! Mer fix dobi!“ Jeweils am Rande des Feldes machten wir kehrt, bis die Arbeit erledigt war.

Tage der Ungewißheit brachen an, als die letzten unserer Soldaten sich nach Osten abgesetzt hatten und die ersten feindlichen Panzer erwartet wurden. Weiße Bettlaken, an Bohnenstangen befestigt, wurden aus den Fenstern des Bauernhauses und ringsum gehängt. Alle atmeten erleichtert auf, als die alliierte Vorhut auf keinen Widerstand stieß und das Land kampflos besetzte. Nichts war zerstört. Kein Mensch war zu Schaden gekommen. Erst die bedingungslose Kapitulation am 8. Mai machte der NS-Gewaltherrschaft ein Ende.

Eines Morgens nahm mich Bauer Topphof beiseite und erklärte mir, daß ich als ehemaliger Wehrmichtsangehöriger mich in Telgte bei der britischen Militärkommandantur melden müsse. Dasselbe betraf auch seinen älteren Sohn, der als Schwerverwundeter bisher seinen Genesungsurlaub im Hause verlebt hatte und sich nur auf Krücken fortbewegte. Für den Ernstfall packte ich wenige Sachen und fuhr bangen Herzens mit den beiden auf einem zweirädigen Pferdegefährt nach Telgte. Vorüber rasten britische Militär-LKWs, dicht besetzt mit Gefangenen. Sollte das auch mein Schicksal sein?

Als ich vor den Militärkommandanten trat, zitterten mir die Knie, und das Herz pochte bis zum Hals. Erregt, aber korrekt antwortete ich auf seine Fragen. Die Angst sah mir der Captain wohl an, der mich kritisch musterte. Schließlich meinte er zu den anderen Offi-

zieren: „He is still a boy“ und entließ mich mit einer eindeutigen Handbewegung. Die angestaute Spannung wich, als ich weinend den Raum verließ. Bauer Topp Hof hatte draußen gewartet und war sichtlich gerührt, als sein Sohn und ich nach Vadrup 6 zurückfahren durften.

Nach den Eisheiligen wurden die Kühe auf die viergeteilte Koppel in der „Heide“ getrieben. Der Tag begann jetzt schon um ½ 5. Zu dritt kletterten wir auf das zweirädige Gig, das von einem Pferd gezogen wurde. Der Bauer spielte mit der Peitsche, wenn die Stute aus dem Trab kam. Häufig schwebte noch der Morgennebel über dem Land – eine Stimmung, die sich in Gedichten und Novellen der Annette von Droste-Hülshoff spiegelt. Der kühle Fahrwind ließ uns die klammen Hände in die Hosentaschen stecken und den Kragen hochschlagen. Die Milchkannen rutschten hin und her und störten mit ihrem Scheppern die Stille des frühen Morgens. Die Kühe wurden im mittleren Geviert der Weide an Pfosten angeketten, und wir beiden Eleven versuchten beim Melken das Tempo des Bauern mitzuhalten. Nach getaner Arbeit brachte uns der Einspanner zurück. Dann erst wurde gefrühstückt.

Da ich mein Soldbuch verbrannt hatte, brauchte ich dringend einen neuen Personalausweis, den ich in Telgte beantragte. Auf Treu und Glauben stellten sie mir dort ein vorläufiges „Dokument“ aus, in dem als Beruf „Landwirtschaftsgehilfe“ ausgewiesen war und auf dessen Foto ich in geschenktem Hemd und geliehener Jacke abgelichtet war. Nun konnte ich mich bei Militärkontrollen als Zivilist ausweisen; denn irgendwann wollte ich mich ja auf den Weg nach Hause machen.

Ich wußte nicht, ob und wie meine Eltern und Verwandten das Kriegsende überlebt hatten. Auch konnte ich ihnen keine Nachricht über mich übermitteln; denn der Telefonverkehr war noch lahmgelegt. Briefe und Karten wurden von der Post noch nicht befördert. Ernste Sorgen um meine Angehörigen und die Sehnsucht nach ihnen bestimmten meinen Entschluß, bald nach Hause aufzubrechen. Bauer Topp Hof verstand meinen Herzenswunsch und steckte mir etwas Geld zu. Seine Tochter Christine überreichte mir in einem

Karton meine Marschverpflegung, als ich mich nach den Pfingstfeiertagen mit innigem Dank für den sicheren Aufenthalt von ihnen verabschiedete.

Heimkehr

Auf Schusters Rappen trat ich den Heimweg von Westbevern an. Ständig hielt ich Ausschau nach Autos oder Lastkraftwagen, die die gleiche Richtung nahmen. Nachdem ich etwa zwei Stunden zügig gegangen war, und schon Telgte hinter mir lag, stieß ich auf einen vollgeladenen LKW an einem Rastplatz, der auf dem Weg ins Ruhrgebiet war. Man erlaubte mir, auf der Ladefläche Platz zu nehmen. War ich froh, daß die Fahrer mich bis Essen mitnahmen!

Im Hauptbahnhof erwischte ich noch einen Zug nach Wuppertal-Vohwinkel, der jedoch nur bis Kettwig fahren konnte, weil die Ruhrbrücke gesprengt war. Eine Fähre brachte mich wie die anderen Fahrgäste ans andere Ufer. Bei Isenbügel wartete der Anschlußzug, den ich in Wülfrath verließ. Jetzt waren es nur noch vier Kilometer bis zu Hause. Wie oft hatte ich diesen Weg zu Fuß oder mit dem Rad zurückgelegt! Aber noch nie so eilig und mit bebenendem Herzen.

Die letzten hundert Meter rannte ich, so schnell ich vermochte. Fast atemlos stürzte ich ins Haus und fiel in der Küche meiner Mutter um den Hals, herzte, koste und küßte sie innig. Mit Tränen in den Augen blickte sie mich glücklich an, streichelte über meinen Kopf und stammelte immerzu meinen Namen. Mein Vater kam aus dem Garten geeilt und drückte mich fest an sich. Ich umschlang ihn und küßte ihn im Taumel eines unbegreiflichen Glücks. Unbeschreiblich war auch die Freude über meine Schwester, die eine Woche früher nach abenteuerlicher Fahrt auf Güterzügen über mehrere Tage quer durch Deutschland von Schwabmünchen über Aachen nach Mettmann gelangt war – verdreckt und verlaust.

Ein halbes Jahr hatte der Krieg uns gewaltsam getrennt. Nun waren wir wieder als Familie vereint, verbunden in unendlicher Dankbarkeit. Luise lobte die Gastfreundschaft von Onkel Emil und Tante Grete, die sie in ihren eingengten Verhältnissen so liebevoll

aufgenommen hatten. Vater erzählte davon, wie er von fremden Ost-Arbeitern, die ihn mit einem Bauern verwechselt hatten, mißhandelt wurde, und wie man ihm die Taschenuhr entrissen und sein Fahrrad entwendet hatte. Ich sprach verbittert von der Sinnlosigkeit unseres Fronteinsatzes und pries die Menschenfreundlichkeit der westfälischen Bauernfamilie, die mich versteckt und beherbergt hatte. Daß wir wieder an einem Tisch sitzen, gemeinsam essen und plaudern durften, empfanden wir als wahres Himmels Geschenk.

Natürlich forderte bald der Alltag sein Recht, aber er blieb umwoben vom Geheimnis wunderbarer Bewahrung und zugleich belastet von der quälenden Frage, warum andere Gleichaltrige Opfer des verbrecherischen Krieges werden mußten. Landolf Kliss war im Abwehrkampf um Berlin als vermißt gemeldet. Niemand erfuhr etwas von seinem Schicksal. Dieter Sauter war im Gefangenlager auf den Rheinwiesen verhungert. Werner Sommer sank auf der Schwelle der Mettmanner Wohnung zusammen und wurde von uns zur letzten Ruhe gebettet.

Freude und Bekümmernis schlangen in allen Überlegungen und Entscheidungen mit, die jetzt getroffen werden mußten. Wie sollte es beruflich weitergehen? Welche Möglichkeiten sinnvollen Lebens zeichneten sich überhaupt zaghaft in unserem zerteilten Land, in den verwüsteten Städten, in der zerschlagenen Wirtschaft ab? Welches Recht konnten wir Deutsche noch für uns beanspruchen, die wir das Recht anderer Völker verachtet hatten? Das ganze Ausmaß nationalsozialistischer Verbrechen an Geisteskranken und Andersdenkenden, die teuflischen Quälereien in Konzentrations- und Vernichtungslagern, geplanter Völkermord und systematische Ausrottung der Juden wurden erst jetzt öffentlich bekannt und lösten in der Bevölkerung unterschiedliche Reaktionen aus. Nur eingefleischte Nazis und Verblendete tönten: „Die anderen sind auch nicht besser“, erfanden schon damals die „Auschwitz-Lüge“ und wähten, Verbrechen gegenseitig aufrechnen zu können. In unserer Familie waren alle entsetzt über die kaum vorstellbaren Greuel, die im Namen unseres Volkes begangen worden waren. Wir fragten uns bestürzt: „Wie kann ein Mensch das tun? Ist das noch ein Mensch?“ Mit allen Selbstkritischen empfanden wir tiefe Scham

und unverjährbare Schuld. Ältere litten besonders an der nationalen Schande, die unsere Zukunft unabsehbar belasten würde.

Die Furcht vor Racheakten der Sieger war nicht unbegründet. Düstere Schatten warf der Morgenthau-Plan auf die kommende Zeit. Deutschland sollte zerstückelt und in ein Agrarland zurück-versetzt werden. Die Teilung in die vier Besatzungszonen und die Demontage der Industrieanlagen erschienen als erste Schritte dieser umwälzenden Veränderung. In unserer Familie machte sich niemand Illusionen über die künftigen Jahrzehnte in Armut und Elend. Als nüchtern denkende Arbeiter und Bauern verboten sich windige Spekulationen. Der nächste Tag war zu bestehen!

Das Leben unter der britischen Besatzungsmacht hatte seine eigene Ordnung. Als ich mich bei der Stadtverwaltung in Mettmann zurückmeldete, erhielt ich eine „zeitweilige Registrierungskarte“, die mich als Einwohner Mettmanns auswies. Sie verbot mir strengstens, mich „von diesem Platz zu entfernen“. Diesen Ausweis, versehen mit meinem Fingerabdruck, ausgestellt am 12. Juni 1945, am 14. Juni vom Offizier der Militärregierung gestempelt und unterzeichnet, mußte ich stets bei mir führen. Etwas später wurde dieses Dokument durch einen für die britische Zone gültigen Personalausweis abgelöst. Noch heute besitze ich – neben den genannten Papieren – sogar eine zweisprachige Fahrraderlaubnis mit dem Faksimile des von den Engländern eingesetzten Bürgermeisters Harre. Da der britische Captain in Telgte mich im Mai aus Mitleid, aber ohne amtlichen Vermerk auf den Bauernhof zurückkehren ließ, mußte ich mich im Dezember bei der hiesigen Militärbehörde erneut melden. Der untersuchende deutsche Arzt stellte „fit for labour“ fest, und der zuständige Major bestätigte rechtskräftig meine Entlassung aus dem Heer am 14. Dezember 1945.

Der Alltag im Nachkriegsdeutschland fand seine eigenen Formen und Regeln. Vorrangig blieb die Sorge um das tägliche Brot – für die meisten Städter ein ungleich schwierigeres Problem als für uns. Wir ernteten aus dem eigenen Garten und hatten noch Rückhalt bei den Geschwistern meiner Mutter, die das Stockfeld bewirtschafteten. Was lag näher, als daß ich dort mitarbeitete, wie ich es schon als Pennäler getan hatte. Spaß hatte mir gemacht, den 11 PS starken

Deutz-Traktor zu steuern. Auch hatte ich die Scheu vor den Pferden bald ablegen gelernt. Bevor ich den drei Stuten Liese, Lotte und Senta gequetschten Hafer und Häcksel gemischt in ihren Trog schüttete, sprach ich sie jedesmal an.



Onkel Paul, Onkel Gustav, Werner Beckershoff – ein befreundeter Mitschüler, der Pole Michel, Landjahrmädchen und ein Bekannter 1940 (von links)

Was damals Abwechslung im Schölerdasein war, wurde jetzt Tagewerk. Bei allen anfallenden Arbeiten beteiligten mich die beiden Onkels. Da sie das Fahren mit dem Traktor durch die Stadt scheuten, erwarb ich am 20. Juni den Führerschein Klasse 4 und konnte sie entlasten. Das Pflügen mit dem Traktor, an den die beiden Pflugschare montiert waren, zog ich dem Pflügen mit zwei Pferden vor. Das erforderte besonders beim Wenden und Wiedereinsetzen des Pfluges eine hohe Geschicklichkeit, die ich trotz ernsthafter Mühe nie erlangte.

Anstrengend war die Getreideernte, die besonders vom Wetter abhängig war. Ich erinnere mich an frühere Sommer, in denen es

unaufhörlich regnete und die zu Hocken aufgestellten Garben durch die keimenden Körner in der Ähre miteinander verfilzten. Die Garben mußten voneinander getrennt und einzeln auf dem Feld ausgebreitet werden – in der Hoffnung, daß Sonne und Wind sie trockneten. Erst dann konnten sie gefahrlos in die Scheune eingefahren werden. Feuchtes Getreide konnte sich leicht entzünden.

Diese Gefahr bestand im Sommer 1945 nicht. Unter besten Wetterbedingungen reiften nacheinander Gerste, Roggen, Weizen und Hafer. Das reife Getreide wurde mit dem „Selbstbinder“ gemäht und zu Garben gebündelt. Diese Arbeit mit dem Traktor fiel meist auf mich, während Onkel Gustav auf dem vorderen Teil des Selbstbinders mit der Heugabel dafür sorgte, daß die geschnittenen Halme auf das Förderband fielen, die dann von zwei anderen Förderbändern zur Knüpfvorrichtung transportiert wurden. An den Führenden mußte jemand auf dem hinteren und erhöhten Sitz die Mähmaschine durch einen Hebel heben und vor der nächsten Bahn auf die gewünschte Stoppelhöhe absenken. Auch hatte er darauf zu achten, daß das Bindegarn nicht verbraucht war.

Andere Helfer griffen die Garben paarweise und stellten sie zu Hocken – auch Schobben genannt – zusammen. Wenn das Getreide trocken war, wurde es in die Scheune gefahren und dort in mehreren Etappen weitergereicht und gelagert. Ich mußte die Garben Onkel Gustav so zurechtlegen, daß er sie nur noch fest niederzudrücken brauchte. Je näher wir dem Dach und schließlich dem First kamen, umso mehr gerieten wir ins Schwitzen. Zur gleichen Zeit fuhren Onkel Paul und Tante Emma mit dem Kastenwagen aufs Feld, steckten mit der Gabel die Garben auf und reichten sie dem zu, der sie passend verlud. Der mußte darauf achten, daß sich die Ladung nicht seitlich verschob oder gar umkippte. Meist war der vorige Wagen abgeladen, wenn der nächste volle den Hof wieder erreichte. Dieser Wechsel ließ Zeit zum Verschnaufen. Mit Bier und Limonade wurde der Durst gelöscht. Erst im Winter und Frühjahr wurde das Getreide gedroschen.

Wenn die Getreidefelder abgeerntet waren, sammelten viele Städter die liegen gebliebenen Halme und streiften die Körner von den Ähren in Behälter. Zu Hause wurden sie mit der Kaffeemühle

zerkleinert und zu Mahlzeiten verwendet – eine zusätzliche Portion zu den behördlich zugeteilten Lebensmitteln. Besonders viele Städter harrten im Herbst lange am Rande des Kartoffelfeldes aus, um sofort nach der Ernte die restlichen Kartoffeln in Körbe und Säcke zu füllen, sie auf Bollerwagen oder Fahrrädern zu verstauen und im Keller einzulagern. Manche Bauern verzichteten deshalb auf das Nachlesen. Das schloß sich an, wenn die Kartoffeln gerodet, aufgelesen, in Karren gekippt und auf die Tenne in der Scheune oder im Schuppen ausgeschüttet waren. Sie wurden später sortiert, in Säcke abgefüllt und dem Kunden in der Stadt bis in den Keller geliefert.

Erstaunlich früh waren die Getreidefelder bei dem günstigen Sommerwetter abgeerntet. Am 5. August wurde die letzte Fuhr in guter Laune gefeiert. Dann wurden die Felder gepflügt, gewalzt, geeeggt, gelockert und das Wintergetreide eingesät. Birnen, Äpfel und Pflaumen wurden gepflückt, sortiert und winterfest in Hürden gestapelt. So bestimmte der Rhythmus der Jahreszeiten die Abfolge aller Arbeiten.

Der „Schreibkram“ wurde mir überlassen. So notierte ich die Ausgaben für Löhne und Versicherungen, Steuern und Einkäufe, wie auch die Einnahmen in bar aufgelistet wurden. Für den Augenblick war dies eine befriedigende Tätigkeit. Ob sie aber lebenslang mir die erhoffte Erfüllung schenken würde, war ernsten Fragen ausgesetzt. Diese wurden noch durch die Unklarheit verschärft, wie sich die Onkels ihre und meine Zukunft vorstellten. Mitten in der Herbstbestellung fiel meine Entscheidung, als Karlo Hüter, ein früherer Mitschüler, mir erzählte, daß bald der Unterricht in den Schulen wieder aufgenommen würde.

Zurück auf die Schulbank

Unerwartet stand ich vor einer neuen Situation, als die Militärregierung nach der Entnazifizierung belasteter Lehrer ihr Programm der Re-education startete und die Schulen mit ihrem Unterricht wieder beginnen durften. Die Besatzungsmacht genehmigte für ehemalige Kriegsteilnehmer zwei Kurse zur Erlangung der Hoch-

schulreife. Soldaten mit dem Reifevermerk konnten einen halbjährigen Sonderlehrgang absolvieren, während andere mit dem Vorsesterbescheid in einem einjährigen Kursus den erstrebten Schulabschluß erreichen konnten. Für mich traf die zweite Möglichkeit zu.

In keiner Phase meines Lebens habe ich so viel, so vieles und so vielerlei gelernt wie in dem Sonderlehrgang II. Mit 36 Interessenten fingen wir an. Schließlich bestanden 12 davon das Abitur am 21. Oktober 1946. Diese erschreckende Auslese hatte viele Ursachen. Die Anforderungen waren bewußt hoch und streng, weil die deutschen Universitäten dem Rang und Niveau ausländischer Universitäten möglichst entsprechen sollten. Viele Lehrgangsteilnehmer wiesen durch den kriegsbedingten Ausfall von Unterricht unausgleichbare Lücken auf und waren durch das Landserleben des kontinuierlichen und systematischen Lernens entwöhnt. Manche gelangten auf dem Umweg eines Schulwechsels zum gleichen formalen Ziel.

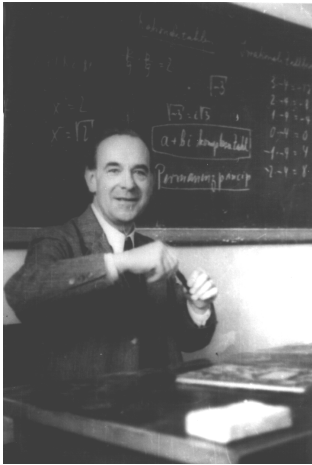
Unser Klassenlehrer wurde Studienrat Dr. Gerhartz, der uns in Mathematik, Physik und Musik unterrichtete. Bei ihm habe ich nicht nur viel Mathematik gelernt – mehr als in den vorangegangenen sechs Jahren zusammen –, sondern vor allem mathematisch denken, was ungleich bedeutungsvoller und fruchtbarer war als alle mathematische Einzelkenntnis. Schon der Stoff war umfangreich. Er umfaßte z.B. Logarithmenrechnen, analytische Geometrie, sphärische Trigonometrie und Differentialrechnung. Viel gewichtiger war das Bekanntwerden mit Grundprinzipien, wie etwa mit dem Permanenzprinzip, die eigenes mathematisches Denken forderten und förderten. Ich habe nie mehr einen so hervorragenden Mathematiklehrer kennengelernt.

Seine Art, Physikunterricht zu erteilen, war ebenso herausfordernd wie anregend. Experimentelle Darstellung und mathematische Berechnung wurden in ihrer Wechselseitigkeit erlebbar, etwa beim Fresnelschen Spiegelversuch zur Bestimmung der Wellenlänge des Lichts. Seinem Musikunterricht verdanke ich interessante Einblicke in Schuberts Liederzyklen.

Unser Umgang mit ihm litt etwas darunter, daß pädagogischer Takt ihm fremd war. Nur einmal habe ich den Unterricht versäumt. Bis in die Morgenstunden hatte ich gelernt und war völlig erschöpft. Als ich am nächsten Morgen Dr. Gerhartz mit dem Rad überholte und freundlich grüßte, hielt er mich an und erkundigte sich nach dem Grund meines Fernbleibens. Wahrheitsgemäß erzählte ich ihm von der Überlastung, die er unvermittelt als unnötig bezeichnete, denn ich bestünde das Abitur sowieso nicht mit gut. Als er dies im Physikraum vor allen in einer Variante wiederholte, quittierte die ganze Klasse diese Taktlosigkeit mit unwilligem Scharren. Nach bestandener Reifeprüfung, bei der mir mit Paul Naberfeld doch die Gesamtnote gut zuerkannt wurde, gratulierte auch Dr. Gerhartz aufrichtig. Ob ihm seine Fehldiagnose überhaupt noch bewußt war, bezweifelten viele.

Persönlich angesprochen und verstanden fühlte ich mich vor allem von Studienrat Giese, unserem Latein- und Deutschlehrer. Im Zeitraffertempo wiederholte er mit uns die grammatischen Grundkenntnisse, die verschiedenen Konjugationen und Deklinationen, a-c-i und ablativus absolutus, um dann zu Abschnitten aus Caesars Gallischem Krieg überzugehen, bei dessen Übersetzung wir nur zu Hause den „Pons“ zu Hilfe nahmen.

Lebenslang beeindruckt hat mich die überzeugende Weise Gieses, uns den „Geist der Goethezeit“ zu vergegenwärtigen. Er selbst hatte in der Humanitätsdichtung der Klassik seine geistige Heimat und war ihr glaubwürdiger Zeuge. Das Ideal edler Menschlichkeit, wie es in „Nathan dem Weisen“ oder in „Iphigenie“ dichterische Gestalt angenommen hatte, erfüllte mein Herz und bestimmte nachhaltig mein Nachdenken über den Sinn des Lebens. Goethes Gedichte „Willkommen und Abschied“, „An Schwager Chronos“, „Prometheus“ und „Grenzen der Menschheit“ wurden mir so bedeutsam, daß ich sie auswendig lernte und im Winter auf meinem langen Fußweg deklamierte. Studienrat Giese erschloß durch seine werkimmanente Interpretation vielen von uns eine Welt, die uns bislang vorenthalten und verschlossen war. Gründlich arbeiteten wir „Faust“ durch und bezogen „Faust II“ mit ein. Schillers Wallenstein-Trilogie und Goethes „Wahlverwandtschaften“ boten



Dr. Gerhartz



Kurt Giese



Lydia Kratz

Stoff zu existentiellen Fragen, in denen wir uns in abgewandelter Form wiederfanden. Kurt Giese griff auf das grundlegende Werk des Literaturhistorikers H. A. Korff „Geist der Goethezeit“ zurück, das er mir für Tage entlieh, in dem ich begierig las und wesentliche Partien seitenlang abschrieb. Ich war so begeistert, daß ich in den 80er Jahren nach meinen „illegalen“ Referaten in der Französischen Friedrichstadtkirche in Ost-Berlin die dort in Buchhandlungen noch vorhandenen Bände erwarb und darin von Zeit zu Zeit gerne gelesen habe.

Die Verbundenheit mit ihm setzte sich über das Abitur hinaus fort. Als ich in Burg a.d. Wupper Junglehrer war, suchte er mich einmal auf und hörte interessiert zu, wie ich enthusiastisch von meiner Arbeit erzählte. Zur Promotion 1955 gratulierte er mir in einem sehr persönlichen Brief. Als ich in den kirchlichen Dienst wechseln wollte, glaubte er meine Freiheit dort bedroht. Hier sprach der im Idealismus und Humanismus Beheimatete, der den Wandel in der evangelischen Kirche noch nicht ernst nahm. Daß ich hier die größte Freiheit genossen habe, hätte ich ihm gerne bezeugt. Das war mir durch seinen Tod am 12. März 1957 – 7 Tage nach dem Heimgang seiner Frau – leider versagt.

Nach der Demagogie der Hitler-Diktatur und der Brutalität des Zweiten Weltkrieges mit Völkermord und „Endlösung“ der Judenfrage ließ die Humanitätsidee, wie sie Kurt Giese vorlebte, bei mir Hoffnung auf einen Neuanfang aufkeimen. Nichts weniger als eine „Revolution der Denkungsart“ war hier wohl verlangt. Aber wie sollte das ins Werk gesetzt werden? Hatte nicht der Unmensch das Feld behauptet? Unterlag nicht der Mensch – auf sich selbst zurückgeworfen – der Gewalt des Bösen, das triumphiert hatte?

Dieses kritische Nachdenken wurde bei mir durch Gustav Adolf Köhnen angestoßen, der nach seiner schweren Verwundung in Rußland als Pastor in Mettmann Dienst tat und sich um die Evangelischen in unserem Sonderlehrgang II kümmerte. Das vollzog sich recht unkonventionell. Pastor Köhnen schuf durch seine Offenheit eine Atmosphäre des Vertrauens, in dem die Probleme genannt und bedacht wurden, die uns unbedingt angingen und nicht bloß religiös interessant waren. Er trug Passagen seiner Examensarbeit vor, die

die Frage des Leides und Leidens in den Psalmen erörterte. Er selbst hatte den Beruf des Kaufmanns aufgegeben und sich in der Illegalität der Bekennernden Kirche auf den Dienst in der Gemeinde vorbereitet. Ich empfand ansatzweise eine ungeheure Spannung zwischen dem humanistischen Menschenbild und dem Verständnis des Menschen im Zeugnis der Bibel. Hier eröffnete sich mir eine ungeahnte Perspektive, die durch die Offenbarung Gottes in Jesus Christus begründet und durch Pastor Köhnen glaubwürdig bezeugt wurde. Ihm und seiner Frau blieb ich zeitlebens verbunden.

In einem anderen Lebensbereich war unser Englischunterricht angesiedelt, den Studienrätin Kratz meisterhaft erteilte. Mich überrascht noch heute die Fülle des Gelernten und Verstandenen, wenn ich daran denke, daß wir Shakespeares Dramen „Der Kaufmann von Venedig“ und „König Lear“ in Originalsprache lasen und in unserer Muttersprache interpretierten. Portias Lob auf die Gnade wurde auswendig gelernt, weil es den entscheidenden Gesichtspunkt für die Deutung und Wertung Shylocks bildete. Mit besonderer Liebe machte Frau Kratz mit der englischen Lyrik bekannt. William Wordsworth's „Daffodils“ und Sir Walter Scotts „Land of my Sires“ gehörten zum Grundbestand und weckten das Interesse für englische Literatur überhaupt.

Breiten Raum nahmen Grammatik und feststehende Redewendungen ein, die zur Konversation in Englisch befähigen sollten. Da Bücher nur spärlich vorhanden waren, schrieb unsere verehrte English woman-teacher unermüdlich in klarer Schrift die Tafel voll mit Vokabeln und geläufigen Wendungen. Sie vermittelte ebenso kompetent Grundzüge britischer Geschichte und Landeskunde. Jedenfalls schuf sie ein breites Fundament für einen differenzierten Umgang mit der englischen Sprache. Sie als Englischlehrerin wenigstens für dieses Jahr gehabt zu haben, zahlte sich für alle als Gewinn aus.

Dieses konzentrierte Lernen wurde aufgelockert, als auf Initiative des Sonderlehrgangs I ein betagter Tanzlehrer uns in der Turnhalle der Pestalozzi-Schule mit gehobenen Umgangsformen und Standardtänzen vertraut machte. Einem Grammophon wurden die Melodien entlockt, die uns in Schwung brachten, unterstützt durch

das rhythmische Zählen des Tanzlehrers, der damit Schrittlänge und –folge von Walzer, Marsch, Foxtrott, Tango und langsamem Walzer betonte. Er achtete auf die rechte Körperhaltung der Tanzpaare und korrigierte sie dezent. Ich war froh, wenn bei Damenwahl mich eine tanzversierte Partnerin aufforderte, mich einfühlsam führte und mir gern verzieh, wenn ich aus dem Takt geriet und ihr dabei unbeholfen auf die Füße trat. Das Wissen um meine tänzerische Unzulänglichkeit hat mich nie verlassen und deshalb die Lust auf das Tanzvergnügen gedämpft.

So ungewöhnlich die Situation und die Zusammensetzung unseres Sonderlehrgangs II mit der Vielfalt seiner Bildungsinhalte und ihrer Aneignung war, so unvergleichlich war auch die Abiturzeitung. Paul Naberfelds überragende Portraitskizzen aller Lehrenden und Schüler spiegelten wesentliche Charakterzüge und steigerten den geistreichen Witz der Texte. Kein Wunder, daß jeder sie wie ein wertvolles Dokument aufbewahrte und daraus begeistert zitierte.

Wir waren so zusammengewachsen, daß wir uns in kleineren oder größeren Abständen trafen und einander mitteilten, wie es einem jeden in der Zwischenzeit ergangen war. Zehn Jahre nach unserem Abitur luden wir die damals Lehrenden zu einem Wiedersehen im „Wappenkeller“ in Mettmann ein, um sie entdecken zu lassen, was aus ihren Schülern geworden war. Seit mehr als 20 Jahren ist es Brauch geworden, bei unserem jährlichen Treffen unsere Frauen einzubeziehen, die dem Wiedersehen neuen Reiz und Charme verleihen. Da wir dann mehrere Tage beisammen sind, erkunden wir das kulturelle Umfeld des jeweils Einladenden, das von Aachen bis Dresden, vom Bodensee bis Dänemark reicht. Die Freude über gesundes Wiedersehen ist jedesmal überwältigend und aufrichtend. Im bewegten Abschiednehmen pflegt sich ein Hauch von Wehmut über die Begrenztheit unseres Lebens in die guten Wünsche zur behüteten Heimfahrt zu mischen. Tiefer Dank für die immer noch gewährte Zeit mit ihrem stillen Glück über die nachwachsende Generation der Enkel schwingt unüberhörbar mit.



Treffen in Dänemark 1995

Gudrun Breidbach, Liesel Klein-Ilbeck, Hans Schmitt, Paul und Doris Naberfeld, Willi und Gisela Oberwahrenbrock, Herbert Klein-Ilbeck, Siegfried Breidbach, Ulla Schmitt. Verhindert waren Klemens und Hildegard Bock, Fritz und Margarete Leidel. Karl-Heinz Friederichs fotografierte als Organisator das Treffen

Wieder Boden unter den Füßen

Die Kapitulation der Wehrmacht hatte ihren Nachhall in meinem weltanschaulichen Konkurs gefunden. In der apokalyptischen Götzendämmerung von Krieg und Völkermord, von Flucht und Vertreibung, von zerrissenen Familien und zerbombten Städten, von 55 Millionen Kriegstoten und unzähligen Verkrüppelten und Geschändeten waren die Ideale von Volk und Vaterland ins Nichts zerstoßen. Der Nihilismus war keine kurzlebige literarische Mode, sondern für Zahllose eine verhängnisvolle Versuchung. Der verzweifelte Aufschrei des Unteroffiziers Beckmann in Wolfgang

Borcherts Bühnenstück „Draußen vor der Tür“ bebt noch lang in meinem Herzen nach: „Gibt denn keiner, keiner Antwort?“

Eine erste Antwort meinte ich in der Humanitätsdichtung der Klassik zu finden. Aber die Frage ließ sich nicht abschütteln, ob edle Menschlichkeit im Aufruhr des entfesselten Bösen nicht doch zuschanden würde. Schiller und Goethe waren von dieser Sorge nicht gepeinigt. Sie hatten Kants Auffassung vom „radikal Bösen“ bespöttelt und entschieden verneint. Aber hatte nicht auch er das Böse unterschätzt? Denn es war doch der moralisch gute Mensch, der in der „Revolution der Denkungsart“ des Bösen Herr zu werden behauptete. Zwar machte der Königsberger Philosoph bei seiner Charakteristik dieser „Revolution“ Anleihen bei dem biblischen Begriff „Wiedergeburt“, aber er verkannte, daß dieses Ereignis allein Gottes souveräner Akt ist und menschlicher Verfügbarkeit entrückt bleibt.

Die befreiende und befriedende Antwort lernte ich im Evangelium von Jesus Christus vernehmen, wie es bei meinem Studium an der Pädagogischen Akademie Wuppertal 1946 bis 1948 in Gottesdiensten verkündigt, in Vorlesungen systematisch entfaltet und in Seminaren auf das persönliche Leben bezogen wurde. In dieser verwandelnden Selbstvergewisserung gewann Karl Barths Theologie herausragende Bedeutung. Wohl hatte ich von dem Schweizer Theologen gehört, daß er 1934 maßgeblich an der Theologischen Erklärung von Barmen beteiligt war, 1935 als Professor in Bonn den verlangten Treueeid auf den „Führer“ verweigert hatte und seiner akademischen Lehre dort ein Ende gesetzt wurde. Fortan in Basel lehrend, blieb er der Bekennenden Kirche in Deutschland weiter verbunden.

Im Sommer 1947 bot sich die Gelegenheit, ihn selbst kennenzulernen, als er in der Gemarker Kirche über die Botschaft von der freien Gnade Gottes als Auftrag der Kirche sprach. Selten habe ich so gesammelt zugehört und so ausführlich mitgeschrieben, denn hier kündigte sich eine Wende in meinem Leben an. Im Innersten wurde ich bewegt, als Barth kühn und überzeugend formulierte, daß die freie Gnade Gottes nicht eine einzelne Eigenschaft Gottes, sondern das Geheimnis seines Wesens selber sei – in Jesus Christus

ein für allemal offenbart und allen Menschen ohne Vorbehalt und Vorbedingung zugesprochen. So wurde der Horizont meines Nachdenkens ins Ungeahnte erweitert und erhellt und zugleich meine frohe Gewißheit gefestigt, endlich wieder Boden unter den Füßen zu haben.

Mit diesen Gedanken habe ich Wegmarken eines längeren Lern-Prozesses nachgezeichnet, der mit meinem Studium in seine folgenreichste Phase trat. Hier begegnete ich akademischen Lehrern, die in Leben und Lehre auf unnachahmliche Weise sich zu Jesus Christus als ihrem einzigen Trost im Leben und Sterben bekannten und seine Botschaft aktualisierten aus den Erfahrungen und Einsichten ihrer recht verschiedenen Lebenswege. Ihr persönlicher Glaube spiegelte sich nicht nur in ihren Predigten, sondern bestimmte auch die Weise, wie sie die Inhalte ihrer jeweiligen Disziplin vermittelten.

Die maßgebenden Lehrer

Zu diesen glaubwürdigen Zeugen und maßgebenden Lehrern zähle ich noch heute Oskar Hammelsbeck, Johannes Harder und Walter Esken. Lebenslang blieb ich ihnen verbunden.

Hammelsbeck war zweifellos die eindrucksvollste Persönlichkeit, der jeder gern Respekt entgegenbrachte. Schon seine äußere Erscheinung war achtungsgebietend, aber wahre Autorität wurde ihm zuerkannt durch die Glaubwürdigkeit seiner Existenz als Christ, durch die Substanz seiner Lehre und nicht zuletzt durch seine unvoreingenommene Zuwendung zu jedem Einzelnen. Wie überrascht waren viele, als er sie mit ihrem Namen ansprach! Das weckte Vertrauen und Mut zum Selbstsein. Viele staunten auch über sein hervorragendes Organisationstalent beim Aufbau der Akademie unter äußerst widrigen Bedingungen. Er schien das Ganze im Blick zu behalten und doch Zeit zu haben für jeden, der sich ihm anvertraute.

Als schüchterner Student fand ich zu ihm lange keinen persönlichen Kontakt, da er mir unnahbar zu sein schien – ein Eindruck, der später wesentlich korrigiert wurde. Er schien oft in sich gekehrt, aber er öffnete sich, wenn Studenten den Mut aufbrachten, ihn anzusprechen. Wie konnte er dagegen auf Akademiefesten gelöst

sein, verschmitzt Märchen erzählen und einen ganzen Saal in heitere Stimmung versetzen! Durch seine wohldurchdachten Vorlesungen und Seminare empfing ich wesentliche Anstöße zu meinem Selbstverständnis als Lehrer, der sich stets dem Auftrag der Erziehung verpflichtet wußte. Seine originelle Pestalozzi-Interpretation wies mir den Weg in meinen jahrzehntelangen Umgang mit dem Klassiker der Pädagogik. Martin Bubers „Reden über Erziehung“ erschlossen sich mir durch ihn als pädagogisches Credo und regten später zum intensiven Studium seiner Werke, Reden und Briefe an. So unzulänglich ich mit allen anderen unser viersemestriges Studium einschätzte, so gingen wir doch mit einem pädagogischen Ethos in die Schulen, das uns die Last der 30 Wochenstunden ohne Murren übernehmen und die Chance eigenverantworteter Gestaltung des Schulalltags froh und zuversichtlich ergreifen ließ. Auch diese Haltung war unbestreitbar ein Verdienst des begnadeten Hochschullehrers.

Als Direktor der Pädagogischen Akademie Wuppertal genoß er hohes Ansehen im Kollegium und in der Studentenschaft, gelang es ihm doch, durch seine Konzeption der Lehrerbildung und sein unermüdetes Wirken ihr ein eigenes Gepräge zu verleihen. Viele verehrten ihn, als sie zufällig von seinem Geschick und seiner Bewährung in Krisenzeiten hörten. So wahrte er seinem bedeutendsten Lehrer Karl Jaspers die Treue, als dieser 1937 aus seiner Heidelberger Professur entlassen wurde und er 1943 dem Geächteten eine Festschrift zum 60. Geburtstag überreichte. Als Gründer und Leiter der Volkshochschule Saarbrücken von 1926 bis 1933 hatte er einen originellen Beitrag zur freien Volksbildung geleistet. Die Nationalsozialisten zerschlugen diese verheißungsvoll begonnene Arbeit und entließen ihn auch 1936 aus dem Schuldienst, weil er sich weigerte, seine Mitarbeit in der Bekennenden Kirche aufzukündigen und in die NSDAP einzutreten.

In der Bedrängnis der Kirche begegnete er Dietrich Bonhoeffer als theologischem Lehrer und Freund. In dem Bemühen, dessen Erbe zu wahren und zu mehren, griff er den Gedanken der mündig gewordenen Welt auf, in der Gott als religiöse, philosophische, moralische, politische und wissenschaftliche Arbeitshypothese über-



I. J. J. J. J.

flüssig geworden war. Er entfaltete fruchtbare Aspekte der „echten Weltlichkeit“, die er in wahrer Konfessionalität begründet und begrenzt sah. Er hob vor allem die kulturpolitische Verantwortung der Christen und der Kirche hervor und mahnte die Verantwortung des Staates für Erziehung und Bildung an. Erziehung verstand er als Gehilfenschaft und trat für eine universitätsnahe, aber eigenständige Pädagogische Hochschule ein. Mit seinem sachkundigen Rat hat er mich unaufdringlich in und durch die Lehrerbildung begleitet. Meinen Dank für solches Weggeleit deutete ich durch die beiden Festschriften zu seinem 70. Geburtstag und die Publikation wesentlicher Teile seiner literarischen Hinterlassenschaft an. Am 14. Mai 1975 kehrte er heim in den ewigen Frieden Gottes.

Johannes Harder unterschied sich in mancher Hinsicht von Hammelsbeck, auch wenn beide in der Bekennenden Kirche sich dem Totalitätsanspruch nationalsozialistischer Weltanschauung widersetzt und der Vermischung von Deutschtum und Christentum durch die „Deutschen Christen“ widersprochen hatten.

Die eher gedrungene Gestalt des am Wolgaknie bei Uljanowsk geborenen Mennoniten schien im Strom der in den Rotter Gemeindesaal sich drängenden Studenten wie untergetaucht. Aber wenn er behende das Katheder betrat, konnte sein ungestümes Temperament hervorbrechen, in dem für Betulichkeit und Beschwichtigung kein Platz blieb. Die aufrüttelnde Rhetorik etwa in seiner Vorlesung „Der Mensch in der Entscheidung“ riß auch mich in die Bewegung seines sozial- und gesellschaftskritischen Denkens, das im Evangelium wurzelte, wie es ihm die russischen Dichter ebenso wie Christoph Blumhardt (1842-1919), Hermann Kutter (1863-1931) und Leonhard Ragaz (1868-1945) erschlossen hatten. Nach seiner Vorlesung kam es vor, daß Studenten ihn mit Fragen und Einwänden bestürmten, auf die er verständnisvoll einging. So gelang es ihm, hitzige Proteste in freie Zustimmung zu wandeln.

In seinen Predigten kam das Revolutionäre der Bergpredigt in bewegender Weise zur Sprache, das ihn zum beredten Anwalt für Benachteiligte, Entrechtete und Erniedrigte bevollmächtigte. Hier empfing er auch den Anstoß, politisch tätig zu werden – zunächst in der Kommunalpolitik als Abgeordneter der SPD. Deren Frak-

tionszwang beugte er sich nicht und schmiß sein Parteibuch hin, weil er dem Wiederaufbau des Opernhauses in Barmen nicht zustimmen konnte, während noch viele Familien in behelfsmäßigen Unterkünften hausten.

Später mischte er sich durch seine Teilnahme an Demonstrationen ein, in denen es um die Bewahrung der Schöpfung und um die Sicherung des Friedens ging. Die Entschiedenheit seines öffentlichen Engagements kündigte sich schon in seinen Seminaren an, in denen er schonungslos das Versagen der Kirche in der sozialen Frage geißelte und die Selbstgenügsamkeit bloßer Parteipolitik verspottete. Er entlarvte die Verbürgerlichung des Christentums als Verrat am Evangelium und deckte hellsichtig die Illusionen von Sozialprogrammen aller Schattierungen auf, ohne ihr Recht grundsätzlich in Frage zu stellen. Seine scharfen Urteile wirkten für viele provokativ, eröffneten aber ungewohnte Perspektiven eines der Menschenwürde verpflichtenden Handelns in Beruf und Gesellschaft, in Kirche und Staat.

Als unerschrockener Mahner und als unbequemer Querdenker hat er in Kauf genommen, anzuecken und zu verstören – in der kühnen Hoffnung, daß es besser sei, schwelende Konflikte offen auszutragen und sich von verstaubten Vorstellungen zu verabschieden. Die Redlichkeit seines Protestes unterlag zu keiner Zeit bei mir einem Zweifel.

Naturrell und Gestimmtsein ließen ihn allen Menschen offen und zwanglos begegnen, was besonders zaghafte und in sich gekehrte Menschen als wohltuend und aufrichtend empfanden. Mit Menschen der vielfältigsten Art ins Gespräch zu kommen, mit ihnen zu plaudern, zu diskutieren und auch geistvoll zu streiten, gehörte zu seinem Lebensstil. Die Unmittelbarkeit seiner Zuwendung zu Menschen konnte sich in schallendem Lachen ebenso äußern wie im betroffenen Schweigen und gesammelten Zuhören. Das Stopfen der Pfeife mit selbstpräpariertem Tabak konnte unter den Rauchern Kommunikation in scherzender Runde stiften.

Jahre vergingen, bis Harder und ich uns unverhofft in Radevormwald gegen Ende der 50er Jahre wiedersahen. Sogleich lebte die Zeit des Aufbruchs zu neuen Ufern auf, und wir versprachen, uns

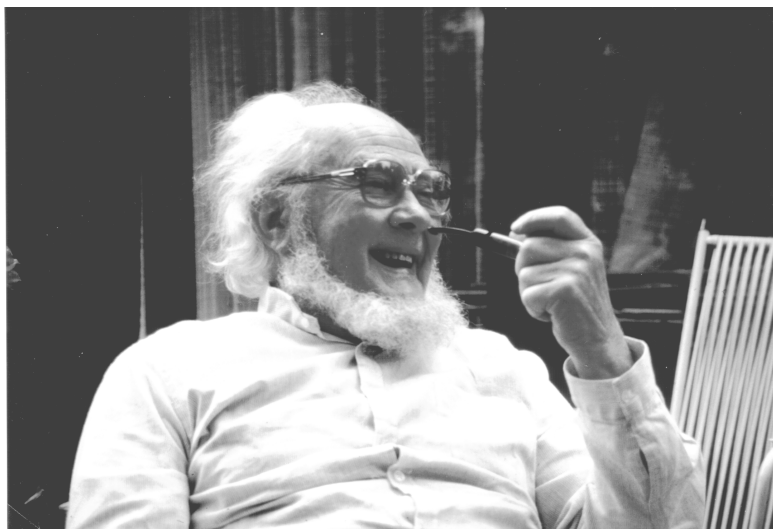
häufiger zu sehen. So besuchte ich ihn in seiner Wuppertaler Wohnung, genoß die Gastfreundschaft seiner von mir sehr verehrten Frau Friedel und erzählte von meinen Erfahrungen in wenig-gegliederten Landschulen des Bergischen Landes. Bei einem meiner Besuche überraschte er mich, als er mir – dem wesentlich Jüngeren – das Du anbot. Er spürte meine Verlegenheit und meinte: „Sag Batjuschka zu mir! Das heißt Väterchen.“ Damit war ich einverstanden, und diese Anrede ist mir lieb geblieben.

Als sein 70. Geburtstag näher rückte, bereitete ich eine Festschrift mit dem Titel „Entscheidung und Solidarität“ vor, die ich ihm im Familien- und Freundeskreis überreichen konnte. Meine Laudatio hörte er sich schmunzelnd an, umarmte mich und schlug mir auf die Schulter. Das war Lohn und Lob genug.

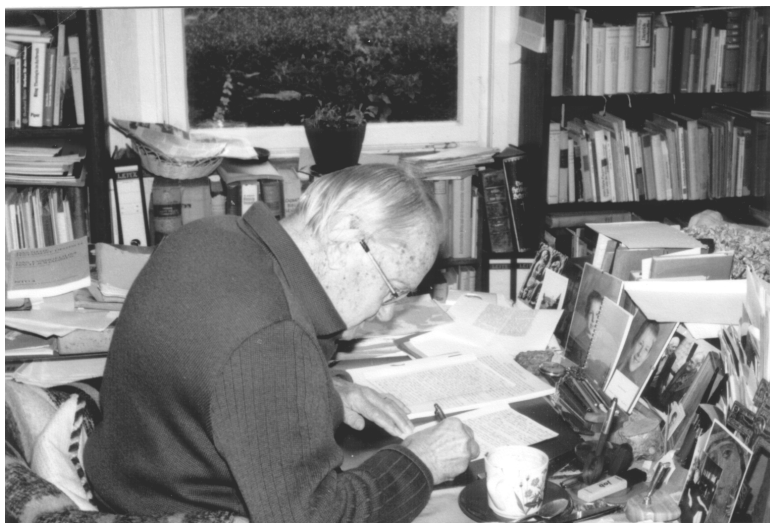
Als seine Frau Friedel 1980 starb, wurde es um ihn in Hohenzell bei Schlüchtern still. Wenn ich ihn dort für einige Tage besuchte, löste sich bald die ihn lähmende Einsamkeit. Nach Spaziergängen setzte er sich in seinen Schaukelstuhl vor dem offenen Kamin. Wenn er seine Pfeife gestopft und angezündet hatte, sprudelten aus ihm Erinnerungen hervor, die Ereignisse und Gestalten, Situationen und Stadien auf seinem Lebensweg anschaulich vergegenwärtigten – ohne Sentimentalität und Ressentiment. Die auf Tonband festgehaltenen Erzählungen bildeten den Grundstock für das erst nach seinem Tod am 7. März 1987 von seiner zweiten Frau Gudrun und mir herausgegebene Buch „Aufbruch ohne Ende“. Johannes Rau gedachte des Heimgegangenen in einem sehr persönlichen Geleitwort. Als ich Harder als Untertitel „Geschichten meines Lebens“ vorgeschlagen hatte, sah er sich vom lästigen Druck einer lückenlosen Autobiographie befreit. Leider konnte er dieses Buch nicht vollenden, das freilich für sich und seinen unvergleichlichen Urheber spricht.

Ebensowenig wie Harder und Hammelsbeck kultivierte Walter Esken das Image des „alten Kämpfers“, der es schon immer gewußt hatte.

Walter Esken, im Niederbergischen beheimatet, kehrte als Offizier aus dem Ersten Weltkrieg heim und war Lehrer aus Berufung, der sich der religiösen Weisheit Indiens öffnete. Die Upanishaden



Johannes Harder 1985



Walter Esken

waren lange sein Begleiter, und ihre Schau vom Einzelsein (Das bist Du) und Einswerden im Sein ließ ihn nicht los. Dostojewskis Romane, Gandhis Gewaltlosigkeit und Albert Schweitzers „Ehrfurcht vor dem Leben“ haben ihn tief beeindruckt. Als er auf Kierkegaard stieß, stellte er mit ihm kritische Fragen an das etablierte Christentum, das den im Neuen Testament bezeugten Christus verleugnete.

Als Esken sich für einen religionspädagogischen Kurs anmeldete, um Religionsunterricht in der Realschule erteilen zu können, wurde er mit Karl Barths Theologie bekannt. Durch sie lernte er verstehen und anerkennen, Jesus Christus als das Wort Gottes gelten zu lassen, das allein die Bibel bezeugt und die Kirche verkündigt. Um dieses „Wort“ besser verstehen zu können, lernte er im Selbststudium Griechisch und studierte Theologie als Autodidakt. In der Bekennenden Kirche arbeitete er unerschrocken mit und erfuhr den Segen eines Lebens mit dem biblischen Wort.

Der Zweite Weltkrieg führte ihn nach Lemberg, wo er im Sommer 1942 Zeuge eines Massakers an Juden wurde und er sich im späteren Rückblick der Feigheit bezichtigte, nichts dagegen unternommen zu haben. Als die orthodoxe Kirche wieder Gottesdienste im besetzten Rußland feiern durfte, war er tief bewegt von ihrer Liturgie in der Osternacht. Am 17. September 1946 aus russischer Gefangenschaft heimgekehrt, wurde er bald als Dozent für Katechetik nach Wuppertal berufen.

Er wurde – wie nie einer zuvor oder danach – mein väterlicher Mentor, der mir das Lesen und Studieren der Bibel lieb und wert machte. Auch informierte er mich über die verschiedenen Auslegungsmethoden und wies mich in die geschichtlichen Formen des Religionsunterrichts und ihre fruchtbaren Methoden ein. So bedachten wir grundlegende Texte der Heiligen Schrift und klassische Schriften wie Luthers „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ und „Vom unfreien Willen“, die den markanten Abstand zum Humanismus eines Erasmus von Rotterdam und zum Katholizismus kennzeichneten.

Walter Esken empfahl mir als Thema für meine Arbeit zur 1. Lehrprüfung „Wie verhalten sich Religion und Evangelium

zueinander, und was bedeutet ihre Unterscheidung für den evangelischen Religionsunterricht in der Schule?“ Diese Aufgabenstellung bot mir die Chance, die von Barth vertretene Auffassung für mich zu klären, daß das Evangelium von Jesus Christus Gottes letztgültige Antwort auf die Frage der Religion sei, in der der Mensch die Frage nach Gott stellt und sich unterfängt, sie selbst zu beantworten. Zugleich ergab sich die Notwendigkeit, die kulturprotestantische Einebnung des Religionsunterrichts, wie sie etwa in den Zwickauer Thesen von 1909 ihren Ausdruck gefunden hatte, zu überwinden durch das Konzept der Evangelischen Unterweisung mit ihrem Vorrang des biblischen Offenbarungszeugnisses.

Schon während des Studiums lud Esken mich mit anderen Kommilitonen zu sich nach Nierenhof ein, wo seine Frau Erna uns köstlich bewirtete. In diesem gesegneten Haus konnten alle Fragen rückhaltlos ausgesprochen werden und auf eine grundehrliche Antwort hoffen. Solche Verbundenheit reichte über das Studium hinaus. Daß der verehrte Dozent an meiner 2. Lehrprüfung am 17. Januar 1952 in Burg a.d. Wupper aus freiem Entschluß teilnahm, hat mich beschämt und beglückt. Er schenkte mir Martin Bubers Buch „Der Glaube der Propheten“ mit einer persönlichen Widmung, die mich in Stunden der Anfechtung aufrichtete.

Als Esken nach seiner Pensionierung 1961 nach Dettingen auf die Schwäbische Alb umzog, wurden bis zu seinem Heimgang am 5. Oktober 1989 viele Briefe gewechselt, in denen jeder am Lebensgeschick des anderen Anteil nahm. Führt mich mein Weg nach Süddeutschland, so kehrte ich – oft mit meinen Söhnen Matthias und Johannes – bei ihm ein. Eine telefonische Nachricht genügte, und wir teilten zu fünft die von seiner Frau Erna vortrefflich bereitete Erbsensuppe. Die Gespräche kreisten um Gott und Glauben, Kirche und Welt, Familie und Beruf. Wie selbstverständlich wurden die Söhne einbezogen, die über den weiten Horizont staunten, in den Esken die erörterten Probleme ansiedelte. Noch während der Rückfahrt wurden seine Gedanken weiter gesponnen.

Wenn es sich beruflich einrichten ließ, besuchte ich den väterlichen Freund an seinem Geburtstag. Als ich mit den Studenten meiner beiden Mittwochs-Seminare in Dortmund darüber sprach,

daß ich meinem Lehrer aus der Wuppertaler Studienzeit gerne zum 90. Geburtstag persönlich gratulieren wolle, aber die Seminare nur ungern ausfallen ließe, setzten sie die Arbeit ohne mich fort. Über ein solches Lehrer-Schüler-Verhältnis über vier Jahrzehnte hinweg gerieten sie in nachdenkliches Verwundern.

Eine ungeahnte Tiefe unserer Verbundenheit offenbarte sich, als ich mich Esken in einer inneren Not anvertraute, er sie gleichsam auf sein Herz nahm und mich einlud: „Wollen wir nicht Du zu-einander sagen?“ Diese Innigkeit umfing auch meine Frau, als wir den Todkranken zum letzten Mal besuchten. Es war ein tröstlicher Abschied in einem fast überirdischen Frieden und einer unbezweifelbaren Geborgenheit. Wenige Tage später haben wir ihn zur letzten Ruhe gebettet. Unsere dankbare Erinnerung an ihn läßt uns noch heute seinen fortwirkenden Segen ahnen.

Was ich an Walter Esken zeitlebens bewundert habe, war die Güte seines Herzens, die Klarheit seines Christuszeugnisses, die Wahrhaftigkeit seiner Existenz als Christ und die Bescheidenheit in seinem Auftreten. Er riß nicht durch eine brillante Rhetorik mit, aber er lebte, was er lehrte. Bei ihm löste sich alles Doktrinäre auf, und alles Provinzielle wurde aufgebrochen und ausgeweitet in die Sicht auf die Unendlichkeit, auf das Sein, das Gott selbst ist.

Nicht ohne Grund – so erschloß es sich mir – wurde Esken in den Gründerjahren der Pädagogischen Akademie Wuppertal Hammelsbecks Vertreter. Sein Gerechtigkeitssinn, sein Einfühlungsvermögen und sein auf Ausgleich bedachtes Wesen weckten im Kollegium Vertrauen, in dem Mißverständnisse ausgeräumt und Spannungen abgebaut werden konnten. So vertrauten Hammelsbeck und Harder sich ihm an, als unterschiedliche Meinungen ihr persönliches Verhältnis belasteten. Leider führten ihre abweichenden Auffassungen in bestimmten Fragen schließlich zu einer inneren Entfremdung, die selbst Eskens seelsorgerlicher Rat nicht aufhalten und aufheben konnte. Später erfuhr auch ich von diesem unseligen Konflikt, aber auch mein Bemühen, die Entzweiten sich wieder einander annähern zu lassen, schlug fehl. Das Geheimnis der Versöhnung und das Rätsel individueller Schuld bleiben wohl für unser Denken unaufgeklärt. Zur Ehre aller sei jedoch versichert: Jeder achtete

meine je anders begründete und verwirklichte Verbundenheit mit ihm und den beiden anderen. Keiner erwartete ausschließende Parteinahme für sich. Ich blieb einem jeden in einmaliger Weise verbunden. Noch heute preise ich die Gunst, diesen drei akademischen Lehrern in einer aufwühlenden Zeit begegnet zu sein.

Es war wohl auch für viele Mitstudenten von fundamentaler Bedeutung, daß ihnen das Evangelium in diesem Drei-Klang Hammelsbeck – Harder – Esken bezeugt und persönlich zugesprochen wurde, kirchenmusikalisch eindrucksvoll begleitet vor allem durch Maria Jost, die kenntnisreich in den kostbaren Schatz unserer Volks- und Kirchenlieder einwies. In dieser vielstimmigen Bezeugung des Evangeliums wurde das Lob über Gottes unbegreifliche Güte hörbar, die Schuld und Sünde aller Menschen durch das Leiden, Sterben und Auferstehen Christi ein für allemal getilgt hat und immer wieder vergibt zu einem Neuanfang in der Nachfolge Christi. Dieses in Christus gewirkte und angebotene Heil überwand auch mein Unheil. Hier wurde ein neuer Anfang gesetzt und angeboten, nicht auferlegt – eine unerwartete Chance für alle, die an sich zweifelten und an Gott irre geworden waren. In keiner anderen staatlichen Institution habe ich eine solche Freiheit erlebt, in der die verbindenden und verbindlichen Maßstäbe gesitteten Handelns in Gesellschaft und Schule erprobt wurden.

Im offenen Umgang von Dozenten und Studenten konnte dieses Ethos sich in Ebenbürtigkeit und wechselseitigem Respekt bewähren – durchaus keine Selbstverständlichkeit bei so unterschiedlich gearteten Dozenten und so bunt zusammengewürfelter Schar der 18- bis 42jährigen Studenten mit ihrem je besonderen Schicksal.

Akademie-Alltag und neue Welten

Organisatorisch teilte sich die Studentenschaft in die Gruppe der etwa zweihundert 28- bis 42jährigen, die sich in einem zweiseitigen Notlehrgang auf das Lehramt an Volksschulen vorbereiteten. Viele von ihnen mußten als Kriegerwitwen für ihre Kinder und sich sorgen. Gestandene Männer, darunter viele ausgezeichnete Offiziere, waren stellenlos geworden und stellten sich enthusiastisch der Neuordnung einer demokratischen Gesellschaft und der zukunfts-

zugewandten Gestaltung gerade der Volksschule zur Verfügung. Ihre reiche Lebenserfahrung glich die Mängel eines verkürzten Studiums mehr als aus, denn sie investierten sich selbst, wenn sie ihren Schülern verständnisvoll begegneten, das Klima einer Schule wohltuend bestimmten, notwendige Reformen anpackten – und dies bei den mißlichen Verhältnissen der Nachkriegszeit.

Mit ihnen – nur in einzelnen Veranstaltungen gesondert – studierten etwa achtzig 18- bis 28jährige mit gleicher Aufgeschlossenheit und Hingabe, die sich nach geistiger Orientierung sehnten und ihre ganze Kraft dem Wohl der heranwachsenden Generation widmen wollten.

Die Studenten unterschieden sich nicht nur nach dem Alter, sondern auch in ihrer religiösen Herkunft und ihrer politischen Haltung. So verstanden sie sich als gemeindeverbundene Christen oder als aus der Kirche ausgetretene „Gottgläubige“, als praktizierende Katholiken oder als begeisterte Kommunisten, als distanzierte Humanisten oder als kühle Skeptiker. So unverkennbar diese Unterschiede waren, so waren diese fast alle im Willen zur pädagogischen Verantwortung verbunden, zur Solidarität in der Verschiedenheit entschlossen, zur Hoffnung auf eine Wende der inneren und äußeren Not unseres Volkes gestimmt.

Der Akademie-Alltag bot manche Gelegenheit, solche Tugenden zu üben. Man mußte sich mit den beengten Verhältnissen anfreunden. Im ehemaligen Volksschulgebäude Thorner Straße 15 wurden Klassenräume baulich so verändert, daß dort Übungen und Seminare abgehalten werden konnten. Man mußte zwangsläufig zusammenrücken und Rücksicht nehmen. Schon die Mäntel – darunter viele gefärbte Militärmodelle – unterzubringen, erforderte Phantasie und Geduld. Auch in ungeheizten Räumen sich geistig zu konzentrieren, verlangte Selbstdisziplin. Überhaupt war allseits die Kunst des Improvisierens gefordert. Hoffnungsfrohe Aufbruchstimmung und nüchterner Realitätssinn ließen auch die widrigsten Umstände meistern.

Der Umgang untereinander war meist unkompliziert und unmittelbar. Die Dozenten hingen keinen überlebten Konventionen an, sondern begegneten uns persönlich und aufgeschlossen. Die

Einsicht in die gemeinsame Verantwortung bestimmte die Atmosphäre, in der intensiv studiert wurde und die Dozenten sich strengste Maßstäbe gehaltvoller Lehre setzten. Die Pausen zwischen den Veranstaltungen waren gefüllt mit hitzigen Debatten über Thesen, die nicht ins hergebrachte Raster paßten. Begeisterte Zustimmung, stummes Kopfschütteln und heftiger Widerspruch waren oft genug typische Reaktionen.

Ungewöhnlich scharfe Kritik erntete Ernst Schütte, Historiker von der Pädagogischen Akademie Kettwig, später Kultusminister in Hessen, als er als Gastprofessor die Geschichte der Weimarer Republik darstellte und die verheerenden Folgen der Dolchstoß-Legende beschrieb. Hier kam zu Tage, wie die Sicht der jüngsten Vergangenheit verzerrt worden war, und wie mühsam es war, sich von solcher Geschichtsklitterung zu lösen.

Unwahrscheinliche Stille herrschte, wenn Elisabeth Simon Jeremias Gotthelfs Erzählung „Die schwarze Spinne“ einfühlsam interpretierte und vom Wunder der Sprache und der Sendung der Dichter gleichsam Zeugnis ablegte. So ebnete sie den Boden, wenn Dichter, wie Rudolf Alexander Schröder, Otto von Taube und Bernt Heiseler, aus ihren Werken in der „Stunde der Akademie“ lasen. Ein Genuß eigener Art war es, als Theodor Litt aus Bonn kam und sich 45 Minuten ohne Konzept druckreif über Wesen und Auftrag der Erziehung in der Demokratie äußerte.

Aufsehen erregte die grandiose Belesenheit von Fritz Collatz, die ihm ermöglichte, über den Konjunktiv in der deutschen Grammatik sich ebenso originell auszulassen wie über die abendländische Philosophiegeschichte in einem atemberaubenden Husarenritt. Nicht ohne Grund war er in Prüfungen der meist gefürchtete Mann nicht nur wegen seiner überragenden Sachkenntnis, sondern auch wegen der Unberechenbarkeit seiner Einfälle, die schockieren konnten.

Schauspielerische Gestaltung von Literatur gelang unserer Theatergruppe unter Walter Steitz mit dem 4. und 5. Akt aus Shakespeares „Kaufmann von Venedig“. Hier ergriffen Portias Worte „Die Art der Gnade weiß von keinem Zwang“, die auch die tragische Gestalt Shylocks ins rechte Licht rückten. Die eindrucksvolle

Leistung löste helle Begeisterung aus, die sich im begeisterten Beifall über die brillante Aufführung von „Maria Stuart“ noch steigerte. Hier wurde für Akteure und Zuschauer erfahrbar, wie fruchtbar die Begegnung mit Dichtung durch das Spiel sein konnte – auch ein Impuls für die Arbeit in der Schule.

Endlich wurde die 12 Jahre lastende Abschottung von allem, was die NS-Ideologie verdammt, durchbrochen und gab den Blick frei für die „entartete Kunst“, wie sie etwa im Schaffen von Ernst Barlach und Käthe Kollwitz zeitüberdauernden Ausdruck gefunden hatte. – Eine ganz andere Welt der Kunst wurde mir durch eine Exkursion nach Schloß Hugenpoet bei Kettwig zugänglich, in dem kostbare Schätze des Essener Folkwang-Museums ausgelagert waren. Zum erstenmal stand ich staunend still vor den farbenfrohen Gemälden französischer Impressionisten. Die lichtumspielte Gestalt von Renoirs „Lise“ und die dreidimensional erscheinenden „Rhône-barken“ van Goghs hinterließen ein nachhaltiges Interesse. Dies lockte mich später mit den Söhnen Matthias und Johannes in die Museen nach Otterlo und Paris, nach Winterthur und Zürich.

Musik gehörte in der Akademie zum tragenden Lebenselement. Es war erstaunlich, was Chor, Kammerchor und Collegium musicum nach fünf Wochen Proben bei der feierlichen Eröffnung am 7. November 1946 im Neuen Rathaussaal boten. Das Ricercare aus Bachs „Musikalischem Opfer“ und die Motette für zwei Chöre von Johann Christoph Bach „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn“ umrahmten würdig die programmatische Rede Hammelsbecks über den christlichen Volkslehrer. Gemeinsames Singen morgens im „Ständerling“ und im Akademie-Gottesdienst stifteten eine Gemeinsamkeit, die einmalig blieb. Maria Jost und Herbert Wilhelmi gebührte das einhellige Lob.

Vorlesungen und Gespräche regten mich an, das reichhaltige kulturelle Angebot in Wuppertal zu nutzen; denn glichen wir nicht einem dürren Land, das nach belebendem Regen lechzte? Zum erstenmal hörte ich in der Elberfelder Stadthalle eine Sinfonie von Gustav Mahler, dirigiert von Hans Weisbach, die mit ihren echohaft verhallenden Posaunenstößen aufwühlte und mir schmerzlich bewußt machte, um welchen Reichtum jüdischer Künstler unser

Volk durch den nazistischen Rassenwahn betrogen worden war und jenen begnadeten Komponisten, Dichtern und Malern schändliches Unrecht getan wurde.

Einer fremden Welt näherte ich mich mit „Caligula“, den Hans Caninenberg hervorragend spielte, dem französischen Existentialismus, wie er von Albert Camus dichterisch gestaltet war. Hier war die Frage nach dem Absurden menschlicher Existenz aufgeworfen. War das der Ausweg aus dem Widersinn der Welt? Kündigte sich hier eine tragfähige Grundlage für einen erhofften Neuanfang an? Mußte erst die Hölle nihilistischer Verzweiflung durchlitten und durchschritten sein, um das Heil in Christus als die Lösung der Sinnfrage, als die Erlösung aus dem Abgrund des gähnenden Nichts begreifen, ergreifen und festhalten zu können?

Das waren Fragen, die nicht zum unverbindlichen Spekulieren taugten. Sie gingen mich unbedingt an als Mensch, als Christ, als zukünftigen Erzieher junger Menschen. Sie bestimmten konkret mein Leben und meinen Umgang mit Menschen, Tieren, Pflanzen und Gütern. Im Alltag waren sie zu beantworten.

Für die Bewährung in der Schule rüsteten wir uns im Studium. Deshalb sollten wir in einem dreiwöchigen Beobachtungspraktikum mit unserem Berufsfeld vertraut werden. So nahm ich in der Volksschule Rübenstraße am Unterricht in verschiedenen Klassen und Unterrichtsfächern bei wechselnden Lehrerinnen und Lehrern teil, die ihre Arbeit zu begründen versuchten und uns mit didaktischen Konzepten und Methoden bekannt machten. Dabei konnten wir uns allerlei aus der „Trickkiste“ lang gedienter Kolleginnen und Kollegen aneignen.

Im vierwöchigen Versuchspraktikum wurde es ernst. Mit zwei Kommilitoninnen hatte ich in der Schule Eichenstraße zu unterrichten. Bei den Fächern wechselten wir uns ab. In der Klassenlehrerin Rittershaus hatten wir eine Mentorin gefunden, die uns unsere Fehler aus dem Verhalten der Kinder ablesen und anschließend theoretisch begründen lehrte. War eine Stunde danebengegangen, skizzierte sie andere Möglichkeiten und machte Mut. Anschauung und Selbsttätigkeit der Kinder sollten im Unterricht breiter Raum gelassen werden. Die Kürze dieser Praktika bedauer-

ten wir, aber wir konnten uns vergewissern, ob wir die rechte Berufswahl getroffen hatten.

Von unvorhersehbarer Bedeutung war für mich auch das dreiwöchige Sozialpraktikum, das ich in meiner Heimatstadt absolvierte. Hier lernte ich die verschiedenen Formen von Jugendarbeit kennen. Die Tage im Kindergarten weckten liebe Erinnerungen und signalisierten den Wandel. Die nachhaltigste Wirkung übte mein Aufenthalt in der Heilanstalt „Hephata“ auf dem Benninghof aus. Zum erstenmal stand ich den verschiedenen Formen des Schwachsinn gegenüber. Idiotie war hier eine Krankheitsbezeichnung und kein Schimpfwort. Es erschütterte mich der Anblick von pflegebedürftigen Menschen, die stumm und teilnahmslos auf einem Stuhl saßen und ins Leere starrten, oder die im Bett angeschnallt, ihrer zuckenden Bewegungen nicht mächtig waren und unverständliche Laute ausstießen. Sie alle wurden liebevoll betreut, auch wenn der breiten Öffentlichkeit dieser hingebungsvolle Dienst weithin verborgen blieb.

Bewundern lernte ich Fräulein Christmann, selbst von kleiner buckliger Gestalt, aber mit einem wachen Geist und frohem Herzen begabt, die sich im Unterricht um schwachsinnige Kinder kümmerte und sie im Spiel elementare Fertigkeiten erwerben ließ. So wurde ihnen ein Mindestmaß an Lebenstüchtigkeit gesichert. Im Gartenbau konnten die Erwachsenen mit geistiger Behinderung sinnvoll tätig sein und sich bestätigt fühlen.

Im Zusammenleben und Miteinanderlernen von Dozenten und Studenten in der Akademie blieb das Geheimnis geachtet, daß der Glaube an den dreieinigen Gott nicht methodisch erzwungen werden darf und auf Dauer nicht gesichert werden kann. Er bleibt unverfügbares Geschenk im Hören auf die Botschaft von der freien Gnade, die ihre Entsprechung in der Freiheit unter dem Evangelium hat. Niemandem wurde angesonnen, Christlichkeit vorzutäuschen. Niemand wurde genötigt, Evangelische Unterweisung in der Schule zu erteilen.

Freunde fürs Leben

So grundlegend und zukunftsweisend für meine Selbstfindung und pädagogische Grundgesinnung die Begegnung mit den verehrten Lehrern Hammelsbeck, Harder und Esken war, so aufbauend und zukunfterfüllend war die Freundschaft mit Walter Kalusche und Johannes Schulz, die sich während des Studiums anbahnte und die sich über ein halbes Jahrhundert bewährt hat.

Walter Kalusche, 1919 in Schlesien geboren, war aufgefallen, daß ich mich nur mühsam im Wechsel von Vorlesungen und Seminaren zurecht fand. Das Semester hatte schon am 26. September begonnen, ich aber konnte erst nach der Reifeprüfung Ende Oktober mit Willi Oberwahrenbrock das Studium beginnen. Bereitwillig wies er mich in die laufenden Veranstaltungen ein und informierte mich über das bisher Gehörte. Da auch sein Lebenskonzept sich als brüchig erwiesen hatte, rangen wir beide um das Verstehen des Evangeliums, das uns Halt und Zukunft verhielt. Ich staunte über Walters unbekümmert offenen Umgang mit Kommilitonen und Dozenten und lehnte mich gerne an die Lebenserfahrung des acht Jahre Älteren an. Er hatte im oberbergischen Wiehl Fuß gefaßt und dort Ilse kennen und lieben gelernt. Sie wurde bald seine Frau und die Mutter dreier Söhne. Den Unterhalt verdiente er sich damit, daß er an den Wochenenden in Tanzlokalen Klavier spielte. Als Dietrich geboren wurde, übernahm ich gerne das erbetene Patenamt und teilte mit den beiden die elterliche Freude über das Wunder des neuen Lebens.

Wir haben dann über Jahrzehnte Anteil genommen am Geschick des anderen in Familie und Beruf. Walter bildete sich in Kursen für Deutsch und Religion für die Realschule weiter, schrieb eine Arbeit über Kafka, die selbst Collatz als hervorragend einstufte, zog aber vor, als Rektor den Volksschulen Mirker Bach und Rudolfstraße ein eigenes Gepräge durch „kollegiale Leitung“ zu geben. Als dies von einzelnen Kollegen für ihre Zwecke ausgenutzt wurde, riet ich ihm, als Dozent für Pädagogik und Katechetik zum Düsseldorfer Katechetischen Seminar zu wechseln. Nach dessen Auflösung setzte er 1971 seinen Dienst als Fachhochschullehrer in der Evangelischen Fachhochschule Rheinland-Westfalen-Lippe bis zu seiner Pensio-

nierung 1981 segensreich fort. Als sich am 8. Juni 1999 sein Lebenskreis schloß, rühmte ich in einer Nachfeier seine unersetzbare Freundschaft und bezeugte meine dankbare Verbundenheit mit seiner Familie.

Eine ähnlich innige Verbundenheit war mir mit Johannes Schulz vergönnt. In Pommern aufgewachsen, war er bis zu seiner Einberufung zum Militär in einer Bank tätig und kam als Leutnant aus dem Krieg. Er wurde ein Beispiel für unbürokratisches Handeln, als er sich zum Studium an der Pädagogischen Akademie Wuppertal bewarb. Hammelsbeck hatte sich in einem persönlichen Gespräch von seiner umfassenden Bildung überzeugt und ihn an Professor Antz in Düsseldorf, dem zuständigen Referenten für die Lehrerbildung in Nordrhein-Westfalen, empfohlen. Dieser sprach die Zulassung ohne Abitur aus. Johannes rechtfertigte diese Entscheidung durch das beste Examen. Er wurde Lehrer, Assistent von Hammelsbeck und Dozent für Pädagogik und Katechetik am Oberseminar in Düsseldorf, in dem sich Katecheten für den evangelischen Religionsunterricht an Berufsschulen qualifizierten. Sie lobten sein ungewöhnliches Geschick, sie mit der pädagogischen Theorie als Ursprung und Ziel der Praxis vertraut zu machen, indem er die Fruchtbarkeit pädagogischer und methodischer Reflexion sich bei der Gestaltung und Kritik konkreten Unterrichts erweisen ließ. Nach der Auflösung des Oberseminars lehrte er an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal.

Daß wir uns 1946 in Wuppertal näher kamen, lag auch daran, daß seine Tante Lucie Gemeindeschwester in Mettmann war. Dort verlebte er manchmal sein Wochenende und wanderte mit mir durchs Neandertal, auch daran denkend, daß dieses Tal der Düssel seinen Namen von jenem Joachim Neander erhalten hatte, der um 1675 Rektor an der Lateinschule der reformierten Gemeinde Düsseldorf war und bei seinen Spaziergängen hier auch das Kirchenlied „Lobe den Herren, den mächtigen König“ gedichtet hatte. In Gesprächen erörterten wir die Probleme, die uns im Innersten bewegten, und bedachten die zukunftsöffnenden Perspektiven des Evangeliums, wie es uns in der Akademie als Lebensmacht begegnete.



Ilse und Walter Kalusche 1999 (von links)



Der Verfasser (links) Christa und Johannes Schulz 2000

Als junge Lehrer besuchten wir uns und tauschten unsere unterschiedlichen Erfahrungen in der Großstadt- und Landschule aus. Daraus erwuchs eine geistig und geistlich anregende Freundschaft, die später seine Frau Christa und Tochter Angelika als Patenkind miteinschloß. Einen breiten Raum unserer Gespräche nahm die Jasperssche Weise zu philosophieren ein. Johannes war davon so beeindruckt, daß er zwei Semester in Basel studierte und mich auf die Schrift von 1931 „Die geistige Situation der Zeit“ aufmerksam machte. Hier stieß ich auf den bedeutsamen Satz: „Der Mensch ist immer mehr, als er von sich weiß.“ Er wurde mir kritischer Maßstab in der Auseinandersetzung mit den sich verabsolutierenden Menschenbildern in Weltanschauungen und Wissenschaften, die wähten, den Menschen restlos erkannt zu haben. Als Mahnung bestimmte diese Einsicht auch meinen alltäglichen Umgang mit Erwachsenen und Kindern, sonderlich wenn ich Urteile über sie abgeben mußte.

Beide Familien Schulz und Horn rückten sogar für drei Jahre auch räumlich in den Wohnungen der Eugen-Richter-Straße 6 zusammen. Es verstand sich von selbst, daß Krankheiten und Krisen mitgetragen, wie auch berufliche Erfolge mitgefeiert wurden. Notwendig gewordene Wohnort- und Arbeitsplatzwechsel haben den persönlichen Kontakt kaum behindern können.

Unentbehrlich und unersetzbar wurde mir des Freundes selbstlose Bereitschaft, die von mir aus dem Hammelsbeckschen Nachlaß ausgewählten Texte, Briefe und Tagebuchaufzeichnungen streng auf Substanz und Repräsentativität zu prüfen, bevor ich mich zur Veröffentlichung entschloß. Seine konstruktiven Vorschläge bis zu den Titeln einzelner Publikationen habe ich gerne und dankbar aufgegriffen. So haben wir miteinander des gemeinsamen Lehrers gedacht.

Im Rückblick auf die Begegnungen mit den maßgebenden Lehrern und den lebenslang verbundenen Freunden gewinnt das Studium in Wuppertal eine unvergleichliche Bedeutung. Hier ereignete sich das Wunder einer zukunfterschließenden Wende zum Glauben und zur Verantwortung in Schule und Hochschule für die nachwachsende Generation. Das Unvorstellbare dieses Neuanfangs

empfängt seinen hohen Rang auch durch die weithin in Vergessenheit geratene Widrigkeit der Verhältnisse, die ich wenigstens andeuten will.

Die täglichen Fahrten nach Wuppertal und zurück beanspruchten insgesamt vier Stunden. Mit dem Fahrrad legte ich die vier Kilometer von der Nockenheide bis zur Haltestelle Wülfrath-Stadtpark zurück. Bei Regen und Schnee kostete das viel Kraft. Ausruhen in der dicht besetzten Straßenbahn war ausgeschlossen. Mit Willi Oberwahrenbrock, Rolf Sturm und der von mir verehrten Ellen Bäcker, einer tapferen Kriegerwitwe, berührten wir Fragen, die durch Vorlesungen ausgelöst wurden. In Wuppertal-Varresbeck stürzten wir in die Schwebebahn, die wir an der Loher Brücke verließen, um zu Fuß nach etwa einer Viertelstunde zur Thorner Straße 15 zu gelangen. Oft verlängerte sich die Fahrzeit, wenn die Anschlüsse verpaßt wurden. Diese Tortur mutete ich mir nur ein Jahr zu.

Um mich auf das Studium und das Examen besser konzentrieren zu können, suchte ich mir ein bescheidenes Quartier in Wuppertal-Hatzfeld. Ein lebenswürdiges kinderloses Ehepaar überließ mir während der Woche ihr Wohnzimmer zur Mitbenutzung. Ich schlief auf der Couch, die ich durch einen erhitzten Ziegelstein in der kalten Jahreszeit vorgewärmt fand. Mit dem Ehepaar Schimpf habe ich mich gut verstanden. Sie freuten sich mit mir, als ich kurz vor der Währungsreform meine 1. Lehrprüfung am 27. Juli 1948 mit „gut“ bestand.

Lehrer in Burg a. d. Wupper – auf den Spuren

Friedrich Wilhelm Dörpfelds

Aufregung und Anstrengung um das Examen waren verflogen, als ich durch ein Schreiben des Regierungspräsidenten Düsseldorf erfuhr, daß ich zum 13. September 1948 in die 4. Planstelle an der Volksschule Burg eingewiesen werde und mich dem Schulrat in Opladen vorstellen möge.

So machte ich mich per Rad von Mettmann auf den Weg über Hilden in die Kreisstadt. In Schulrat Kraayenbrink traf ich einen

väterlichen Vorgesetzten, der mich kurz über meine zukünftigen Pflichten belehrte und mir alles Gute für den Eintritt in den verantwortungsvollen Beruf wünschte. Er schilderte den aus Ostpreußen vertriebenen Hauptlehrer Bronsert als einen tüchtigen Schulmeister und verständnisvollen Kollegen. Was lag näher, als ihn noch am gleichen Tag in Burg aufzusuchen.

Es bedrückte ihn sichtlich, mich in der äußerst beengten Notwohnung empfangen zu müssen, in die er mit Frau, Tochter und Sohn zwangseingewiesen war – ein hartes Los, das er mit Fassung trug. Er machte mich mit den örtlichen Verhältnissen bekannt. Dabei verschwieg er nicht, daß nur zwei Klassenräume in der früheren katholischen Schule in Oberburg zur Verfügung stünden, die das nun vierköpfige Kollegium zum Schichtunterricht zwingen. Aber das sei schon zu schaffen, fügte er ermutigend hinzu.

Als ich auch den evangelischen Pfarrer kennenlernen wollte, bot er sich gleich an, mich zu begleiten. Mir fiel auf, wie ehrerbietig ihn Kinder und Erwachsene grüßten. Der Besuch im Pfarrhaus war enttäuschend; denn der Amtierende forderte mich auf, ein Gegengewicht gegen den katholischen Kollegen zu bilden. Ich wies dieses Ansinnen zurück und betonte, daß die Gemeinschaftsschule kein Platz für konfessionelle Fehden sein dürfe. Mit seinem Nachfolger Pfarrer Giessler habe ich später fruchtbar zusammenarbeiten können.

Bevor ich erwartungsfroh und doch furchtsam meinen Dienst antrat, mußte ich mich nach einer Bleibe umsehen. Ich fand sie beim Fabrikanten Schulte im Burgtal in einem äußerst spartanischen Zimmer, das mit einem Metallbett, einem ausgedienten Schreibtisch, dazu passendem Stuhl, einem Militärspind und einem weiteren Stuhl bestückt war. Einziger Luxus war ein neues Waschbecken. Da das Ehepaar Schulte viel unterwegs war, wurde mir Unterkunft, Frühstück und Abendbrot kostenfrei gewährt unter der Bedingung, daß ich die drei schulpflichtigen Kinder bei ihren Hausaufgaben beaufsichtige.

Mit dem 13. September wurde ich Klassenlehrer des 5. und 6. Schuljahres und erteilte daneben Evangelische Unterweisung für die evangelischen Kinder. Hinzu kamen noch Naturlehre und Natur-

kunde in der Oberstufe, die hauptsächlich der katholische Kollege Humburg, jugendbewegt und musikalisch begabt, unterrichtete. Für den Jungensport der 10- bis 14jährigen war ich wiederum zuständig. Diese vielfältigen Aufgaben forderten meine ganze Kraft, denn es wurde von den Absolventen der Pädagogischen Akademien erwartet, daß sie alle Fächer auf allen Stufen erteilen konnten. Die Pflichtstundenzahl war mit 30 Wochenstunden – wie bei den übrigen Lehrkräften – bemessen. Zum Kollegium gehörte noch Fräulein Keller, lebensbejahend und mit ihren 60 Jahren erstaunlich fit. Die Atmosphäre war für mich wohltuend und ermutigend.

Die zwei Klassenräume in Oberburg hätten mit ihrer Ausstattung in ein Museum gepaßt. An der Innenseite stand ein gewaltiger Kanonenofen, der morgens von der Hausmeisterin beschickt, angezündet und von den Schülern in den Pausen weiter mit Koks versorgt wurde. Die in seiner Nähe sitzenden Kinder schmorten, während die anderen an der gegenüberliegenden Seite mit den drei undichten Fenstern fast froren. In den starren Bänken mit ihren Klappsitzen und leicht geneigten Schreibflächen hockten jeweils vier Schüler, die sich mühsam einfädelten und geräuschvoll herauswanden. Das Lehrerpult stand leicht erhöht auf einem Podest, hinter dem eine Tafel die ganze Wand ausfüllte, abgeteilt in Abschnitte mit Rechenkästchen, zweierlei Schreiblineaturen und leerer Fläche. Hinter dem Pult nahm ich sehr selten Platz.

Den Stundenplan auszutüfteln, war schon ein Kunststück für den Schulleiter, denn er sollte ja Rücksicht nehmen auf unsere Seniorin, die in Pohlhausen wohnte und die Autobusse der Wupper-Sieg benutzen mußte. Den Ortsansässigen war der Unterricht vor- und nachmittags eher zuzumuten. Mit viel Verständnis für die Belange der jeweils anderen wurden die Lasten gerecht verteilt.

Der Nachmittagsunterricht konnte auch manchmal von Vorteil sein, wenn ich – um ein Beispiel zu nennen – gegen Schulschluß mit meiner Klasse auf eine nahegelegene Anhöhe ging, um im Tal der Wupper den Nebel sich bilden und am Himmel den Mond aufscheinen zu sehen. In dieser Abendstimmung sprach und sang ich das Gedicht von Matthias Claudius „Der Mond ist aufgegangen“ vor.



Mit der Oberstufe und Kollegen Humburg am Niederwald-Denkmal 1949

So wurden zufällige Anlässe als Anknüpfungspunkte aufgegriffen und interesseauslösend genutzt. Natürlich mußte ich jede Unterrichtsstunde schriftlich vorbereiten und den tatsächlichen Verlauf selbstkritisch reflektieren. Zusammen mit dem Jahresplan und dem Wochenbericht mußten diese Unterlagen bereit liegen, wenn der Schulrat unangemeldet erschien. So stapelte sich im Laufe der vier Jahre ein ansehnliches Material, auf das sich die fälligen Halbjahresarbeiten und die Examensarbeit stützen konnten.

Als zwanzigjähriger Junglehrer war ich bemüht, mich gründlich mit den jeweiligen Sachgehalten des Unterrichts auseinanderzusetzen, um dann zu klären, wie ich sie interessant, anschaulich und verständlich darbieten könnte. Besonderen Wert legte ich darauf, Interessen und Fragen der Schüler aufzuspüren und sie fruchtbar werden zu lassen bei der möglichst selbständigen Aneignung der Bildungsinhalte und beim Erwerb von Fertigkeiten, Techniken und Methoden, die ihnen ermöglichten, verwandte Probleme dann selber zu lösen. Dosierung der Lern-Schwierigkeiten und Konfrontation mit einer neuen Aufgabe konnten sich abwechseln. Wußte ich auf eine Schülerfrage keine Antwort, gestand ich es und versprach, ihnen die erbetene Auskunft nachzuliefern. Ich nannte ihnen auch Quellen der Information, die sie dann selbst anzapfen konnten, so selten sie in der Nachkriegszeit auch greifbar waren.

In den Pausen tummelten sich die Jungen und Mädchen auf dem Vorplatz des Schlosses, während ich mich mit dem Kollegen oder der Kollegin über gerade Erlebtes oder Widerfahrenes unterhielt. So wurde Alltägliches und Bedeutsames thematisiert und erörtert. Pädagogische und methodische Probleme wurden zwanglos diskutiert und Kollegialität gestiftet.

Schon nach vierzehn Tagen eigenen Unterrichtens fand die Junglehrer-Arbeitsgemeinschaft in Remlingrade statt. Fröhlich legte ich den Weg von Burg über Hüngele nach Wermelskirchen zu Fuß zurück, wo am Bahnhof sich weitere Kolleginnen und Kollegen aus der Umgebung eingefunden hatten. Auf einem LKW nahmen wir auf zwei Bänken Platz und gelangten zu der zweiklassigen Volksschule im nördlichen Teil des Rhein-Wupper-Kreises II. Den größten Teil des Vormittags bestritt ein Junglehrer, der sich im

Heimatkunde- und Deutschunterricht der Unterstufe mit dem Thema „Hase“ befaßte. Nach kurzer Pause schloß sich eine detaillierte Besprechung an, in der Gelungenes gewürdigt und Verfehltes in seinen Ursachen aufgedeckt und durch positive Vorschläge ersetzt wurde. Als Neuer wurde ich vorgestellt und lernte den Leiter der Junglehrer-Arbeitsgemeinschaft Rektor Wehn und seine Mitstreiter, bewährte Hauptlehrer und Rektoren, kennen. Die jungen Kollegen repräsentierten ein breites Spektrum pädagogischer Konzepte, und auch die Dozenten vertraten unterschiedliche Positionen, wie sie in abweichenden Urteilen über Unterricht und Referate zum Ausdruck kamen. Die Atmosphäre schien mir von gegenseitigem Respekt und Aufgeschlossenheit für andere Meinungen bestimmt zu sein. Erst am späten Nachmittag brachte uns der LKW wieder nach Wermelskirchen, wo ich in den Bus nach Burg umsteigen konnte.

Für mein Selbstverständnis als Lehrer, der sich zugleich als Erzieher verstand, wurde die beiläufige Unterhaltung mit dem Großvater eines Schülers richtungweisend. Als ich ihm zufällig begegnete, meinte er: „Schön, daß ich Sie treffe, Herr Lehrer! Lassen Sie sich bitte mit Herr Lehrer anreden; denn Sie sind es. Sie haben darauf studiert. Alles Gute!“ Mehr als jeder fordernde Appell an Pflicht und Schuldigkeit hat mich dieser Vorschuß an Vertrauen zur täglichen Treue im Beruf bewegt, den ich nie für einen auswechselbaren Job gehalten habe. In jener Äußerung klang noch etwas nach von der Achtung, die einem solchen öffentlichen Amt gebührt.

Eine andere Stimme des Volkes vernahm ich, als ich mit einigen Werkmeistern der Firma Schulte beim gemeinsamen Mittagstisch im Gasthof zusammensaß und nach meinem Gehalt gefragt wurde. Meine knappe Antwort „180,- DM“ schienen sie für einen schlechten Witz zu halten und lästerten: „Dafür ärgern Sie sich mit anderer Leute Kinder herum?“ Ich blieb für sie der liebenswert versponnene Romantiker, was meinen Seelenfrieden nicht störte.

Daß ich – wie jeder – Lehrgeld bezahlen mußte, erfuhr ich in einer brisanten Situation. Ich unterrichtete Naturlehre in der Oberstufe und experimentierte mit meinem Kosmos-Baukasten Chemie,

um bestimmte chemische Prozesse möglichst anschaulich werden zu lassen. Aufgeregt mit dem Versuch beschäftigt, störte mich das Schwätzen einzelner Schüler in der letzten Viererbank. Als ich den dreizehnjährigen Emil zweimal vergeblich ermahnt hatte und ihm schließlich eine Ohrfeige androhte, stand er auf und meinte patzig: „Sie dürfen mich ja überhaupt nicht schlagen!“ Jedes Gemurmel verstummte, und ich sah mich unausweichlich vor eine schwerwiegende Entscheidung gestellt. Sollte ich mich dem Züchtigungsverbot für Junglehrer beugen und meine Autorität verlieren oder sollte ich – auch aus Selbstachtung – mir mein Handeln nicht von diesem Schüler diktieren lassen und meine Drohung wahrmachen? Die Folgen in beiden Fällen waren nicht vorauszusehen. Ich durcheilte den Gang zwischen den Bänken und versetzte Emil einen leichten Schlag. Später las ich bei dem russischen Pädagogen Makarenko den bemerkenswerten Satz: „Da glitt ich auf dem pädagogischen Seil aus“, als er mit einem sich widersetzenden jugendlichen Rechtsbrecher ins Handgemeine geraten war. Kann man treffender das Wagnis jeder Erziehung zum Ausdruck bringen?

Die Klasse schien geschockt und sprachlos. Bei aller inneren Erregung zwang ich mich, den Unterricht fortzusetzen und den Versuch abzuschließen. Zum Glück hatte dieser Vorfall kein Nachspiel. Wie Emil innerlich reagierte, blieb mir verborgen. Entscheidend war für mich und die Folgezeit, daß sich Ähnliches nicht wiederholt hat.

Eine neue Lage entstand, als Fräulein Gloddek als neue Junglehrerin zu Ostern 1949 unser Kollegium ergänzte. Ein weiterer Unterrichtsraum wurde im Anbau der evangelischen Kirche in Unterburg gefunden, in dem auch der kirchliche Unterricht stattfand und Passionsandachten gehalten wurden. Auch der Kirchenchor probte hier. Die Klassen wurden neu zusammengestellt und auf Unter- und Oberburg verteilt. Fräulein Gloddek übernahm das 2. Schuljahr, während ich als Klassenlehrer die Erstkläßler betreute, die für fast vier Jahre und darüber hinaus „meine Klasse“ blieben. Wir Junglehrer unterrichteten morgens nacheinander in der Unterburger Kirche und teilten dort die Quäkerspeisung aus. Die bisher erteilten Fächer behielt ich im Schichtunterricht morgens oder

nachmittags bei. Erst mit dem Bau einer Schule in Unterburg brachen bessere Zeiten an.

Chance und Wagnis des ganzheitlichen Unterrichts

Mein Vorhaben, ganzheitlich zu unterrichten, gestaltete sich zu einem geistigen Abenteuer. Wohl hatte ich mich im Vorfeld mit der wichtigsten Literatur, seien es theoretische Konzepte oder Modelle praktischer Umsetzung, gründlich auseinandergesetzt, aber es blieb das Risiko des eigenen Planens und Versuchens. Ich hatte der sprachphilosophisch und gestaltpsychologisch begründeten Konzeption des ganzheitlichen, analytisch-synthetischen Unterrichts von Johannes Wittmann den Vorzug eingeräumt, ohne mich sklavisch daran zu binden. Für Anregungen anderer Autoren blieb ich offen. Eine Menge zusätzlicher Arbeit bürdete ich mir auf, als ich seine Rechenfibel, die als gedrucktes Schulbuch nicht vorlag, hektographierte.

Die mühsame Vervielfältigung erfolgte so, daß ich mit Hektographentinte ein Blatt Papier beschrieb, dieses auf eine Wachsmatrize preßte und nach Entfernung dieser Vorlage die erforderlichen Abzüge herstellen konnte – eine zeitaufwendige und zudem schmierige Arbeit, denn die Spuren des Hektographierens hielten sich äußerst hartnäckig. Verglichen mit dem Komfort heutiger Kopiermöglichkeiten verharnte mein damaliges Verfahren, mit dem ich auch die Lesetexte vervielfältigte, auf einem Dinosaurier-Niveau. Der Vorteil lag darin, daß die jeweilig abgezogene Seite zunächst zur Konzentration einlud und die folgenden Seiten von Rechenfibel und Eigenfibel sich zu einem „wachsenden Buch“ sammeln ließen und Wiederholungen ermöglichten.

Das Gelingen meines Versuchs war davon abhängig, daß die Eltern mit dem Ungewohnten umgehen lernten und ich ihnen das Befremdliche verständlich machte. Dazu trugen regelmäßige Elternabende bei, an denen ich die einzelnen Schritte darstellte und ihre Fragen beantwortete. So verwandelte sich Unmut in Zustimmung. Auch lud ich die Eltern ein, unangemeldet dem Unterricht still beizuwohnen, wenn sie gerade in der Nähe zu tun hatten. So wurden ihre Bedenken ernst genommen und eine sinnvolle Mitwirkung

ermöglicht. Im spielenden und malenden Umgang mit ungeordneten und geordneten Mengen von Kindern, Dingen und Symbolen vollzog sich der Abstraktionsvorgang von konkreter Menge über Zahlwort zur Ziffer und mied die Verwechslung von Grundzahl und Ordnungszahl. Mit der später verordneten Mengenlehre hatte dies nichts zu tun.

Waren einige Eltern durch diesen ungewohnten Rechenunterricht stutzig geworden, denn Zählen und Ziffern schreiben kamen zu-nächst nicht vor – so gerieten sie durch die abweichende Weise des Lesenlernens in Verlegenheit. Wir fingen nicht mit isolierten Lauten und deren Buchstaben, sondern gleich mit ganzen Sätzen, wie „Gundis hat einen Ball“, „Gundolf hat einen Zug“ an. Diese wurden später in die einzelnen Wörter zerschnitten, so daß man mit ihnen in variantenreicher Weise spielen konnte, wie etwa „einen Zug hat Gundis“ oder „hat Gundolf einen Ball?“. Im Laufe der folgenden Wochen wurden dann gleiche Buchstaben am Anfang oder Ende eines Wortes oder wiederkehrende Wortteile, wie Vater → Kater entdeckt. D.h. sie wurden optisch und akustisch analysiert und in einem Buchstabenhaus versammelt, um dann in der Spätphase unbekannte Wörter synthetisch erlesen zu können. Der leitende Gesichtspunkt war, daß Lesen auf Sinnentnahme zielte. Das Überzeugende dieses nur skizzierten Leselernprozesses war, daß schon die Betonung verriet, ob der gelesene Satz verstanden war.

In der Verknüpfung von Sprach- und Sachunterricht folgte ich meinem berühmten Vorgänger im Burger Lehramt Friedrich Wilhelm Dörpfeld, der 1824 im nahegelegenen Sellscheid geboren wurde, in der einklassigen Elementarschule Burg Schüler und Gehilfe des Lehrers von 1834 bis 1840 war und nach kurzem Aufenthalt in der privaten Präparandenanstalt des Moerser Seminardirektors Zahn von 1841 bis 1842 eine Hilfslehrerstelle in Burg übernommen hatte. Erst später entdeckte ich in seinen Schriften über die „freie Schulgemeinde“, über Schulorganisation, Schulverfassung und Lehrplan seinen originellen Beitrag zur Bestimmung des Verhältnisses von Schule, Kirche und Staat. Daß sein Geburtshaus baulich verkam und schließlich abgerissen wurde, hat meinen

Unwillen erregt. Seine grundlegenden Schriften habe ich später mit Studenten aktualisierend interpretiert.

Den weiten Rahmen für den gesamten Unterricht im Lesen und Rechnen, im Singen und Malen, in Natur und Geschichte bot Burg und das Bergische Land. Aus Entdeckungen und Beobachtungen auf unseren Unterrichtsgängen gingen die Lesetexte hervor, etwa „Auf dem Feld“, „Kirmes“, „Unser Drachen fliegt“, „Erntedankfest“, „Bald ist Weihnachten“.

Einen Ausflug nach Müngsten richtete ich zeitlich so ein, daß wir an einer bestimmten Stelle den Zug über die Brücke donnern hörten und wenige Schritte weiter auch sahen. Unter der Brücke verweilten wir so lange, bis der nächste Zug sich näherte und wir das Dröhnen der gewaltigen Stahlkonstruktion vernahmen. In Solingen-Schaberg bestiegen wir einen Zug, der uns auf der Brücke in das mehr als 100 m tiefer liegende Wupperbett blicken ließ. In Remscheid-Güldenwerth stiegen wir aus und wanderten zu einem Waldcafé mit Spielplatz. Dieses Unternehmen konnte ich nur starten, weil einige Mädchen aus der Oberstufe sich um die Kinder mitkümmerten. Am Nachmittag gingen wir durchs Eschbachtal heim.

Dieses Erlebnis fanden die Kinder im Lesetext wieder, der ihre Vorschläge berücksichtigte. „Wir fahren mit dem Zug. Da hinten kommt der Zug, ruft Ursula. Der Zug hält. Wir steigen ein. Der Zug fährt ab. Puff! Puff! Puff! Da ist auch schon die Müngstener Brücke. Wie klein die Menschen da unten sind! Da hält der Zug, und wir steigen aus. Wie schadel!“ Auf der Rückseite war festgehalten, was wir schon vorher gefunden hatten.

Puppe	Musik	Gundolf
Peter	Müngsten	Gundis
Papa	Mutter	Gerste

Natürlich griff ich Gelegenheiten auf, die sich ungeplant einstellen. Als Edda im Krankenhaus lag, beschrifteten wir einen Briefumschlag mit Adresse und Absender und teilten ihr mit, was wir in ihrer Abwesenheit erlebt hatten. Im Dezember legte es sich nahe, auch an den Nikolaus zu schreiben.

Für heute Lebende mag der damalige Streit um Gemeinschaftsschule und Bekenntnisschule seltsam und anachronistisch anmuten, aber es betraf auch uns in Burg. Die katholische Kirche hatte in ihren Verlautbarungen eindeutig die katholische Schule für katholische Kinder gefordert, während die evangelische Kirche keine einseitige Entscheidung für eine bestimmte Schulform getroffen hatte. Diese unterschiedliche Haltung brachte zwangsläufig Unruhe in unsere Gemeinschaftsschule. Im Kollegium bejahten wir den geltenden Status. Der katholische Pfarrer Brors mag sich da in einem inneren Zwiespalt befunden haben, wenn er aus Gehorsam gegenüber der klaren Forderung des Kölner Generalvikariats katholische Eltern bei Hausbesuchen auf diese Weisung aufmerksam machte, aber selbst eine einklassige katholische Schule neben einer mehrklassigen evangelischen Schule nicht für wünschenswert hielt. Diese oekumenische Weite habe ich an ihm bewundert.

In Gesprächen während der Pause und bei Besuchen im Pastorat hatten wir uns persönlich kennen und schätzen gelernt. Es kam vor, daß er mich morgens in der Schule fragte, ob ich nicht Lust hätte, mit ihm nach Köln und Brühl zu fahren. Er hatte im Generalvikariat zu tun und besuchte anschließend Verwandte. Gern nahm ich seine Einladung an und freute mich über seine ungezwungene und humorvolle Art wie über sein spannendes Erzählen von Bergbesteigungen, die er auch in einem seiner Romane dargestellt hatte. Bevor wir heimfuhren, bestellte er in einem Kölner Lokal zweimal „en halven Hahn“ und amüsierte sich köstlich über mein verdutztes Gesicht, als der „Köbes“ zwei Röggelchen mit einer dicken Scheibe Käse servierte. Für Heiterkeit auf dem Heimweg war gesorgt.

Als ich Pfarrer Brors im Mai 1949 fragte, wann er im 1. Schuljahr katholischen Religionsunterricht erteilen wolle, meinte er schmunzelnd: „Das können Sie besser. Die Kleinen sind mir zu wibbelig!“ So bot ich ihm an, mir doch wenigstens einige biblische Geschichten und Kirchenlieder zu nennen. Wir einigten uns schnell auf ein „oekumenisches Programm“, das von niemandem angefochten wurde. Ich habe sehr bedauert, als er Burg verließ.

Unvermutet traf mich der Zorn einer schwangeren Mutter, als meine Kinder im 2. Schuljahr sich unbekümmert zum Thema

„Krankenhaus“ äußerten. Heikel wurde es, als ein Junge unbeholfen davon erzählte, daß seine Tante ins Krankenhaus mußte, weil sie einen dicken Bauch hatte, und einige darüber lachten. Nachdenklich meldete sich Georg Michael zu Wort: „Herr Lehrer, nun sagen Sie mir, woher die Kinder kommen?“ Ich bat die Kinder ganz leise zu werden. In diese Stille sagte ich: „Als Ihr ganz klein wart, hat Eure Mutter Euch unter ihrem Herzen getragen. Wer mehr wissen will, frage zu Hause seine Eltern.“

Durch den Onkel eines Schülers erfuhr ich, daß eine schwangere Mutter ihn als Arzt aufgesucht und sich empört hatte, daß der junge Lehrer die Kinder schon im 2. Schuljahr aufkläre. Sie wollte sich beim Schulrat beschweren und meine Versetzung verlangen. Als sie ihren Ärger ausgespuckt hatte, gab der Mediziner zu bedenken, ob man dem Junglehrer nicht Dank schulde, weil er das Vertrauen der Kinder nicht enttäuscht habe und auf poetische Weise das Wunder wachsenden Lebens habe anklingen lassen. Auf diese Weise habe er verhindert, sich nach einer Auskunft umzusehen, die dann wohl in grober Gossenmanier erfolgt wäre. Die nun einsichtige Mutter ließ von ihrem Vorhaben ab und verabschiedete sich beschämt; denn sie hatte auf die Frage ihrer Tochter nach ihrem dicken Bauch verwirrend geantwortet, da sei Milch für das Baby drin, das sie vom Krankenhaus demnächst mitbringen würde. Mit mir hat sie dieses Thema nie berührt.

Begegnungen in der Junglehrer-Arbeitsgemeinschaft

Obgleich die Treffen in der Junglehrer-Arbeitsgemeinschaft mit zusätzlicher Arbeit verbunden waren, begrüßte ich die Möglichkeit zur Begegnung mit den „erfahrenen Fuhrleuten“ und den „Leidensgenossen“, denn sie waren in ihrer Art unverwechselbar und in der unterschiedlichen Akzentsetzung ihrer pädagogischen Reflexion und Unterrichtspraxis anregend. Hohes Ansehen genossen bei mir die seminaristisch gebildeten Kollegen, die wirkliche Meister ihres Faches und souveräne Könner im breiten Spektrum aller Unterrichtsfächer waren. Sie verstanden nicht nur ihr Handwerk, sondern haben als Chorleiter und Organisten, als Familien- und Berufsberater, als Schiedsmann und Mandatsträger das kulturelle

Leben auf dem Lande und in den Städten maßgeblich mitgestaltet. Diese in der Öffentlichkeit kaum bekannten und meist verkannten Leistungen über ihre Schularbeit hinaus können nicht hoch genug eingeschätzt werden. Mit der unverantwortlichen Verkettung der weniggegliederten Landschulen als „Zwergschulen“ wurden auch ihre Verdienste um Volk und Land ignoriert. Gegen diese Verunglimpfung bin ich in späteren Aufsätzen und Leserbriefen energisch zu Felde gezogen.

Rektor Wehn, Leiter der Dörpfeldschule in Wermelskirchen, überraschte durch seine methodische Phantasie, seine originellen Einfälle bei der Wahl verbindlicher Lektüre und seine vielseitigen Interessen. Diese reichten vom Orgelspiel bis zu einem anerkannten Linsenprüfverfahren, das ihn bis in die Königsberger Sternwarte als Gutachter geführt hatte. Er war vor allem in seiner Fachkompetenz geachtet, war auch manchmal gefürchtet, weil er nicht frei von Launen war. Die haben mich nie gehindert, seine herausragende Stellung zu bejahen.

Bewundert habe ich ihn, als er eine Naturlehrestunde über die Erhitzung verschiedener Stoffe stimmungsvoll mit einem Lied aus Lortzings Oper „Der Waffenschmied“ bei eigener Klavierbegleitung einleitete. Ein lauter Knall zerriß die Stille gesammelten Hinhörens, und jeder fragte sich: „Was ist da passiert?“ Die Lösung war einfach und steckte doch voller Fragen. Eine erhitzte Eisenkugel war vorher auf einen Eisenring gelegt worden, der genau über einem Gong auf dem Fußboden plazierte war. Als die Eisenkugel abgekühlt war, rutschte sie durch den Ring und plumpste auf den Gong. Dieses Spektakel löste im 8. Schuljahr ein intensives Gespräch über mögliche Erklärungen für dieses Phänomen aus. An weiteren Versuchen, die übersichtlich angeordnet waren, wurden die Folgen von Erwärmung und Abkühlung an verschiedenen Materialien veranschaulicht und theoretisch zu deuten versucht. Wirkungsvolle Demonstration und selbsttätiges Denken ließen diese Stunde zu einem nachhaltigen Erlebnis werden.

Unser Verhältnis zueinander schien zeitweise von Mißverständnissen und Spannungen getrübt zu sein. Als ich wegen Krankheit die Halbjahresarbeit „Das Interesse und der Unterricht“ verspätet

abgegeben hatte und beim nächsten Treffen nach dem Ergebnis mich erkundigte, fiel sein Urteil knapp und widersprüchlich aus: „Interesse gut charakterisiert, Stil gewählt, Thema verfehlt.“ Damit mir ein solch schwerwiegender Fehler nicht noch einmal unterlaufen sollte, bat ich ihn, mir am Text seine Kritik einsichtig zu machen. Er vertröstete mich, gelegentlich darauf zurückzukommen. Das geschah nie.

Da ich mich an den Diskussionen wenig beteiligte, meinte er, mich und auch andere stille Zuhörer dadurch aus der Reserve locken zu sollen, daß wir uns zu Klassikern der Pädagogik zusammenhängend und möglichst frei vom Konzept äußern sollten. Ich bekam Herbart, Nachfolger auf Kants Königsberger Lehrstuhl, verpaßt. Zum Glück besaß ich die zwei Bände seiner ausgewählten Werke und konnte mich ihm ohne Verzug widmen. Nachträglich war ich für diese Zwangsektüre dankbar, denn ich wurde von der Modernität vieler seiner Gedanken heilsam überrascht, die bisher als Entdeckungen der Reformpädagogik gehandelt wurden. Zwar diktierte auch der Groll über das verhängte „Nachexerzieren“ mein gründliches Studium, aber es führte zu einer weitreichenden Einsicht. Der „ursprüngliche“ Herbart, wie er sich etwa in seinen Hauslehrerberichten darstellte, war von einigen seiner Epigonen – ausgenommen Dörpfeld – im verkrusteten Schematismus der herbartianischen Formalstufen unkenntlich gemacht worden. Fortan las ich Herbart mit neuen Augen, was sich für meine spätere Mitarbeit in der akademischen Lehrerbildung als fruchtbar und folgenreich erweisen sollte.

Beim nächsten Treffen hoffte ich auf meinen Auftritt. Aber es kam anders, ja schlimmer. Gegen Ende der Sitzung wurde Fräulein Ley, meine spätere Kollegin in Radevormwald-Herbeck, aufgefordert, ihr Referat über Rousseau vorzutragen. Nach etwa 5 Minuten wurde sie unterbrochen und ihr bescheinigt, daß sie sich als kundig ausgewiesen habe. Es folgte Fräulein Gloddek, meine Burger Kollegin, die über Pestalozzi referierte. Ihr passierte das gleiche. Nun sollte ich den Rest der Zeit ausfüllen. Da aber in wenigen Minuten mein Bus nach Burg abfuhr, vergewisserte ich mich, ob dasselbe Schicksal auch mir drohe. Ich verwies darauf, daß man ein

gerechtes Urteil nur fällen könne, wenn man das Ganze gehört habe. Darauf entgegnete Rektor Wehn, offensichtlich verärgert: „Wenn Sie meinen, es besonders gut gemacht zu haben, dann bieten Sie uns beim nächsten Mal das Ganze.“ Mit Mühe und Wut erreichte ich noch den Bus. In den verbleibenden vier Wochen feilte ich an meinem Manuskript, als ob es meine erste Publikation sei, die überzeugend und unanfechtbar sein mußte. Ich fürchtete nämlich, daß mein Protest Rektor Wehn zu einem äußerst kritischen Kommentar reizen könnte. Dem Referat gab ich den Untertitel „An die Gebildeten unter seinen Verächtern“ – angelehnt an Schleiermachers Schrift „Über die Religion“. Vergeblich wartete ich auf die Chance, das Ergebnis meiner Mühe beim nächsten Mal präsentieren zu können. Anderes wurde vorgetragen. Ob er mich weiter schmoren lassen wollte? Zuzutrauen wäre es ihm, bemerkte bedauernd ein Kollege.

Schließlich war es so weit. In der Lindenbaum-Schule in Radevormwald trug ich zunächst nervös, aber dann doch meiner Sache gewiß mein Plädoyer für den verkannten Herbart vor. Wie verwundert war ich, als der gefürchtete Kritiker auf mich zukam, mir die Hand schüttelte und gestand, „so etwas Gescheites schon lange nicht gehört zu haben – selbst im Rundfunk nicht“! Hauptelehrer Luckhaus, jetzt Leiter dieser Schule, klopfte mir auf die Schulter, und alle applaudierten. Anscheinend hatte ich mich rhetorisch freigeschwommen und war als wacher Schweiger rehabilitiert. Ich wußte mich fortan akzeptiert.

Eine härtere Auseinandersetzung schien programmiert, als Rektor Wehn in seiner hellen Begeisterung für Ernst Kretschmers Bücher „Körperbau und Charakter“ und „Die Genialen“ als Thema für die nächste Halbjahresarbeit uns auferlegte, die Fruchtbarkeit der Kretschmerschen Thesen an ausgewählten Kindern nachzuweisen. Der Tübinger Psychiater hatte statistisch einen Zusammenhang zwischen den Körperbauformen, ihrer seelischen Verfassung und ihrer Anfälligkeit für bestimmte Geisteskrankheiten aufgedeckt. Er warnte aber davor, seine Typenbeschreibungen als Schubladen zu benutzen, in die man einzelne Menschen hineinpacken könnte. Auch ich wehrte mich, Kinder unter den Kretschmerschen Katego-

rien zu sortieren und vielleicht zu fixieren. Richtschnur für die gebotene Grenzziehung wurde die Jaspersche Aussage, daß der Mensch mehr sei, als man von ihm wisse. Behutsam versuchte ich eine vorläufige Zuordnung von Peter zu dem schmalaufgeschossenen und von Bernd zu dem gedrungeneren Körperbautypus und charakterisierte sie jeweils in ihrer vorherrschenden Stimmung und ihren unterschiedlichen Verhaltensweisen, wie sie mir im Umgang und Unterricht aufgefallen waren. Die Eltern steuerten noch Fotos bei und rundeten meine vorsichtigen Deutungen ab. Unbehagen und Skepsis mochte ich nicht verschweigen und begründete sie von der Theologie und Philosophie her. Auf ein vernichtendes Urteil gefaßt, erschien Rektor Wehn bei mir in Burgtal und schockte mich mit der unerwarteten Feststellung, daß meine Arbeit die beste sei, und das sei ein Grund, mir das persönlich mitzuteilen. So wurde auch ich von einem Vorurteil befreit.

Zweifellos war Rektor Wehn der „führende Kopf“ und Schulrat Kraayenbrink der „gute Geist“ in der Junglehrer-Arbeitsgemeinschaft, die sich gegenseitig ergänzten, unterstützt von Rektor Bornefeld, der darauf achtete, daß das „Religiöse“ nicht aus dem Gesichtsfeld verschwand. Anregend waren auch die Beiträge von Rektor Widmer, der in seinem 1. Schuljahr die Sprechspur einführte und uns mit den Aufsätzen der Erstkläßler verblüffte. Unter seine Fittiche nahm mich – den Jüngsten im Kreis – Hauptlehrer Luckhaus, der in der Oberstufe seiner dreiklassigen Landschule Radevormwald-Honsberg seine Schüler mit dem Unterrichtsgespräch im Sinne von Berthold Otto als Methode vertraut gemacht hatte. So hatten sie gelernt, sich eigenständig und vielschichtig mit auftauchenden Fragen auseinanderzusetzen und tragfähige Antworten zu finden. Jeder der Mitleitenden war ein Beispiel für den „wahren Schulmeister“.

Menschliche Schicksale

Überschattet wurde meine Junglehrerzeit von der unheilbaren Krebserkrankung meines Mentors Bronsert, der mich in Schutz nahm, wenn ich ungerecht angegriffen wurde, der durch seine besonnene Art erhitzte Gemüter zu dämpfen verstand und der

selbst auf seinem Krankenlager sich nach dem Fortgang meiner Arbeit erkundigte. Da er mich zwischendurch zu sich gebeten hatte, lernte ich seine Familie näher kennen und erfuhr von ihrer Flucht aus dem Kreis Goldap über Rügen in dänische Internierungslager und von ihrer Sehnsucht nach der verlorenen Heimat. Wie atmeten sie auf, als Sohn Manfred im Herbst 1948 aus russischer Gefangenschaft – wenn auch völlig entkräftet – heimkehren durfte, nachdem katholische Ordensschwestern ihn gesund gepflegt hatten! Die Gastfreundschaft dieser leidgeprüften Familie hat mich beschämt, wenn in karger Zeit das Wenige noch geteilt wurde.

Als ein Krankenhausaufenthalt sich für den Sterbenskranken erübrigte, wurde er vom Burger Hausarzt betreut und aufopfernd von seiner Familie umsorgt. Sein Tod riß eine schmerzliche Lücke und löste Unruhe bei der Wiederbesetzung der Hauptlehrerstelle aus.

Unerwartet erkrankte ich an Gelenkrheumatismus. Als ich mich am 15. Februar 1951 zur 2. Lehrerprüfung meldete und mich der amtsärztlichen Untersuchung unterzogen hatte, nahm Schulrat Kraayenbrink meine Arbeit „Das Problem des ganzheitlichen Unterrichts“ und die erforderlichen Unterlagen entgegen. Er blickte mich besorgt an und schickte mich für 14 Tage nach Mettmann zu meinen Eltern, damit ich mich dort erhole. Dr. Niebch, Vater von Georg Michael und stets wohlwollender Förderer meiner Arbeit, brachte mich zu meinen Eltern und ersparte mir eine zeitraubende und anstrengende Fahrt mit öffentlichen Verkehrsmitteln. Der Mettmanner Internist wies mich sofort ins Evangelische Krankenhaus ein, da er einen Herzmuskelschaden diagnostizierte. Nach Abklingen des akuten Rheumaschubs wurden mir die Mandeln entfernt, und ich brauchte insgesamt ein Vierteljahr, um buchstäblich wieder auf die Beine zu kommen.

Als ich gegen Ende Mai meinen Dienst wieder aufnehmen konnte, konzentrierte ich meine ganze Kraft auf die Vorbereitung zur 2. Lehrerprüfung. Mit meinen Kindern ließ ich im Sandkasten Burg in seiner topographischen Eigenart entstehen. Jedes Kind konnte sein Zuhause plazieren. Dabei erfuhren sie etwas von Höhenlinien auf dem Meßtischblatt, die ja für die maßstabgerechten

Hänge wesentlich waren. Manches wurde auf freie Nachmittage verlegt. In der Prüfung am 17. Januar 1952 vollzog sich der Wandel von der dreidimensionalen Darstellung Burgs im Sandkasten zur zweidimensionalen auf der Karte. Wir malten mit verschiedenen Farben den Lauf von Eschbach und Wupper und die verschiedenen Straßen auf einer Glasplatte, richteten diese auf und ersetzten sie durch eine vorher von mir angefertigte Landkarte.

Es schlossen sich noch eine Lehrprobe in Deutsch und Evangelischer Unterweisung im 5. und 6. Schuljahr an. Dieser Tag erhielt noch durch die Anwesenheit Walter Eskens seine herausgehobene Bedeutung. Erst am späten Nachmittag wich die Spannung von den Lehrproben und der anschließenden Prüfung, als das Prädikat „mit Auszeichnung“ lautete. Mit dankerfülltem Herzen klang der Tag aus.



Glockenstuhl und Batterieturm –
„Gedenkstätte des deutschen Ostens“

Das überregionale Ereignis in Burgs Gegenwart war zweifellos die Einweihung der „Gedenkstätte des deutschen Ostens“ am 21. Oktober 1951 im Beisein von Bundespräsident Professor Heuss. Glocken von Breslau und Königsberg – zufällig auf dem Glockenfriedhof in Hamburg entdeckt – fanden im Glockenstuhl neben dem Batterieturm ihren neuen Platz. Ein denkwürdiger Tag für Heimatvertriebene und Heimatverbundene.

Ende Oktober 1952 wurde die verdiente und allseits geschätzte Lehrerin Lina Keller in den Ruhestand verabschiedet und ihre vielen Verdienste gewürdigt. Auch ich nahm Abschied, nachdem der Regierungsprä-

sident mich für ein Jahr – unter Zurücklassung der Dienstbezüge – beurlaubt hatte. Aber die Verbundenheit mit meiner Klasse und Burg riß nicht ab. Nach Lörrach schickte mir meine Klasse noch lange „Sammelpost“, in der sie mir ihre einzelnen Briefe gebündelt zusandten. Peter hat mit seiner Frau Doris über ein halbes Jahrhundert den Kontakt mit mir gepflegt. Die Klassentreffen am 23. Oktober 1982 („silberne Konfirmation“) und am 4. November 1989 – vortrefflich von Bärbel und Edelgard organisiert und dokumentiert – ließen vergangene Zeiten mit ihren individuellen Schicksalen wieder gegenwärtig werden. Als ich meine Schüler siezte, wehrten sie lachend ab. Ihrem alten Lehrer vertrauten sie auch ihre Krisen in Familie und Beruf an. Solch unbegrenztes Vertrauen hat mich unendlich beglückt.

Als ich 1989 gebeten wurde, beim hundertjährigen Bestehen des Verschönerungsvereins Burg den Festvortrag zu halten, habe ich sogleich zugesagt und meine Gedanken unter dem Titel „Bewährung der Mitmenschlichkeit – Bewahrung der Schöpfung“ zur Diskussion gestellt. Da ich selbstverständlich auf ein Honorar unter Freunden verzichtet hatte, überreichte ein ehemaliger Schüler mir eine gerahmte Radierung des Burger Kunstmalers Hasenclever, die das Grafenschloß wundervoll darstellt und nun unser Treppenhaus schmückt.

Basel – Begegnung mit Karl Jaspers, Karl Barth und Karl Schefold

In Basel möbliert zu wohnen, wäre unerschwinglich gewesen. So sah ich mich in Lörrach nach einer Bleibe um. Beim Schulamt wurde ich auf Frau Maier, deren Mann Bankdirektor war, verwiesen. Bei strömendem Regen sprach ich im Kleppermantel – meiner Erstan-schaffung von 1948 – bei ihr vor und war glücklich, daß sie mir ein kleines Zimmer im Dachgeschoß überlassen würde, wenn ich es selbst sauber hielte. Ich habe dort für ein Jahr ein freundliches Zuhause gefunden. Sonntags wurde ich manchmal zu Tisch gebeten und wurde auch sonst mit kleinen Wohltaten bedacht. Es war für mich selbstverständlich, solche Gastfreundschaft durch treue Ver-

bundenheit über viele Jahre – bis zu ihrem Tod am 10. Dezember 1983 – zu entgelten.

Im Winter benutzte ich den Zug von Lörrach bis zum Badischen Bahnhof, während ich im Sommer die Strecke durchs Wiesental mit jeweiliger Grenzkontrolle per Fahrrad zurücklegte. Auch mittags fuhr ich zurück, weil es in Lörrach eine Volksküche gab, die von der Inneren Mission, der Caritas und der Arbeiterwohlfahrt betrieben wurde und die wir „Zum frommen Löffel“ nannten. Dann überlegte ich immer noch, ob ich mir eine größere Portion zu 60 Pfennig leisten konnte oder ob ich auch mit einer kleineren zu 30 Pfennig auskam.

Unvergeßlich bleibt jener Tag im ausklingenden Oktober, als ich erwartungsfroh und beklommen Karl Jaspers meinen Antrittsbesuch in der Austraße 126 machte, nachdem Hammelsbeck ihn angekündigt hatte. Er lud mich ein, von mir, meinem Lebensweg und meinen Plänen zu erzählen, und schien aufzuhorchen, daß ich Volksschullehrer war. Zu meiner Verwunderung erbat er mein Urteil über seinen kürzlich verfaßten Aufsatz „Von den Grenzen pädagogischen Planens“, die er an drei Beispielen unheilvoll überschritten sah. Der wissenschaftliche Unterricht dürfe nicht von der jeweiligen Wissenschaft allein bestimmt werden, sondern unterstehe dem Wissen um die Wesentlichkeit. Die Psychologie könne für Erziehung und Unterricht nützlich sein, als entscheidende Instanz sei sie jedoch ein ungeheuerliches Phänomen. Natürlich müsse die Schule die Kinder zu brauchbaren Gliedern der Gesellschaft erziehen, aber die planbaren Leistungen dürften nicht die Verantwortung für den Geist des Ganzen in den Hintergrund drängen. Aus meiner bisherigen Erfahrung konnte ich bestätigen, daß hier die neuralgischen Punkte damaliger Bildungspolitik treffend markiert seien.

Fast väterlich besorgt erkundigte sich Jaspers, wie ich untergekommen sei und wie ich meinen Lebensunterhalt bestreite. Als ich zu erkennen gab, daß ich jetzt intensiv seine dreibändige „Philosophie“ studieren wolle, wehrte er ab und wies mich auf die Großen – Plato, Augustin und Kant. Er machte mir Mut, das Referat über bestimmende und reflektierende Urteilskraft in dem von mir gewählten Seminar über „Kants Kritik der Urteilskraft“ zu

übernehmen, auch wenn ich zugegeben hatte, bisher keine Ahnung davon zu haben. Um dieser Aufgabe gewachsen zu sein, konzentrierte ich mein Studium auf Kants Werke.

Es war üblich, daß die Referate Jaspers drei Tage vor der Seminarsitzung ausgehändigt wurden und er sich vorbehielt, ob das ganze Referat oder nur angekreuzte Abschnitte im Seminar vortragen wurden. Wie erleichtert war ich, meine Arbeit ungekürzt unterbreiten zu können! Wie beglückt war ich, als er sich sogar Zeit nahm, auf meine theologische Rückfrage an Kant ausführlich zu antworten – über die Seminarzeit hinaus! Personale Begegnung im vorbehaltlosen Fragen und wahrhaften Antworten war unerwartet und wegweisend für die Zukunft Ereignis geworden.

In seiner Vorlesung stellte Jaspers Buddha, Konfuzius, Sokrates und Jesus als die maßgebenden Menschen vor, die selbst nie beanspruchten, Philosophen gewesen zu sein, ohne die aber die Philosophie undenkbar sei. Ein herausgehobener Augenblick war, als er vor der liberalen Pfarrerschaft seinen Vortrag über „Wahrheit und Unheil der Bultmannschen Entmythologisierung“ hielt, auf den der angegriffene Theologe in einem Brief nobel antwortete. Ich hatte den Eindruck, daß er Bultmanns Ansatz als Zerstörung des Mythos mißverstand und nicht als spezifische Weise seiner Interpretation begriff. An diesem Tag fiel auch beiläufig eine Bemerkung über Karl Barth, dessen existentielle Betroffenheit im Offenbarungsglauben er anerkenne, während er bei Bultmann eine distanziertere Haltung vermute. Unausräumbares Ärgernis blieb auch nach dem kurzen Briefwechsel Bultmanns Bekenntnis, daß der Gottesgedanke ohne Christus ein Wahn sei. Dies wehrte Jaspers als den Ruin jeder Philosophie entschieden ab.

Da in diesem Bekenntnis – wenn auch anders akzentuiert – Barths Theologie des Wortes Gottes angesiedelt war, mied Jaspers ein Gespräch mit dem Basler Kollegen. Er wählte zum theologischen Gesprächspartner Fritz Buri, dessen Aneignung und Interpretation Kierkegaards ihm näher stand und der den garstigen Graben zum Offenbarungsglauben gleichsam zugeschüttet hatte.

Aber neben der Jaspersschen Weise zu philosophieren war ja gerade Barths theologische Deutung des Christusereignisses mir

zum Anlaß geworden, unbelastet von den Forderungen des Schullalltags in Basel bei beiden Repräsentanten des 20. Jahrhunderts ernsthaft zu studieren. So war ich froh, daß Barth bei meinem Besuch mich in seine Sozietät aufnahm, in der er die Lehre von der Heiligen Schrift erörterte, wie sie in der Kirchlichen Dogmatik I, 2 Gestalt angenommen hatte. Studenten referierten über die einzelnen Abschnitte und steckten den Rahmen eingehender Diskussionen ab.

In der Vorlesung legte Barth seine Versöhnungslehre vor, die mich tief beeindruckte. Oft saß ich neben Charlotte von Kirschbaum, die als die lebenswürdige Ansprechpartnerin Kontakte zum „Meister“ einfädelt und auch persönliche Schwierigkeiten beheben half. Die Barth'sche Theologie hatte mich 1947 so ergriffen, daß ich die Kirchliche Dogmatik subskribierte und nun ihre Fortsetzung in den druckreif formulierten Vorlesungen miterlebte. Diese gewaltige Arbeitsleistung löste auch bei anderen Studenten Hochachtung aus.

Von Barths Humor wurde etwas spürbar, als an seinem Geburtstag (10. Mai) ein Streicher-Trio, bestehend aus dem Pedell und zwei Studenten, ihm vor Beginn der Vorlesung mit Mozart gratulierte, dem sich der gefüllte Hörsaal applaudierend anschloß. Dies verlockte den 67jährigen, eine Verwandtschaft zwischen der Theologie und bestimmten Komponisten herauszuhören. Bei Luther verspüre man eine Nähe zu Johann Sebastian Bach. Schleiermacher ließe an Mendelssohn Bartholdy denken. Er hoffe, daß in seiner Theologie etwas von Mozarts Musik anklinge. Daß er jeden Tag mit Lösung, Bibellese und Mozart begann, hörte ich erst später.

Niemandem war verborgen, daß Barth und Jaspers gegensätzliche Positionen vertraten, ohne daß sie einander persönlich befehdet hätten. Eine solche Animosität setzte aber jene „Legende“ voraus, nach der Barth nach dem Trampeln im Hörsaal über ihm gewitzelt haben soll: „Jasperletheater“. Da beide angesehene Professoren deutsche Studenten nach Basel anzogen, wurden ihre Vorlesungen – jedenfalls zu meiner Zeit – nie parallel gelegt, so daß sich diese Fama selbst auflöst. Mir drängte sich eher der Vergleich Basels mit jenem Berlin auf, in dem Schleiermacher und Hegel an der dortigen Universität die führenden Köpfe Deutschlands waren.

Archäologe von hohem Rang war Karl Schefold, der mir mit menschlicher Wärme begegnete, als ich zu dem von ihm betreuten Kreis der Studienstiftler stieß. Er pflegte uns monatlich zu sich nach Hause zu einem kleinen Imbiß einzuladen, dem sich ein lockeres Plaudern über unsere Erfahrungen anschloß. Er verehrte Stefan George und Hugo von Hofmannsthal. Dabei lag es ihm am Herzen, daß wir über allem Eifer für die Wissenschaft nicht den Reichtum der Dichtung vergäßen. Darum lasen wir jeweils einen Abschnitt aus Robert Boehringers Essay „Vom Leben der Gedichte“, um dann aus einem Gedichtband ein Gedicht auszuwählen, das jeder stehend laut sprach. In dieser Atmosphäre gestaltenden Sprechens wurde das Geheimnis der Dichtung und die Verantwortung für die Sprache vernehmbar. Dichtung und gestaltende Kunst waren die Welt, in der Schefold lebte und die zu erschließen, er berufen war. Mit seiner Liebenswürdigkeit gewann er mein Herz, das ihm über viele Jahre verbunden blieb. Es konnte nur eine Geste innigen Dankes sein, als ich sein wundervolles Buch „Die Bedeutung der griechischen Kunst für das Verständnis des Evangeliums“ 1984 rezensierte. In der Einzigkeit der Offenbarung und ihrer Verheißung sah er die Freude an den klassischen Werken menschlicher Gestaltungskraft geläutert und die Verantwortung für die Überlieferung der antiken Kultur gestärkt. Sein fast überschwengliches Lob beglückte mich. Meinen Weg in die akademische Lehrerbildung hat er mit Interesse und Zustimmung begleitet. Karl Schefold begegnet zu sein, zählt zu den unbegreiflichen Wundern meines Lebens.

Zu den Studienstiftlern gehörte auch Hans Kornhuber, der als Medizinstudent einer der aktivsten Seminarteilnehmer bei Jaspers war und mit dem ich leidenschaftlich diskutierte – ob im Winter auf einer Wanderung zum Inzlinger Schloß durch tiefen Schnee stapfend oder an einem lauen Sommerabend auf der Röttelner Schloßruine ein Glas Wein trinkend. Vielseitig begabt und in der Philosophie wie kaum einer belesen, stritten wir um das Verstehen der Bibel als Literatur oder als Offenbarungszeugnis. Er verfocht seine Position als Humanist manchmal schroff, zuweilen kränkend.

Dieser Streit fand auch in Briefen seine Fortsetzung. Als ich ihm meine Studie „Glaube und Anfechtung bei Pestalozzi“ schickte,

bog er das theologische Problem auf eine psychologische Ebene. Er meinte, wenn ihn nach Mitternacht die Müdigkeit überfiele, sei das seine Anfechtung. Als Neurologe an der Universität Ulm erwarb er sich internationales Ansehen. Mit ihm ein Stück meines Lebens gegangen zu sein, erscheint mir noch heute als eine fruchtbare Episode.

Ein Freund ganz anderer Art war Günter Krail, Jahrgang 1926, Sohn einer Frankfurter Kaufmannsfamilie, naturverbunden und neugierig auf die Welt. Nach dem Kriegserlebnis entschloß er sich – zur Verwunderung seiner Eltern – Theologie zu studieren, und so fanden wir uns in Barths Sozietät. Im Sommer lud er mich zu Fahrten auf seinem 250er DKW-Motorrad ein. Da er eine zweite wetterfeste Ausrüstung und ein Zelt besaß, konnten wir St. Blasien aufsuchen und am Schluchsee zelten. An einem anderen erweiterten Wochenende fuhr ich mit ihm nach Grindelwald. Während er seine Freundin Lis besuchte, stieg ich auf eine der Almen mit prächtig blühendem Enzian und war von dem Blick auf Eiger, Mönch und Jungfrau überwältigt.

Eine Gewalttour über mehrere Tage zu Pfingsten ließ mich den Zuger und Vierwaldstättersee erleben und führte uns über die Teufelsbrücke nach Andermatt. Hier bogen wir ab zum Oberalppaß und schlugen unser Zelt im Vorder-Rheintal auf. Als nächste Pässe passierten wir den kleinen Bernhardiner und den Julierpaß; schauten uns St. Moritz an und verkrochen uns am Silser See bei Regen in unser Zelt. Nietzsches Einsamkeit ließ sich hier lastend nachempfinden.

In den strahlenden Süden gelangten wir über den Maloja-Paß und genossen die wärmende Sonne am Comersee. Ein Stück die Autobahn Richtung Mailand benutzend, ruhten wir uns bei Stresa am Lago Maggiore aus. Am nächsten Morgen quälten wir uns über Domodossola den Simplonpaß hinauf, um in Brig durchs Rhonetal an den Genfer See zu fahren. Ein heftiger Regenguß konnte unsere gute Stimmung nicht stören. Bei Vevey schlugen wir unser Zelt auf, um am nächsten Tag über Lausanne und den Schweizer Jura wieder in Lörrach voller imponierender Eindrücke in den Alltag zurückzukehren.

Günter heiratete Lis und versah in Kroppach seine erste Pfarrstelle, bis er – seiner Schweizer Frau zuliebe – in den Dienst der bernischen Kirche wechselte. In Lützelflüh erlag er im 38. Lebensjahr einem Gehirntumor und fand dort neben Jeremias Gotthelf seine letzte Ruhestätte. Lis und ich pflegen noch heute eine Freundschaft, die seinen Tod überdauert hat.

Das Gleichmaß intensiven Studierens und der friedliche Alltag schweizerischer Behaglichkeit wurden jäh durch die Nachricht vom Volksaufstand am 17. Juni 1953 in Ost-Berlin unterbrochen. Die Ungewißheit über Ausgang und Folgen verstörte viele von uns. So brüchig waren also die Verhältnisse in der inzwischen als normal empfundenen Zeit nach dem 2. Weltkrieg! Keiner konnte vorhersehen, wie sich die Ost-West-Spannung noch durch Mauerbau und Grenzbefestigungen steigern würde – wie es auch jenseits unseres Vorstellungsvermögens lag, daß durch eine friedliche Revolution in der DDR die unselige Teilung unseres Vaterlandes 1989 aufgehoben wurde.

Hamburg – Verhängnis einer Promotionsordnung

Das Stipendium der Studienstiftung ließ mich mein weiteres Studium neu überdenken. Hammelsbeck riet mir, in Hamburg bei Wilhelm Flitner zu promovieren. Das kam meinem Wunsch sehr entgegen. Ich beantragte sofort die Verlängerung meines gehaltlosen Urlaubs und nutzte die Semesterferien bei meinen Eltern, um mich gründlich mit Flitners „Allgemeiner Pädagogik“ zu befassen. Dieses klassische Buch hatte mich mit seinem Konzept der Pädagogik, seiner vierfachen Sicht des Menschen und seiner Erziehung wie mit seinen pädagogischen Grundbegriffen geradezu fasziniert. Hier sichtete ich schon Anknüpfungspunkte für eine Dissertation, in der das Verständnis der Erziehung im Jaspersschen Philosophie-
ren chronologisch und systematisch dargestellt werden könnte.

Wenige Tage vor Semesterbeginn brach ich nach Hamburg auf, um mir ein möbliertes Zimmer zu suchen und die erforderlichen Regularien zu erledigen. Meine hochgespannten Erwartungen erhielten einen ersten Dämpfer durch die erfolglose Budensuche.

Mein Zwangsaufenthalt in der Jugendherberge fand erst durch die Bemühung von Walter Uhsadel, dem Religionspädagogen im Pädagogischen Institut, ein Ende, als ich mich ihm vorstellte und meine Misere schilderte. Er erreichte, daß ich im Konvikt der Kirchlichen Hochschule ein Zimmer mit einem angehenden Volkswirt teilen konnte. Da dieser sich tagsüber hier wenig aufhielt, konnte ich ungestört lernen.

Die nächste Enttäuschung folgte bald. Wilhelm Flitner hatte ein Freisemester und hielt nur ein Oberseminar, an dem ich teilnehmen durfte. Als ich andeutete, in nicht allzu ferner Zeit wieder in die Volksschule zurückkehren zu wollen, wies er darauf hin, daß man eine Dissertation nicht unter Zeitdruck abfassen könne. Das führe nur zu einer verkrampften und unzulänglichen Leistung – eine Prognose, der ich nicht widersprach.

Das Oberseminar bei Georg Geißler über „Die Philosophie der Schule bei Pestalozzi“ begann auch mit einem Fehlstart. Über die Arbeit im vergangenen Semester nicht informiert, gab Geißler mir das erste Referat über Pestalozzis Frühschriften. Besonders sein Tagebuch über die Erziehung seines Sohnes schien mir für die Gestaltung heutiger Schule von besonderem Gewicht. Enttäuscht war ich, als Geißler mir bedeutete, solche Mühe hätte ich mir gar nicht zu machen brauchen. Es hätte genügt festzustellen, daß Schule noch nicht ins Blickfeld des Schweizer Pädagogen getreten sei. Geißlers Vorlesung über Pestalozzi hatte ich viel Anregendes und Herausforderndes zu verdanken.

Die völlige Desillusionierung brachte die Promotionsordnung. Auf Nachfrage, ob Pädagogik mit Philosophie und Systematischer Theologie als Prüfungsfächer genehmigt würden, erhielt ich einen negativen Bescheid. So mußte ich völlig umdisponieren. Jetzt ging es mir noch um die Klärung der Fragen in Bonn und Göttingen: „Ist die Fächerkombination dort erlaubt? Ist das Graecum erforderlich? Wieviel Semester meines Studiums an der Pädagogischen Akademie Wuppertal werden angerechnet?“ Die Philosophische Fakultät in Bonn bejahte die Kombination, wollte zwei Semester anrechnen und verzichtete auf das Graecum. Der Antwort aus Göttingen gab ich schließlich den Vorzug, weil man mir vier Seme-

ster gutschreiben wollte, aber das Graecum verlangte. So warf ich mich ganz auf das Erlernen des Griechischen, belegte Griechisch I, büffelte weiter, um in Griechisch II fortsetzen zu können und mich zum Semesterende der Prüfung zu stellen. Das stieß bei dem Kursleiter, einem pensionierten Oberstudiendirektor, auf klare Ablehnung. So blieb mir nichts anderes übrig, als mich als Externer in Wuppertal zur Prüfung zu melden. So verbissen gepaukt hatte ich noch nie, aber ein Jahr früher das Studium abschließen zu können, war ein Angebot, das ich um jeden Preis nutzen wollte. Alles andere trat zurück. Von Flitner und Geißler verabschiedete ich mich mit aufrichtigem Dank.

Es war ein Glück, daß ich – zurückgekehrt nach Mettmann – am Sonntagmorgen bei einem Telefonat in der Landpoststelle Hoferneuhäuser durch Hammelsbeck noch rechtzeitig erfuhr, daß am folgenden Tag Nachzügler die Klausur für das Graecum im Wuppertaler Wilhelm-Dörpfeld-Gymnasium schreiben konnten und am Nachmittag mündlich geprüft wurden. Mit gemischten Gefühlen fand ich mich pünktlich zur Klausur ein. Ein lebenswürdiger Studienrat wunderte sich, daß ich als Volksschullehrer noch Griechisch gelernt hatte. In knappen Sätzen informierte ich ihn über meine Situation und mein Vorhaben. Nach längerem Warten voller Ungeduld wurde mir am späten Nachmittag eröffnet, die Prüfungen hätten sich so verzögert, daß ich erst am nächsten Morgen geprüft werden könnte. Bei Ilse und Walter Kalusche fand ich – unangemeldet – Ermutigung und ein Bett für eine unruhige Nacht. Mit guten Gedanken geleiteten sie mich durch den Tag. Mit „bestanden“ war ich zufrieden; „aus lauter Gnad und Gunst“ kommentierte ich das Ergebnis.

Diese Hürde war also genommen. Hammelsbeck verwandte sich nun bei Erich Weniger für mich. Ungewöhnlich für Göttinger Verhältnisse nahm er mich als Außenseiter an und wurde mein „Adoptiv-Doktorvater“, wie ich scherzhaft zu sagen pflegte.

Göttingen – Begegnung mit Erich Weniger

Anders als in Hamburg begann das Sommersemester 1954 in Göttingen verheißungsvoll. In der Baracke am Steinsgraben 30a fand ich bei dem Rentnerhepaar Arand ein Stück Zuhause. Herr Arand paßte sogar darauf auf, daß genügend Luft in den Reifen meines Fahrrades war. Muttchen Arand sorgte sich um mein leibliches Wohl, stellte morgens Brot, Butter, Käse oder anderen Belag zusammen mit Tee oder Kaffee auf den Tisch und verwöhnte mich zwischendurch abends mit einem Teller Bratkartoffeln. Bald waren wir miteinander vertraut und nahmen uns gelegentlich auch Zeit für ein Plauderviertelstündchen. Während ich von daheim erzählte, verbargen sie nicht ihren Schmerz über die beiden im Krieg gefallenen Söhne. Ihr Trost des Alters war Wolfram, der bei Phywe arbeitete. Den Kontakt pflegte ich weit über die Studienzeit hinaus.

Günstige Arbeitsbedingungen bot das Pädagogische Seminar in der Wagnerstraße mit seiner umfangreichen Bibliothek und den Arbeitsplätzen im geräumigen Doktorandenzimmer. In einem gesonderten Raum hielt Erich Weniger seine Oberseminare über Schleiermacher und Dilthey, die Begründer der geisteswissenschaftlichen Pädagogik. Lebhaftige Diskussionen spiegelten das Spektrum unterschiedlicher Positionen der Teilnehmer, die meist nach mehrjähriger Schulpraxis die Promotion erstrebten. Wolfgang Klafki – einer von ihnen – hat dann mehr als ein Jahrzehnt mit seinem Begriff der „Kategorialen Bildung“ die pädagogische Diskussion mitbestimmt. Der Umgang miteinander war offen und wohlwollend und strahlte bis in die gelöste Atmosphäre fröhlichen Feierns bei den Semesterfesten.

Ein Hauch von Jugendbewegtheit kam auf, wenn wir ein Wochenende in Lippoldsberg verbrachten, das etwa 30 Kilometer entfernt lag. Schon die Fahrt mit dem Rad machte Vergnügen. Die Unterkunft dort war spartanisch, unweit gelegen von Hans Grimms Anwesen, dessen Roman „Volk ohne Raum“ auch nach seiner ideologischen Ausschlachtung durch die NS-Propaganda noch immer Zündstoff bot. Abends saß man gesellig in einer Gaststube zusammen. Am Sonntagmorgen ließ man sich mit der Seilfähre ans andere Ufer der Weser setzen. Dort schauten die Doktoranden

nach Möglichkeiten, mit dem Meister über ihre Vorhaben zu sprechen und konstruktive Vorschläge aufzugreifen. Als ich – mit den Verhältnissen noch nicht bekannt – meine Hoffnung auf einen baldigen Abschluß meines Zusatzstudiums gegenüber den alten Hasen äußerte, schauten sie mich verdutzt an und verwiesen auf die lange Zeit, die die Dissertationen bei Weniger bisher beansprucht hatten. Diese ernüchternde Auskunft stärkte nur meinen Willen, alle Kräfte zu konzentrieren und es vielleicht dennoch in kürzerer Frist zu schaffen.

Zunächst aber war es üblich, daß jeder Neue im Proseminar seinen Einstand gab, das sich im Sommersemester 1954 mit „Makarenko und die Sowjetpädagogik“ befaßte. Ich wählte Makarenkos „Buch für Eltern“ und entdeckte verwundert, wie sein ursprüngliches pädagogisches Ethos sich selbst in der Diktatur kommunistischer Ideologie zu behaupten versuchte. Ebenso heilsam war, sich von gängigen Vorurteilen zu befreien, die den Blick auf die Originalität dieses pädagogischen Genius vernebelten. Um im Oberseminar konstruktiv mitarbeiten zu können, ließ ich mich intensiv mit Schleiermachers Pädagogik-Vorlesungen ein. Zugleich erarbeitete ich die Grundzüge einer Arbeit, die um die Frage nach dem Menschen und seiner Erziehung bei Karl Jaspers kreiste. Nach einer durchgreifenden Umarbeitung und Erweiterung wurde die Dissertation mit dem Thema „Existenz – Erziehung – Bildung. Das Problem der Erziehung und Bildung bei Karl Jaspers und die neuere Pädagogik“ von der Philosophischen Fakultät angenommen.

Von Barths Theologie herkommend, faßte ich leicht Fuß in Otto Webers Dogmatik-Vorlesung. Sie beeindruckte mich durch ihre theologische Substanz, ihren aktuellen Bezug zu fundamentalen Problemen der Gegenwart und ihre überragende didaktische Gestaltung. Auch faßte ich Mut, in seinem Seminar über „Calvins Lehre von der Kirche“ eine Arbeit über die „Synodalakten der niederrheinischen Gemeinden unter dem Kreuz und ihre Ekklesiologie“ zu verfassen. Seine ermutigende Kritik und seine noble Menschlichkeit bewogen mich, ihn als Prüfer im Rigorosum zu bitten. Er entsprach spontan diesem Wunsch.

In seinen Veranstaltungen lernte ich Wilhelm Holtmann aus Mülheim a. d. Ruhr als einen der Theologiestudenten kennen, die sich sonntags in der reformierten Kirche oder in einer umliegenden Dorfkirche trafen, wenn Otto Weber dort predigte. In den beiden Semestern bahnte sich eine herzliche Freundschaft an. Gerne trug er die Last meines gestreßten Studiums in der Weise mit, daß er zusammen mit Hermann Luckenbach die fertigen Partien meiner Doktorarbeit tippte, während ich die folgenden Abschnitte formulierte. Nach dem Rigorosum am 18. Mai 1955 übernahm er die Vervielfältigung und Erledigung aller Formalitäten, als ich sofort nach Hause fuhr, um in den Schuldienst zurückzukehren.

Diese Freundschaft bewährte sich, als Wilhelm Holtmann nach seiner Promotion als Schulreferent im Kirchenkreis Trier einen größeren Kreis von Lehrern aller Schulformen um sich zu sammeln verstand und ihr engagierter Anwalt wurde. In Arbeitsgemeinschaften wurden strittige Probleme humaner Schulgestaltung und biblischer Auslegung für den Religionsunterricht ohne Vorbehalt erörtert. Zu vielen Wochenendtagungen in der Klostermühle bei Herl reiste ich – meist mit Familie – an, um mich mit den sich dort regelmäßig treffenden Lehrerinnen und Lehrern über die Themen zu verständigen, die ihnen auf den Nägeln brannten. Hier empfing ich vielfältige Anregungen zu meinen Vorhaben, wie ich auch eigene Publikationen zur kritischen Auseinandersetzung anbot. Vielleicht war es gerade der Zusammenklang von Referat und Andacht, von sachbezogener Diskussion und persönlichem Gespräch, der eine menschliche Verbundenheit stiftete. So konnten private Sorgen geteilt und existentielle Nöte mitgetragen werden. Bis zum heutigen Tag freuen Wilhelm Holtmann und ich uns über unsere besondere Freundschaft. Wenn wir uns im Wuppertaler Predigerseminar beim Treffen reformierter Hochschullehrer wiedersehen, wird sie wieder lebendig.

Die lebenbestimmende Begegnung mit Karl Jaspers in Basel hatte den hohen Anspruch der Philosophie für mich vernehmbar werden lassen. Sie barg aber zugleich die Versuchung, andere Philosophen mit ihm zu vergleichen oder gar sie an ihm zu messen. Aus diesem Dilemma befreite mich Joseph Klein, der seit 1949 als Professor für

Philosophiegeschichte in Göttingen lehrte und mich in die mir fremde Philosophie des späten Mittelalters einwies. Sein Seminar über Kants „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ bereicherte die Jaspersche Kant-Interpretation. Da Joseph Klein mich und andere Studienstiftler betreute und zu sich nach Hause einlud, erfuhr ich, daß er 1953 aus Protest gegen die Dogmatisierung von Mariens Himmelfahrt konvertiert sei. Daß ich Pädagogik mit Theologie und Philosophie zu verknüpfen versuchte, stieß auf sein reges Interesse. Als er mir andeutete, bei der Fakultät Einspruch gegen die Benotung meiner Dissertation einzulegen, bat ich ihn dringend, davon Abstand nehmen zu wollen. Daß er als Philosoph meine Arbeit besser bewertete, war mir Genugtuung genug. Sie wurde nur durch das positive Urteil übertroffen, das Jaspers in seinem Brief vom 4. Januar 1956 u.a. so äußerte: „Ich freue mich Ihrer Leistung ... Sie haben ... sich nicht auf ein Werk beschränkt, sondern die Denkungsart in pädagogischer Hinsicht unter Kenntnisnahme sämtlicher Schriften zu fassen gesucht.“ Handschriftlich fügte er hinzu: „Ich freue mich besonders des Aufweises zahlreicher Coincidenzen mit Nohl und Weniger.“

Die Einsicht in die Standortgebundenheit nicht nur der Philosophie, sondern auch der verschiedenen Wissenschaften mit ihren unterschiedlichen Voraussetzungen, Theorien, Methoden, Ergebnissen und Folgerungen wurde überraschend bestätigt und erweitert. In Basel waren mir Adolf Portmanns „Biologische Fragmente zu einer Lehre vom Menschen“ bekannt geworden, in denen er durch Vergleiche arttypischer Entwicklungsstadien den Menschen als Sonderform des Lebendigen nachgewiesen und seine Eigenart durch seinen Geburtszustand, sein erstes Lebensjahr, seine Wachstumsschübe und sein Alter verstehbar gemacht hatte. Er unterschied zwei Formen des Entwicklungsbegriffs, der sich einmal auf die individuelle Entfaltung des Einzelnen von der befruchteten Eizelle bis zu seinem Altwerden bezog und zum anderen die vermutete Wandlung vom Einzeller zum Menschen betraf. In Portmanns Grundhaltung und Ansatz wurde der Unterschied von deutender Theorie und gesicherter Erkenntnis konsequent durchgehalten. Als krassesten Kontrast zu dieser Forschungsweise erlebte ich die

einstündige Vorlesung für Hörer aller Fakultäten von Gerhard Heberer „Das moderne Bild der Abstammungsgeschichte des Menschen“. Hier schien mir die kritische Unterscheidung von Evolution als abgegrenztes und nachweisbares Phänomen und Evolution als theoretische Totalaussage verhängnisvoll preisgegeben – eine allgegenwärtige Gefahr und Versuchung, vor der Denker wie Karl Jaspers und Werner Heisenberg immer wieder hellsichtig gewarnt haben.

Der Pädagogik als eigenständiger Wissenschaft ist diese Problematik nicht fremd geblieben, wie ein Rückblick eindeutig belegen könnte. Erich Weniger ist für mich der Pädagoge geblieben, der Notwendigkeit und Begrenztheit der geisteswissenschaftlichen Pädagogik und ihre ständige Gefährdung zur Ideologie und Weltanschauung erkannt hat. Was Eigenständigkeit der Erziehung in Theorie und Praxis in seiner Sicht bedeuten kann, habe ich in seinen Schriften und im persönlichen Umgang immer angemessener verstehen und verteidigen gelernt. Seiner menschlichen Größe verdanke ich es, daß ich als Außenstehender bei ihm promovieren durfte. Daß er mein Thema annahm, habe ich als Ausdruck seines Selbstverständnisses als Universitätslehrer gewertet, der keine Famulusnaturen um sich scharen will, sondern den Selbstdenker auf seine Bestimmung und Verantwortung aufmerksam macht und ihn einlädt, im Dialog mit ihm zu bleiben.

Ihn zu ehren, war das Motiv, mich an einer Gedenkschrift für ihn zu beteiligen. Leider wurde mein Beitrag „Ethos und Verantwortung“ zurückgewiesen, weil er Korrekturen durch die Kritische Theorie unterließ und zu theologisch war. Was ich zunächst bedauerte, begrüßte ich, als die Gedenkschrift unter dem Titel „Geisteswissenschaftliche Pädagogik am Ausgang ihrer Epoche – Erich Weniger“ erschienen war. So brauchte ich mich nicht zu schämen, am Grabgesang des verehrten Lehrers beteiligt gewesen zu sein. Wie eine Ironie des Schicksals kam es mir vor, daß der abgelehnte Aufsatz einen gebührenden Platz in der „Neuen Deutschen Schule“ 1964 fand. In meiner Lehrtätigkeit an der Pädagogischen Hochschule und der Universität habe ich immer wieder auf Wenigers Beiträge und vor allem auf seine zweibändige „Didaktik als Bil-

dungslehre“ zurückgegriffen und in Seminaren als klassische Texte erörtert. Dies schien mir die wahre Weise zu sein, sein Andenken zu wahren.

Schulvikariat im Doppelpack

Mit der Promotion endete meine Beurlaubung, und ich nahm die liebgewordene Arbeit in der vierklassigen Volksschule Radevormwald-Herbeck wieder auf, die noch zum Schulaufsichtskreis meines verehrten Schulrats Kraayenbrink gehörte. Hier traf ich Käthe Ley aus der Junglehrerzeit wieder, die das 1. und 2. Schuljahr nacheinander betreute. Mir wurde das 3. und 4. Schuljahr zugewiesen, während Kurt Lunderstedt sich besonders um die 5. und 6. Klasse kümmerte. Den meisten Unterricht in der Oberstufe erteilte Hans Hofschien als Hauptlehrer. Der Stundenplan mußte berücksichtigen, daß nur drei Klassenräume zur Verfügung standen. Bei den beengten Verhältnissen mußte auch nachmittags unterrichtet werden. Um den Schülern die Einheit des Kollegiums erfahrbar werden zu



Heimatkunde im 3./4. Schuljahr mit 64 Kindern in 3 Zweier-Reihen

lassen, wurde auch stundenweiser Fachunterricht in den anderen Klassengruppen erteilt. Kollegiale Zusammenarbeit wurde selbstverständlich. Schon bald hatte ich mich in den Alltag dieser Landschule eingelebt und fühlte mich wohl.

Als belastend erwies sich die Suche nach einer schulnahen Unterkunft. Die Mutter eines meiner Schüler meinte mir einen Gefallen zu tun, als sie mir zur Übernachtung eine düstere Kammer auf dem Dachboden anbot, in die nur spärlich Licht durch eine Dachluke fiel. Nachts konnte es passieren, daß ich – aufgeschreckt durch Alpträume – gegen die Balken stieß. Der Blick fiel frei auf die Dachlatten, auf denen die durch Strohbündel abgedichteten Dachziegel lagen. Die Behausung des armen Poeten von Carl Spitzweg rückte dagegen in den Rang einer komfortablen Stube. Zum Glück konnte ich nach kurzer Zeit ein möbliertes Zimmer in der Stadtmitte Radevormwalds mieten und später in die frei gewordene Lehrerwohnung im Schulgebäude umziehen.

Um meine Kinder besser verstehen zu können, besuchte ich ihre Eltern. So konnte ich mit ihnen individuelle Probleme klären, die bei Klassenpflegschaftssitzungen in der Regel nicht zur Sprache kommen. Die ortskundigen Kollegen warnten mich, eine allein-stehende Mutter unangemeldet aufzusuchen, wenn ich nicht in den Verdacht eines fragwürdigen Besuchers geraten wolle. Ich war bestürzt, wie ihr Hinweis zutraf. Bei meinem verzögerten Erscheinen erhob sich der Hausfreund, während die Mutter den Tisch mit einem Lappen säuberte. Korrekt wurde mir ein Platz angeboten, und ich konnte meine Sorgen um den Sohn äußern. Die widrigen Umstände konnte ich nicht ändern, aber ich reagierte mit größerem Verständnis, wenn Winfrieds Hefte immer noch die Spuren häuslicher Unordnung aufwiesen. Die konnte ich dem Jungen doch nicht anlasten. Bei der überwältigenden Mehrheit der Eltern stieß meine Bereitschaft zu einem persönlichen Kontakt auf anerkennendes Echo. In den meisten Fällen vollzog sich die Zusammenarbeit mit ihnen problemlos und konfliktfrei, ja, sie wirkte positiv auf die Kinder und ihre Einstellung zur Schule.

Eine neue Aufgabe fiel mir zu, als die Junglehrer-Arbeitsgemeinschaft beim Schulrat meine Mitarbeit erbat. Zwar mußte einmal im

Monat der Unterricht in meiner Klasse ausfallen oder gekürzt werden, aber diese durch einen überörtlichen Dienst bedingte Unruhe ließ im Kollegium keine Mißstimmung aufkommen. Nun war ich wieder mit öffentlichen Verkehrsmitteln zu den verschiedenen Stadt- und Landschulen unterwegs, in denen die Junglehrerinnen und Junglehrer ihre Lehrproben hielten. Im Kreis der älteren Dozenten lag mir daran, meinen Part möglichst unauffällig, wenn auch innerlich beteiligt zu übernehmen. Meist wurde Einvernehmen in der Beurteilung der Unterrichtsstunde oder der Referate erreicht, ohne daß unterschiedliche Akzente im Einzelnen verleugnet wurden. Keimten Kontroversen auf, so wurden sie sachlich diskutiert. Gerade in kritischen Situationen bewährte sich die von allen bejahte Autorität des Schulrats, der stets auf gerechten Ausgleich bedacht war. Als er auch von der Junglehrer-Arbeitsgemeinschaft in den Ruhestand verabschiedet wurde, nahm ich als ehemaliger Junglehrer gern die Gelegenheit, seine Väterlichkeit und Besonnenheit zu würdigen, die alle Spannungen zu überbrücken verstanden hatte.

In Karl Richwin fand er einen würdigen und kompetenten Nachfolger im Amt mit eigenem Profil. Als meine Anstellung auf Lebenszeit anstand, erschien er eines Morgens unangemeldet und folgte interessiert meinem Unterricht in der Bruchrechnung und dem interpretierenden Lesen einer Geschichte. In einem fruchtbaren Gespräch wurde der Unterricht analysiert und auf seine Voraussetzungen und weitere Folgerungen kritisch reflektiert. Zu keinem Augenblick tauchte der Schrecken einer „Visitation“ auf. Beide Schulräte kehrten nie die Rolle des Vorgesetzten hervor, der selbstherrlich zu Gericht saß. Mit beiden so unverkrampft zusammengearbeitet zu haben, zählt zu den wertvollen Erinnerungen meiner Lehrereistenz.

Ein Vorfall in meiner Herbecker Zeit hat mich nie los gelassen. An einem Samstagmorgen erschien während der großen Pause auf dem Schulhof eine fast siebzigjährige Frau, völlig in Tränen aufgelöst. Ich kannte sie von der Bibelstunde her als fromm und bescheiden. Erschüttert und stockend erzählte sie, daß ihr in der nahe gelegenen Bäckerei ihre Geldbörse entwendet worden sei, die ihre ganze Rente enthielt. Zur gleichen Zeit hielten sich einige Kinder

dort auf, und im Gedränge mußte es passiert sein, daß jemand unerkannt ihre Geldbörse aus ihrer Manteltasche gegriffen habe. Diesen Verlust habe sie erst mit Schrecken bemerkt, als sie bezahlen wollte. Der Schulleiter bewies pädagogischen Takt und kriminalistisches Geschick, als er alle Kinder befragte, die zur fraglichen Zeit in der Bäckerei gewesen waren. Schließlich verdichtete sich der Verdacht auf die zehnjährige Christine, die schon früher auffällig geworden war. Sie bestritt hartnäckig das ihr angelastete Vergehen und blieb völlig ungerührt, als sie der Bestohlenen gegenübergestellt wurde. Plötzlich gestand ein anderes Mädchen, von ihr Geld bekommen zu haben, damit sie sie nicht verriete. Eine Leibesvisitation blieb ergebnislos. Ein anderes Kind wollte gesehen haben, wie Christine etwas ins Klo geworfen hatte. Dort fand sich die leere Geldbörse. Das Geld war verschwunden. Es dauerte qualvoll lange, bis sie die Tat zugab.

Wir alle waren entsetzt über die kaltblütige Raffinesse, mit der sie den Diebstahl begangen hatte, nicht weniger aber über das Maß ihrer Verstocktheit, in der sie ihn leugnete. Die Rentnerin war unglücklich, daß sich kaum eine Spur von Reue bei ihr zeigte. Die Eltern waren fassungslos, als sie von diesem Fehltritt erfuhren. Das Kollegium stand nun vor der Schwierigkeit, dieses Fehlverhalten zu bewerten und Konsequenzen zu überlegen. Ein ganzes Bündel von Fragen forderte Antwort. Wie war dieser Diebstahl biographisch einzuordnen? War er ein vereinzelter unüberlegter Akt, den man gleich verzeihen mußte? Oder deutete sich so etwas wie Kleptomanie an, die man psychologisch ergründen und medizinisch behandeln sollte? Oder hatte sich hier eine kriminelle Energie angekündigt, der man entschieden entgegentreten mußte, weil sie andere Kinder zu Ähnlichem anstiften könnte? Hatten diese Kinder aber nicht das Recht, vor solchen Verführungen und Versuchungen geschützt zu werden? Welchem Recht war Vorrang einzuräumen? Dem Recht der Überführten auf die Chance ihrer Besserung, ihrer Sühne, ihrer Wiedergutmachung? Oder dem Recht der Gefährdeten und Anfälligen auf Bewahrung und Schutz? Hier offenbarte sich für mich die wesenhafte Fehlsamkeit des Menschen, die Schwere pädagogischer Verantwortung und die Tragik menschlicher Ent-

scheidung. Nach ernsten Überlegungen einigten wir uns darauf, den Fall nicht der Fürsorge zu melden, sondern Christine die Gelegenheit zu angemessenem Verhalten zuzusichern. Ob sie diese Chance genutzt hat, habe ich nie erfahren.

In herber Enttäuschung endete meine Bereitschaft, einen Vikar ein Vierteljahr lang Tag für Tag an meinem Unterricht teilnehmen zu lassen. Die Kirchenleitungen von Rheinland, Westfalen und Lippe hatten die weise Entscheidung getroffen, die Mängel des bisherigen praxisfernen Theologiestudiums durch eine intensive Erfahrungsphase in der Schule zu beheben. Hospitierend und praktizierend sollten die angehenden Pastoren mit den verschiedenen Fächern und ihren Unterrichtsmethoden im Horizont grundlegender Bildung und umfassender Erziehung bekannt gemacht werden. Es ging also nicht bloß darum, sie fürs Unterrichten fit zu machen oder sie mit griffigen Tricks geschickter Stoffvermittlung auszustatten. Vielmehr sollte ihr Blick für die je spezifischen Bildungsinhalte und ihre angemessene methodische Umsetzung geöffnet werden. In dieser weiten Perspektive waren dann auch handfeste Praktiken, bestimmte Techniken und alltägliches Handwerkszeug zu erproben und einzuüben.

Bevor der Vikar sich in dieses geistige Abenteuer stürzen konnte, mußte die Frage seiner Unterbringung geklärt werden. Hier erhoffte ich die Hilfe des Superintendenten, dem ich mich in mehreren Besuchen vorzustellen vergeblich bemüht hatte. Da keine Zeit zu verlieren war, einigten wir uns telefonisch auf einen Antrittsbesuch in der Superintendentur, die zugleich lutherisches Gemeindeamt war. Zum vereinbarten Termin erschienen wir dort. Als es vorrangig um den Predigteinsatz des Vikars ging, unterbrach ich das Zweiergespräch und erinnerte daran, daß die Schule das vorrangige Erfahrungs- und Erprobungsfeld sein müsse. Nur vereinzelt könne der Vikar Predigten übernehmen. Auf der Autofahrt zum Lehrlingsheim, in dem der Nachwuchstheologe sein Domizil finden sollte, bedauerte ich, ihn nicht schon früher angetroffen zu haben. Als er dies salbadernd begründete: „Ja, ein Superintendent mit 133000 Seelen ist ein vielbeschäftigter Mann“, war für mich der Wille zum Dialog abgewürgt.

Dem Vikar wollte ich vorurteilsfrei und offen begegnen und ihm verständnisvoll und geduldig das Einleben in die ungewohnte Situation erleichtern. Mit dem normalen Schulalltag, der keineswegs grau, trist und langweilig sein muß, sollte er stufenweise vertraut werden. Das Heimischwerden in dieser zunächst fremden Welt konnte nur gelingen, wenn der Vikar kontinuierlich am Unterricht teilnahm und sich selbst investierte in Gesprächen mit Kindern und Kollegen, bei Unterrichtsgängen und Wanderungen. Die breite Palette schulischen Lebens und das weite Spektrum unterrichtlichen und erzieherischen Handelns sollten zu eigenem Reflektieren und Unterrichten motivieren. Mein Unterricht beanspruchte keinen verbindlichen Modellcharakter, den es nachzuahmen galt. Bewußt verzichtete ich auf einstudierte Musterlektionen, in denen begabte Kinder brillieren und der Lehrer den pädagogisch versierten Showmaster mimt. Die Anwesenheit eines Gastes in allen Stunden bedeutete auch für mich eine ständige innere Anspannung, die nicht frei blieb von der Sorge, ob der andere dieses Wagnis zu würdigen wisse. Er konnte ja auch Zeuge des Mißlingens werden.

Konflikte schienen programmiert, als er häufig verspätet in den Unterricht hereinplatzte und vornehm bewußt gemachte Fehler doch nicht vermied, guten Rat in den Wind schlug und seine unleserlichen Tafelanschriften nicht der Normalschrift anpaßte. Sein uneinsichtiges Verhalten im Unterricht wurde noch durch ungehöriges Benehmen im Zusammenleben überboten. In seiner Überheblichkeit verstieg er sich zu der Bemerkung, daß es für einen Volksschullehrer eine hohe Ehre sei, einen angehenden Pfarrer zu betreuen. Pastorales Pathos und pfarrherrliche Allüren waren bei ihm unerträglich verquickt.

Gegen Ende des Schulvikariats pflegten Arthur Bach und Heinz Kremers vom Kolleg für Evangelische Unterweisung alle Vikare in den zugeteilten Schulen zu besuchen. So wohnten sie auch in Herbeck der Lehrprobe meines Vikars bei und versuchten, seine Leistung unvoreingenommen zu beurteilen. Es war für mich aufschlußreich, daß sie u.a. all das bemängelten, was auch ich getadelt hatte. Ihre differenzierten Gesprächsangebote versandeten bei ihm in pauschaler Selbstverteidigung – ein bitterer Ausklang auch für

mich. Als ich den beiden die Misere unverhohlen schilderte, gestanden sie, daß meine Promotion und theologische Kompetenz für die Entscheidung im Predigerseminar ausschlaggebend gewesen seien. Scherzend bedankte ich mich für diese Auswahlkriterien, ließ aber keinen Zweifel daran, daß ich mich solcher Tortur kein zweites Mal aussetzen würde.

Daß solch entschiedener Vorsatz hinfällig werden kann, erlebte ich im nächsten Sommer. Beim Schulsportfest in Radevormwald stellte sich mir eine Kollegin als Frau Danzberg vor und fragte mich, ob ihr Mann sein Schulvikariat unter meiner Regie absolvieren könne. Als ich mein Zögern verständlich zu machen versuchte, beteuerte sie überzeugend, daß ihr Friedhelm wirklich ein umgänglicher Mensch sei. Mit ihrer natürlichen Anmut strahlte sie mich an und verlieh ihrer Bitte mit dem Hinweis zusätzliches Gewicht, daß sie überraschend schulnah eine Wohnung hätten mieten können. So könnte sich ihre Wochenend-Ehe endlich zu wirklicher Ehe wandeln. Durfte ich ihrem ersehnten Glück im Wege stehen?

Keinen Augenblick habe ich meinen Sinneswandel bedauert. Es schlossen sich drei Monate erfüllter Kommunikation an, in der nach geraumer Zeit das steife Sie durch das vertraute Du ausgetauscht wurde. Schon sein zwangloser Umgang mit Kollegen und Kindern weckte Wohlwollen und schuf ein Klima intensiver Zusammenarbeit und munterer Geselligkeit. Mit gebotenem Ernst übernahm er – nach der Phase aufgeschlossenen Hospitierens – zunächst sinnvolle Teilaufgaben im Unterricht, um schließlich die Hürde einer selbstverantworteten Lektion meisterlich zu nehmen. Sein Humor wie sein Sinn für Scherz und Witz begünstigten eine Atmosphäre, in der gründlich gelernt, sorgfältig gearbeitet, entspannt gelauscht und vergnügt gelacht werden konnte. Bald gewann er Zutrauen und Zuneigung der Kinder, die sich persönlich angesprochen und ernstgenommen fühlten. Die Kollegen staunten über sein Einfühlungsvermögen und schätzten ihn als jemand, der sich integrierte und sich bei Wanderungen und einer Fahrt im Sonderzug nach Maria Laach engagierte. Allseitig bejaht, gehörte er einfach dazu. Diese beglückende Begegnung vertiefte sich über Jahrzehnte zu einer herzlichen Freundschaft, die selbstverständlich die wach-

sende Familie einschloß. Gerne wurde ich Pate bei ihrer Tochter Christiane, die mir wie ihre Schwester Claudia bis heute treu verbunden geblieben ist. Manchmal wandern meine Gedanken zurück zu den beiden Kuraufenthalten in Bad Kissingen mit Friedhelm, wo wir Linderung unserer Leberleiden erhofften. Im gleichen Hotel untergebracht und gut versorgt, gingen wir vor 7.30 Uhr nüchtern in die Wandelhalle, hörten den Choral und tranken schluckweise das Kissinger Heilwasser. Unseren unterschiedlichen Anwendungen folgten Spaziergänge in ärztlich dosierter Anstrengung. Abends gingen wir schon mal ins Theater oder ins Kino.

Viel Zeit widmeten wir dem, was unser Herz bewegte. Friedhelm konzipierte seine Predigten, die sich durch theologischen Gehalt und persönliche Aktualisierung der biblischen Texte auszeichneten. Ich studierte eifrig Pestalozzi in der Kritischen Gesamtausgabe und markierte klassische Aussagen über den Glauben, die die Sekretärin in Hagen abtippte. Daß diese ausgewählten Texte zum 250. Geburtstag Pestalozzis als Buch mit dem Titel „Der Mut des Demütigen – Worte zum Glauben“ erscheinen würden, wagte ich damals nicht zu hoffen. Als wir beide jeweils an unseren 70. Geburtstagen die Stadien unserer Freundschaft vergegenwärtigten, leuchtete der Reichtum unserer vielfältigen Beziehungen erneut auf, die in der Schule Herbeck so verheißungsvoll begonnen hatten.

Die Herbecker Zeit wurde plötzlich wieder gegenwärtig, als mich die Nachricht von dem verheerenden Zugunglück am 27. Mai 1971 erreichte. In der Nähe von Dahlerau war ein fehlgeleiteter Güterzug mit einem Schienenbus zusammengeprallt, in dem sich Radevormwalder Schüler von einem Ausflug auf dem Heimweg befanden. 45 Tote waren zu beklagen. Zur offiziellen Trauerfeier machte ich mich bangen Herzens auf den Weg und schloß mich in Bergerhof der großen Schar der Trauernden an. Ob die bewegenden Worte des Ministerpräsidenten Kühn die verstörten Kinder und die weinenden Eltern zu trösten vermochte, die die Doppelreihe mit den aufgeworfenen Gräbern und den darin abgesenkten Kindersärgen verzweifelt umstanden? Die lähmende Fassungslosigkeit ließ noch die Worte in Gesprächen mit früheren Kollegen und Bekannten stocken. Die Erschütterung erfaßte alle Anwesenden.

Gegen Ende von Friedhelms Schulvikariat erschwerten Meinungsverschiedenheiten über die Aufteilung der Schüler in etwa gleich große Klassenstufen die kollegiale Zusammenarbeit. Der Schulleiter reklamierte wie bisher die Klassen 7 und 8 mit der geringsten Schülerzahl, während sich in meinem 3. und 4. Schuljahr 64 Schüler zusammendrängten. Als diese allein durch Bequemlichkeit herrührende Regelung auch noch zum Schein pädagogisch begründet wurde, sah ich mich über Gebühr belastet und zum Wechsel in eine neue Aufgabe gerechtfertigt.

Diese Chance bot sich mir, als Arthur Bach und Heinz Kremers bei ihrem Besuch von Friedhelms Unterricht ihr vorjähriges Angebot wiederholten, im Kolleg für Evangelische Unterweisung als Dozent mitzuarbeiten. So löste ich mich aus einer fast zehnjährigen Tätigkeit als Lehrer in der Volksschule und stellte mich mit hohen Erwartungen einer neuen Herausforderung.

Im kirchlichen Dienst

Das Kolleg für Evangelische Unterweisung war kein ortsfestes Institut der Evangelischen Kirche im Rheinland, sondern ein Kreis von drei Theologen und zwei Pädagogen, die durch ihre Lebensgeschichte und Berufstätigkeit zu vorurteilsloser Begegnung und zur kritischen Auseinandersetzung mit den Problemen der Zeit bereit waren. Sie waren sich einig im Bekenntnis zum Evangelium von Jesus Christus und verbunden im gemeinsamen Zeugnis der biblischen Botschaft. In dieser im Glauben gestifteten Gemeinschaft entfaltete sich das je unverwechselbar Persönliche aus konfessioneller Herkunft, individueller Bestimmung und Begabung und erwies sich als anregend und fruchtbar für die gemeinsame Arbeit in der Vielfalt ihrer verzweigten Aspekte.

Als ich zu diesem Kreis stieß, war Arthur Bach als erster Pädagoge in das Landeskirchenamt in Düsseldorf berufen worden und wurde für die Volks- und Realschulen zuständig. Mit ihm hatte Heinz Kremers die Konzeption des Kollegs erarbeitet und zu realisieren begonnen. Er hatte bei Gerhard von Rad über Jeremia promoviert und sich auch den konkreten Aufgaben eines Ge-

meindepfarrers gestellt, bis er im Kolleg sich vor allem der theologischen Erschließung des Alten Testaments verschrieb und über die didaktischen und methodischen Konsequenzen mit Lehrern aller Schularten nachdachte. Einen originellen Akzent setzte Hans Günter Grünweller im vielschichtigen Fragenkomplex des Neuen Testaments. In Erlangen hatte er sich intensiv mit den Qumran-Texten befaßt und bei Ethelbert Stauffer promoviert. Schmunzelnd erzählte er, wie er als Reformierter mit Walter Schmithals sich hier wie ein Hecht im Karpfenteich vorgekommen sei. Helmut Flender, der Älteste in unserem Bunde, hatte sich als Berufsschulpfarrer gründlich in diesem Bereich umgesehen und ein eigenes Konzept des Religionsunterrichts für diese Schulform entworfen und praktisch erprobt. Wissenschaftlicher Eros und Liebe zur Bibel ließen ihn später noch eine Dissertation über das Lukas-Evangelium verfassen, die Gerhard Friedrich betreute. Ein halbes Jahr vor mir hatte sich Hans Wichelhaus als Pädagoge im Kolleg dazugesellt. Wir kannten uns aus der Junglehrerzeit und waren befreundet. In zehn Jahren hatte er als Lehrer der einklassigen Schule Lüdorf bei Dabringhausen im Bergischen Land reiche Erfahrung sammeln können, die ihn zum Umgang mit Kolleginnen und Kollegen aus der Volksschule in ausgezeichnete Weise befähigte. In diesem Kreis am 1. Oktober 1957 aufgenommen und willkommen zu sein, bedeutete für mich ein unermessliches Glück.

Vorgesetzter war als Leiter der Schulabteilung Oberkirchenrat Edgar Boué. Er hatte sich zur Theologie entschlossen und in der Bekennenden Kirche wacker allen nazistischen Versuchen und Versuchungen einer politisch gleichgeschalteten Kirche widerstanden. Es war für ihn, der schon äußerlich durch seine hohe Gestalt und würdevolle Erscheinung auffiel, selbstverständlich, daß wir ihn mit Bruder Boué ansprachen – eine Anrede, die der Ebenbürtigkeit der im Zeugendienst Verbundenen entsprach und noch nicht zu einer nichtssagenden Floskel entleert war. Fremden konnte Boué hanseatisch distanziert erscheinen, wir jedoch nahmen in seiner vornehmen Zurückhaltung menschliche Wärme und geistliche Vollmacht wahr. Wenn er mit Arthur Bach in unserem Kreis weilte, um die künftigen Aufgaben zu umreißen, zu begründen und

zu verteilen, geschah es in unserem munteren Debattieren, daß er sich von unserem unbekümmerten Umgang anstecken ließ und uns durch seine gelöste Stimmung überraschte. Uns schien, daß er in dieser Atmosphäre Ärger im Verwaltungsalltag vergessen konnte.

Seine väterliche Fürsorge erlebte ich, als meine Verhandlung mit dem Juristen über meine Besoldung ins Stocken geraten war. Der Jurist belehrte mich, daß nur Staatsexamina besoldungsrelevant seien. Als ich meine Promotion erwähnte, meinte er, die sei mein Privatvergnügen gewesen – ohne besoldungsrechtliche Konsequenzen. So blieben für ihn nur meine 1. und 2. Lehrerprüfung übrig. Als ich Boué meine Enttäuschung nicht verhehlen konnte, fand er weise eine vertretbare Lösung: Für ein halbes Jahr sollte ich die Bezüge eines Rektors erhalten, um anschließend wie die anderen nach A 13 eingestuft zu werden. Mit diesem Kompromiß konnte ich leben.

Unsere weitgefächerte Arbeit erstreckte sich räumlich über das gesamte Gebiet der rheinischen Kirche. Dies reichte von Kleve bis Saarbrücken, von Aachen bis in die Enklave Wetzlar und Braunfels. Gleichsam ortsnah zu den Lehrerinnen und Lehrern verlegten wir unsere Arbeit in kirchliche Freizeitheime. Wir kamen uns wie eine „fliegende Brigade“ vor, wenn wir etwa in der Hasensprungsmühle bei Leichlingen in bestimmten Abständen mehrwöchige Kurse zur nachträglichen Erlangung der Lehrbefähigung für Evangelische Unterweisung abhielten oder zu Referaten in Pfarrer-Lehrer-Arbeitsgemeinschaften in den Hunsrück fuhren oder eine sechstägige Vokationsrüstzeit auf der Burg Hohensolms gestalteten. Das menschlich reizvolle und Bereichernde dieser vielfältigen Veranstaltungen lag darin, daß wir unsere Arbeit mit wechselnden Partnern taten und uns in den verschiedenen Gespannen persönlich näher kommen und uns prächtig ergänzen konnten. Das Herausfordernde in diesem gemeinsamen Dienst steckte in der unvorhersehbaren Mischung der Teilnehmer und ihren unkalkulierbaren Spannungen und Konflikten, die es ehrlich auszutragen galt. So waren wir oft tagelang unterwegs und von den Familien für diese Zeit getrennt. Diese ständige Unruhe beanspruchte nicht nur unsere Nerven, sondern betraf auch unsere Familien. Daß diese nicht über

Gebühr belastet wurden, war eine längere Verweildauer in der Familie eingeplant, die zugleich wieder zur Vorbereitung für neue Aktivitäten genutzt werden mußte.

Begegnungen mit Lehrern und Katechetern

Viel Zeit und Sensibilität forderten die Vokationsrüstzeiten, in denen Lehrende aller Schulformen sich darauf besinnen konnten, was das Evangelium für sie bedeutete und wie die in der Bibel bezeugte Botschaft jungen Menschen im Unterricht weitergesagt werden konnte. Diese hohe Erwartung konnte sich nur erfüllen, wenn jeder dem anderen ohne Vorbehalt begegnete und im wechselseitigen Vertrauen die bedrängenden Probleme offen ausgesprochen und persönliche Antworten gewagt wurden. Dazu waren alle eingeladen.

Zum Gelingen einer Vokationsrüstzeit versuchte ich dadurch beizutragen, daß ich als erster vor Ort war, jeden Teilnehmer begrüßte, mit ihm einige Worte wechselte und ihn mit der Hausmutter bekannt machte, die die Zimmer anwies. Die Lehrerinnen und Lehrer hatten dem Amtsblatt Ort und Zeit der ausgewählten Rüstzeit entnehmen und sich beim Landeskirchenamt anmelden können. Sie wurden von der Schulaufsichtsbehörde für eine Woche beurlaubt und waren Gäste der Landeskirche. Nach dem Abendessen trafen wir uns zum Rundgespräch. Ich stellte mich vor, streifte wesentliche Ereignisse und Etappen meines Lebens und skizzierte eine denkbare Gestaltung der kommenden Tage. Ein eindeutig festgelegtes Programm mußte nicht durchgeboxt werden, wenn auch bestimmte Bibeltexte und theologische Themen vorgesehen waren. Anregungen wurden gerne aufgegriffen, wenn sie die Zustimmung vieler fanden. Befürchtungen über geistliche Überwachung und Bevormundung trat ich ironisch mit der Bemerkung entgegen, daß keine theologischen Geigerzähler versteckt tickten, um die Intensität ihres Glaubens exakt zu messen. Auch reklamierte niemand ein unfehlbares Lehramt für sich. Das beherzige auch der Mitstreiter, der oft als Schulreferent des Kirchenkreises mit den Verhältnissen vor Ort bestens bekannt war. Er eröffnete dann den Reigen der weiteren Vorstellungen, die aufschlußreich für die

Stimmung der einzelnen Teilnehmer und für die Konstellation der Gruppe waren.

Die Art, wie jeder von sich und seiner Arbeit erzählte, ließ etwas vom Wesen des Einzelnen und seinen geheimen Sorgen und Hoffnungen ahnen. Manchmal fügte es sich wundersam, daß sich Menschen aus innerer Verkrampfung lösten und selbst über unbewältigte Konflikte sprachen. Jeder hörte innerlich betroffen zu und wahrte die Würde eines solch bewegenden Augenblicks. Der Ernst besinnlicher Stille mußte aber nicht Humor und Heiterkeit über komische Begebenheiten im Schulalltag hindern und mindern. Schweigen und Lachen hatten ihr Recht und ihre Zeit.

Ein wunder Punkt wurde berührt, wenn ein Lehrer zugab, nicht aus freien Stücken da zu sein, sondern weil er dem sanften Druck seines Schulrats nachgegeben habe, der seine Personalakte vervollständigen wolle. Ähnliche Klagen wurden laut, wenn eine Lehrerin von ihrem Schulleiter berichtete, der ihre Bedenken beiseitezuschieben dachte, indem er auf die sonst vermehrten Schwierigkeiten bei der Erstellung der Stundenpläne hinwies. Hatte die Kirche durch ihre Vokationsordnung die Freiheit der Lehrer gegenüber dem Staat sichern und garantieren wollen, wurde diese Gewissensfreiheit nun durch den Übereifer eines Vorgesetzten oder die Bequemlichkeit eines Rektors geringgeachtet. Solchem Druck fanden sich verstärkt jene Lehrer ausgesetzt, die aus der DDR geflohen waren und noch eine Zeit der Besinnung brauchten, um sich endgültig für die Erteilung dieses Faches entscheiden zu können.

Der Tag pflegte mit Frühstück und Andacht über Losung und Lehrtext zu beginnen. Es schloß sich dann eine Bibelarbeit an, in der man sich gemeinsam um das Verstehen ausgewählter Texte bemühte. Referate über Bekenntnis und Bekenntnisschriften, exemplarisch erläutert an einzelnen Artikeln der Confessio Augustana und an den sechs Thesen der Theologischen Erklärung von Barmen 1934, wie über Sinn und Verbindlichkeit des Lehrplans wurden über die Woche verteilt und kritisch bedacht. Daß Fragen der Unterrichtsgestaltung einen breiten Raum einnahmen, verstand sich von selbst. Hier bot sich die Chance zu einem Erfahrungsaustausch abseits behördlicher Instanzen. Selbstverständlich blieb viel Zeit zu

persönlichen Gesprächen, zu Spaziergängen in der näheren Umgebung und zu ausgedehnteren Wanderungen, bei denen Ortskundige auf interessante Objekte verwiesen.

Für das leibliche Wohl war bestens gesorgt. Die Mahlzeiten waren abwechslungsreich, wohlschmeckend und bekömmlich. Die Zimmer und ihre Ausstattung genügten dem damaligen Wohnkomfort. Hierhin konnte sich jeder zur Ruhe zurückziehen. Der Abend blieb ohnehin ins Belieben des Einzelnen gestellt. Das schloß nicht aus, daß einzelne sich zu Gruppen trafen, miteinander einen Plausch hielten, ein Glas Bier tranken oder spielten.

Bei der Gestaltung der Rüstzeit waren wir darauf bedacht, daß geistige Konzentration und körperliche Entspannung, besinnliche Muße und heitere Geselligkeit einander ablösten. Letztlich lief alles auf den feierlichen Gottesdienst am Sonntag zu, in dem meistens Oberkirchenrat Boué als Mitglied der Kirchenleitung die Bevollmächtigung vollzog. Dies konnte am Ort der Rüstzeit, im heimischen Kirchenkreis oder auch in der Heimatgemeinde durch den Superintendenten geschehen. Um die Gemeindenähe spürbar werden zu lassen, lud das Landeskirchenamt Mitglieder der jeweiligen Presbyterien zur Vokation und zur Nachfeier ein, bei der dann Glückwünsche ausgesprochen und Geschenke der Heimatgemeinde überreicht wurden. Edgar Boué legte großen Wert darauf, am Samstagabend die Teilnehmer persönlich kennenzulernen und mit ihnen die Fragen zu klären, die noch keine „kirchenamtliche“ Antwort hatten finden können. Er pflegte zu betonen, daß die Vokation keine Beschlagnahme durch die Kirchenbürokratie beabsichtige, sondern vielmehr die eigene Verantwortung der Lehrer stärken und sie der Fürbitte der Gemeinde anbefehlen wolle. Sie nagele sie auch nicht auf eine unwiderrufbare Entscheidung für das ganze Leben fest, sondern versichere sie auch der Verantwortung der Kirche für sie, ihren Dienst und ihre Weiterbildung. Seelsorgerlicher Takt und geistliche Vollmacht bestimmten Gespräch, Predigt und Akt der Vokation, die zugleich jede Wiederkehr der „geistlichen Ortsschulinspektion“ aus unseligen Zeiten ausschloß. Wie oft bin ich beschämt über den innigen Dank der Teilnehmer nach Hause gefahren! Wie manches Mal traf ich einige

mit strahlendem Gesicht wieder, wenn sie als Mentoren meine Studenten im Praktikum betreuten!

Besonders gern habe ich mit Helmut Flender in den Veranstaltungen für die Katecheten mitgewirkt, die bei ihrer Vorbildung und ihrem vielseitigen Dienst in den Gemeinden eine gezielte Förderung erwarten durften. Sie verstanden sich als Christen, die in täglicher Bibellese sich ihres Heils vergewisserten und sich zum Zeugendienst stärken ließen. Helmut Flender verstand es, sie aus der Enge einer vielleicht zu hausbackenen Theologie in die Weite einer Haltung zu geleiten, in der bibelgegründeter Glaube und die Wahrfähigkeit sich miteinander verbanden. Von mir wurde erhofft, daß ich sie mit der Vielfalt von Methoden bekannt machte, die sich in der Reformpädagogik bewährt hatten und die sie gegen verkrustete Schemata bisherigen Unterrichtens auszutauschen bereit wurden. So lernten sie, die lähmende Gängelung des fragend-entwickelnden Unterrichtsverfahrens aufzugeben und den Mut zu Unterrichtsgespräch und anderen Formen selbsttätigen und gemeinsamen Lernens aufzubringen. Auch lag mir daran, ihren Blick dafür zu weiten, daß alles Unterrichten im Horizont von Erziehung und Bildung verortet sein sollte.

Die Katecheten widmeten sich – vor allem in der Diaspora – mancherlei Aufgaben. So erteilten sie Evangelische Unterweisung in weniggegliederten Schulen, in denen keine Lehrer die Lehrbefähigung erworben hatten. Oft bestritten sie die gesamte Jugendarbeit. Nach einem Aufbaustudium übernahmen sie in Berufsschulen den lebenskundlichen Unterricht, oft unter widrigen Bedingungen. Die meisten von ihnen übertrafen viele Lehrer nicht nur in ihrem ausgeprägten Lerneifer, sondern durch ihre wache Aufgeschlossenheit für ungewohnte Sichtweisen. Bildungswilligere Menschen habe ich kaum kennengelernt.

Alle Dozenten waren an den mehrwöchigen Kursen beteiligt, in denen Lehrer nachträglich ihre Lehrbefähigung für die Evangelische Unterweisung erwerben konnten. Für jeweils zwei Wochen lebte und lernte man in einem Freizeitheim, das einen angenehmen Rahmen bot für geistige Auseinandersetzung mit Grundfragen

christlichen Glaubens wie auch für Muße und Besinnung in stiller Einkehr.

Allen Beteiligten war klar, daß nur Elementares, Fundamentales und Exemplarisches in Bibelkunde, Kirchengeschichte und Dogmatik geboten werden konnte. In zusammenhängender Darstellung wurde mit Auslegungsmethoden bekannt gemacht, die anschließend modellhaft an ausgewählten Bibeltexten in ihrer Fruchtbarkeit erprobt wurden. Auch konnten klassische Texte der Kirchengeschichte im gemeinsamen Gespräch gedeutet und in ihrer gegenwärtigen Bedeutung erkannt werden. In Gruppenarbeit wurden verschiedene Aspekte einer didaktischen Konzeption beleuchtet und in ihrem Zusammenhang diskutiert. Der Wechsel von Themen und Arbeitsformen verhinderte jede Monotonie und machte die Vieldimensionalität der erörterten Inhalte bewußt. Wesentlich war, daß jeder der Dozenten für einige Tage anwesend war und als Partner ansprechbar blieb. So wurden persönliche Kontakte gestiftet, in denen Zweifel und Bedenken frei geäußert und ernstgenommen werden konnten. Im Zusammenleben und im Umgang mit dem biblischen Zeugnis wurde erfahrbar, daß diese Literatur nicht ein bloßer intellektueller Lerntext war, sondern im Verstehen sich Wahrheit und Sinn offenbaren konnten.

Das Bewegende in diesen Begegnungen war, daß Menschen ihr Versagen und Scheitern gestehen und sich für seelsorgerlichen Rat öffnen konnten. Es ging eben nicht nur um das verständige Verarbeiten wichtiger Informationen, sondern letztlich um eine Glaubensentscheidung, die nur in Freiheit und Verantwortung vollzogen werden konnte. Solches entzog sich den öffentlichen Diskussionen, die um die Klärung objektiver Sachverhalte kreisten.

Hatte sich eine Atmosphäre des gegenseitigen Vertrauens gebildet, so wurden auch Konflikte fair ausgetragen. In einem Kursus in Mülheim-Selbeck geschah es, daß ein Westdeutscher einmal Bert Brecht zitierte und sich der Protest eines aus der DDR geflohenen Lehrers leidenschaftlich entlud. Er habe es lange genug ertragen, mit Brecht traktiert worden zu sein. Er habe diesem verbrecherischen Regime nicht den Rücken gekehrt, um nun weiter mit diesem verhaßten Verherrlicher des Sozialismus belästigt zu werden. Als

der so gescholtene Kollege das Recht für seine abweichende Meinung ebenso temperamentvoll in Anspruch nahm, stockte allen der Atem. Verlegenes Schweigen breitete sich aus.

Sicher hätte es die Entrüsteten und Erschrockenen beschwichtigen und erheitern können, wenn ich ein Schreiben aus dem Landeskirchenamt vom 20. Mai 1958 hätte zitieren können. In ihm war ich gebeten worden, „noch mitzuteilen, wohin das Honorar für Herrn Bert Brecht überwiesen werden soll, da uns keine Anschrift und kein Konto bekannt ist.“ Auslöser dieses Ausrutschers eines Sachbearbeiters war meine Abrechnung des Katecheten-Sonderlehrgangs II in Wuppertal, auf dem Hermann Lutze über besagten Unbekannten referiert hatte. Da ich diesen Knüller nicht zur Hand hatte, wartete ich, bis sich die Erregung der beiden Kontrahenten gelegt hatte. Ich versuchte, um Verständnis für die entgegengesetzten Positionen zu werben, indem ich ihr relatives Recht begründete und an die gegenseitige Achtung erinnerte, die in der personalen Würde jedes Menschen gründe.

Die allergische Reaktion des SBZ-Lehrers – SBZ war das Kürzel für sowjetische Besatzungszone – spiegelte etwas von dem Haß gegen ein verruchtes System und von der Verbitterung über die vielen Schwierigkeiten, hier im Westen wieder Fuß zu fassen und eine neue Existenz aufzubauen. Auch dieses passierte, daß ihre Anstellung im Saarland von ihrer Bereitschaft abhing, Evangelische Unterweisung zu erteilen. Hier sahen sich einige einem neuen Gewissensdruck ausgeliefert, der sie zu Recht aufbegehren ließ. Mit den Wölfen im Osten hatten sie nicht heulen wollen, aber mit den Engeln im Westen singen zu sollen, behagte ihnen auch nicht. In dieser mißlichen Situation konnte ich darauf verweisen, daß die Kirchenleitung in Düsseldorf sich bei saarländischen Behörden für die Belange solcher Lehrer eingesetzt und ihre Versetzung an Schulen in Nordrhein-Westfalen ermöglicht hatte – ohne auferlegten Religionsunterricht.

Kontroversen entbrannten auch über innenpolitische Probleme wie die von Adenauer befürwortete atomare Aufrüstung. Die hatte er durch die tollkühne Behauptung verharmlost, daß „Atomwaffen nichts weiter als die Weiterentwicklung der Artillerie“ seien. Die

Mehrheit stimmte wohl dem „Göttinger Manifest“ vom 12. April 1957 zu, in dem 18 führende deutsche Atomwissenschaftler sich eindeutig gegen Kernwaffen ausgesprochen hatten. Das Urteil von Max Born, Otto Hahn, Werner Heisenberg und Max von Laue galt für viele als maßgebend. Da das Leben von Christen sich nicht in einem politikfreien Raum abspielt, durften politische Themen nicht ausgegrenzt werden, auch wenn sich die Auseinandersetzung im Kolleg von Parteiveranstaltungen zu unterscheiden hatte. Hier blieb respektiert, daß jeder Christ in eigener Verantwortung seine Entscheidung zu fällen hat und niemand das Monopol auf die politische Wahrheit für sich zu reklamieren das Recht besitzt. Offenheit für abweichende Auffassungen und Respekt vor der personalen Würde des Andersdenkenden konnten sich hier bewähren.

Gespräche zwischen Pfarrern und Lehrern

Zu unseren Aufgaben gehörte es, das Gespräch in den Pfarrer-Lehrer-Arbeitsgemeinschaften durch Referate über brennende Fragen zu bereichern. So löste die Debatte um Bultmanns Entmythologisierung des Neuen Testaments auch unter Lehrern Unruhe aus. Dieser Problematik nahm sich Hans Günter Grünweller in der ihm eigenen Weise an – kompetent in der Sache, geschickt in der didaktischen Entfaltung und persönlich engagiert. So erlebte ich ihn, als er in Simmern souverän über „Osterglaube und Osterberichte“ sprach und die wesentlichsten Aspekte entfaltete, irrige Vorstellungen ausräumte und das Wunder der Auferweckung Jesu Christi bezeugte. Der Auferweckte war die Mitte der Osterbotschaft, die Glauben weckt und im Glauben verstanden und bekannt wird.

Mir fiel die Aufgabe zu, das Wesen dieses biblisch begründeten Glaubens sich abheben zu lassen von Formen des philosophischen Glaubens, wie er von Kant, Lessing und Jaspers vertreten wurde. Wohl konnte Jaspers von der Christus-Chiffre und dem Christus-Mythos sprechen, aber er ließ keinen Zweifel daran, daß er sich energisch vom Bekenntnis zu Jesus als dem Christus absetzte und ihm widersprach. In der Chiffre kündigte sich der Existenz Transzendenz an, aber begegnete ihr nicht als sie selbst. Nie ist es die Transzendenz selbst, die in und aus den Mythen spricht. Die

Chiffre und ihre Verabsolutierung verbot und verneinte die Offenbarung, in der Gott sich selbst in Jesus Christus vorstellt und erschließt durch den Heiligen Geist. Hier ließ sich der unüberbrückbare Abstand zum Christusglauben nicht länger vertuschen.

Lohn unserer gemeinsamen Mühe war es, daß beide Referate leidenschaftlich diskutiert wurden und der philosophische Glaube sich als unser heimlicher Unglaube erwies. Die Teilnehmer und wir waren überrascht, wie unsere unterschiedlich akzentuierten Darlegungen sich doch zu einer spannungsvollen Einheit zusammenfügten. Die Menschwerdung Gottes in Jesus Christus und die Auf-erweckung Jesu Christi bleiben das unausräumbare Skandalon, an dem alles Denken des Menschen scheitert – zu seinem Heil.

Abends saßen wir noch in Kastellaun mit Gemeindegliedern zusammen, die Manfred Koschorke zu einem Gespräch mit uns eingeladen hatte. In diesem überschaubaren Kreis konnten die Fragen formuliert werden, die Christen als glaubende und denkende Menschen anfechten können. Der erfüllte und bewegende Tag mündete in Lobpreis, Dank und Fürbitte.

Auf denkwürdige Weise erfuhr ich, daß Hans Günter Grünweller sehr genau um seine begrenzte Lebenszeit wußte – er starb mit 35 Jahren am 12. Januar 1962 kurz nach seiner Berufung als Professor nach Wuppertal. In Velbert-Dalbecksbaum hatte uns Pfarrer Börnke in seine Konfirmandengruppe gebeten, zu der er die Lehrer seiner Gemeinde eingeladen hatte. Es wurde die Geschichte vom Sündenfall behandelt, indem der Text aus zwei verschiedenen Übersetzungen gelesen, gemeinsam ausgelegt und auf seine Bedeutung für das eigene Leben befragt wurde. Als das Verbot Gottes in den Verdacht der Willkür geriet, meldete sich Hans Günter, der hier vier Jahre Dienst getan hatte, zu Wort und erzählte aus seiner Kindheit. Im Frühsommer hatte sein Vater ihm streng untersagt, im benachbarten Teich zu baden. Er aber mißachtete das Verbot und erkrankte so schwer, daß ein unkorrigierbarer Herzschaden zurückblieb, der sein weiteres Leben überschattete. Hier wurzelte konkret seine Einsicht in den Segen des Verbotes des Schöpfers, der den Menschen nicht klein halten will. Im Gehorsam gegen

Gottes Willen gründet die Freiheit des Menschen, der aufhört, wie Gott sein zu wollen.

Dieses schlichte Zeugnis – frei von Sentimentalität und Moralin – stimmte nicht nur die Konfirmanden nachdenklich, die nun Parallelen in ihrem Leben entdeckten, als sie nachträglich das Heilsame von Weisungen wahrnahmen. Der Bibeltext behielt gleichsam das letzte Wort, als er noch einmal verlesen wurde.

Die unmittelbare Art mitmenschlichen Umgangs und die überragende theologische Bildung von Hans Günter Grünweller bewogen auch die Lehrer zu grundsätzlichen Fragen, Vorbehalten und Stellungnahmen. Es lag gleichsam in der Konsequenz des Bibeltextes, über die Gebote Gottes als Spiegel, Riegel und Regel und über das Verhältnis von Evangelium und Gesetz nachzudenken. Daß ein Pastor Pädagogen Einblick in seine Arbeit gewährte, fand dankbares Echo bei allen, die das Wagnis eines solchen Besuches zu würdigen wußten. Hier erfüllte sich der Sinn eines offenen Gesprächs zwischen Pfarrern und Lehrern. Bewundernswert blieb der Lebensmut und die Lebensfreude, die Hans Günter Grünweller nicht nur bei guter Laune erhielt. Diese gründeten vielmehr in einem befriedeten Herzen, das sich im Leben und im Sterben in Gottes unendlicher Güte geborgen wußte und hoffnungsfroh in die Zukunft blickte. So wurde er ungewollt zu einem Beispiel gelingenden Lebens in der Nachfolge Jesu Christi.

Verantwortung der Kirche für die Schule

Die Probleme der Evangelischen Unterweisung nahmen einen breiten Raum in unserer Arbeit ein. Schule und Kirche trafen sich in der gemeinsamen Verantwortung für den Religionsunterricht, dem im Grundgesetz eine Sonderstellung verbürgt wird. Als ordentliches Lehrfach ist er „in Übereinstimmung mit den Grundsätzen der Religionsgemeinschaften“ zu erteilen. Als Lehrer hatte ich dieses Fach besonders gern unterrichtet. Kindern und Jugendlichen den Weg in das Verstehen und Beherzigen der biblischen Botschaft mit ihrer Mitte und ihrem Ziel in Jesus Christus zu weisen, hatte mir am Herzen gelegen. In den folgenden Jahren beobachtete ich den rasanten Szenenwechsel religionspädagogischer Konzeptionen und

kritisierte den Taumel ihrer Alleinvertretungsansprüche. Unter dem Titel „Vom Elend der Alternativen im Religionsunterricht“ versuchte ich eine Zwischenbilanz, die 1974 erschien. Die 3. Auflage folgte 1977. Töricht erschienen mir Alternativen, wenn sie Zusammengehörendes trennten und gegeneinander ausspielten. Dies passierte, wenn Unterricht der Verkündigung entgegengesetzt, Verkündigung durch Information ersetzt oder durch Auslegung abgelöst werden sollte. Bibelunterricht sollte sich durch problemorientierten Unterricht erübrigen. Emanzipation sollte Interpretation überrunden. Sachorientierung sollte durch Lernzielorientierung verdrängt werden. Der Streit wurde zu einer unendlichen Geschichte.

Als eine unerwartete Konsequenz aus meiner literarischen Bestandsaufnahme wertete ich meine Berufung in die staatliche Lehrplankommission, die einen neuen Lehrplan für die Evangelische Religionslehre in der Hauptschule zu erarbeiten hatte. Der neue Lehrplan vom 1.8.1983 erklärte verbindlich: „Der Unterricht kann von den Erfahrungen der Schüler, von der alt- und neutestamentlichen Überlieferung oder von der Geschichte ihrer Wirkungen ausgehen. Diese Ansätze sind gleichrangig, korrespondieren miteinander, sind vielfältig verschränkt und sollten sich wechselseitig erschließen, ergänzen und befruchten. ... Jeder Ausschließlichkeitsanspruch gefährdet die Ziele des Unterrichts.“ Die Einsicht in die Unauslotbarkeit der biblischen Botschaft und der Lebenswirklichkeit des Menschen wie auch die Erkenntnis der Unverfügbarkeit der Wahrheit und des Glaubens spiegelt sich in dem Wort „Intention“, das den fragwürdigen Begriff des „Lernziels“ endgültig verbannte. Der Respekt vor der Sache und die Achtung vor der Entscheidung der Lehrenden fanden ihren angemessenen Ausdruck in der Formulierung, daß „die Gesamtheit der Intentionen den verbindlichen Gehalt des Lehrplans“ ausweist. Mit großer Freude habe ich vor Schulräten und Lehrern diese Konzeption erläutert und begründet, die vielen meiner Vorstellungen nun rechtliche Geltung verlieh. Einmalig blieb auch, daß ein Band „Unterrichtssequenzen“ den Richtlinien folgte.

Die Verantwortung der Kirche blieb nicht auf den Religionsunterricht beschränkt. Sie erstreckte sich ebenso auf Erziehung und

Bildung in den öffentlichen Schulen. Der Lehrermangel forderte sie zu ihrem Beitrag und ihrer Mitwirkung durch das Kolleg auf. In Rheinland-Pfalz wurde überzähligen landwirtschaftlichen Berufsschullehrern ein Wechsel in die Volksschule durch Sonderkurse an der katholischen Pädagogischen Akademie Trier erleichtert. So fiel mir die Aufgabe zu, diesen Kreis mit der Situation der Evangelischen Unterweisung in der Volksschule bekannt zu machen. Ich fuhr mehrmals durch die Eifel zu ihnen, erörterte den Lehrplan und überlegte mit ihnen die Gestaltung von Unterrichtsstunden. Auch unterrichtete ich in einem 8. Schuljahr, das durch den Rektor hervorragend gefördert war. Es war dort üblich, daß die Schüler sich an der anschließenden Kritik beteiligten und ihre Zensuren erteilten. Mit mir waren sie zufrieden, weil ich sie gleich mit ihrem Namen angesprochen hatte, bemängelten aber, daß ich so wenig Fragen gestellt hatte. Es war ihnen entgangen, daß ich diese bewußt in Impulse umgemünzt hatte, die ihnen ein weiteres Feld eigenen Nachdenkens sichern sollten.

Um Abiturienten für die Volksschule zu gewinnen, gab ich im Auftrag der rheinischen, westfälischen und lippischen Kirche eine Werbeschrift mit dem Titel „ausgerechnet Volksschullehrer?“ heraus. Ich hatte dazu Beiträge von Menschen erbeten, die gerade dieser Schulform hohe Bedeutung beimaßen und dies von ihrer Position in der Gesellschaft einleuchtend begründeten. Als es um die Endredaktion und den journalistischen Pfiff ging, lernte ich Johannes Rau, der damals im Jugenddienst-Verlag tätig war, kennen. Wir verstanden uns auf Anhieb, rangen um flotte Formulierungen ohne Substanzverlust und waren froh über das Ergebnis, das viel Lob erntete. Es verstand sich von selbst, daß wir uns mit „Bruder“ anredeten und es auch in der Folgezeit dabei ließen, als Rau Minister und Ministerpräsident geworden war. In Briefen unterbreitete ich ihm meine Sorgen um die Lehrerbildung, auf die er verständnisvoll antwortete, ohne sie beheben zu können.

Persönlich kamen wir uns bei Geburtstagen von Johannes Harder in Hohenzell näher. Gerne verfaßte er ein Grußwort zu seiner Festschrift und leitete auch die fragmentarisch gebliebenen Lebens-

erinnerungen unseres gemeinsamen Lehrers und Freundes mit einem bewegenden Vorwort ein.

Es erstaunt mich noch immer, wie vielen originellen Menschen ich in dieser Tätigkeit begegnet bin und mit welchen Problemen ich konfrontiert wurde. Die Fülle der Aufgaben war nur zu meistern durch das Vertrauen der Kirchenleitung, die uns den größten Freiraum zu eigener Verantwortung gönnte. Nicht zuletzt gelang dies durch das brüderliche Einvernehmen zwischen uns Dozenten, die fürs Leben Freunde wurden. Überwältigend war auch die Offenheit im redlichen Umgang mit Lehrern und Katecheten, die sich mir mit ihren Nöten anvertrauten und Beistand in ihrer Krise erbaten. Nie mehr bin ich als Christ so beansprucht und beschenkt worden.

Mitarbeit in anderen Landeskirchen

Die begeisternde Erfahrung von Brüderlichkeit im Dienst der rheinischen Kirche ließ mich offen bleiben für neue Begegnungen in anderen Landeskirchen. In Gesprächen mit den westfälischen Präsidien Wilm, Thimme und Reiß konnten schwierige Probleme beim Aufbau der Pädagogischen Hochschule Hagen vorbehaltlos erörtert und gelöst werden. Gerne arbeitete ich in Vokationsrüstzeiten mit, die Eberhard Simmer, Dozent im Pädagogischen Institut in Villigst, bewundernswert leitete. In Referaten dort übte ich konstruktiv Kritik an fragwürdigen Tendenzen in der Bildungspolitik, die von manchen Lehrern konkretisiert und bestätigt wurden.

Mit Enthusiasmus habe ich – vermutlich durch Hans Helmut Eßer, den Münsteraner reformierten Systematiker eingefädelt – über ein Jahrzehnt bei den theologischen Examen in der lippischen Landeskirche Philosophie geprüft. Immer wieder staunte ich über die Begeisterung eigenen Philosophierens und die Intensität kritischer Auseinandersetzung mit ausgewählten Denkern und Problemen. Die breite Palette von Themen forderte von mir eine gründliche Vorbereitung, die durch überragende Leistungen der Theologiestudenten entgolten wurde. Als Ako Haarbeck bei seiner Verabschiedung als Landessuperintendent mich einigen Anwesenden vorstellte, meinte er: „Das ist Bruder Horn, der in der Philosophie

so prüfte, daß sich die Kandidaten wunderten, was sie alles verstanden hatten.“ Dies späte Lob tat noch dem Emeritus gut.

Über ein Vierteljahrhundert hatte ich kontinuierlich Kontakte mit Gemeindegliedern in Wernigerode, Leipzig, Oschatz und Dresden gehalten. Daß nicht alle Briefe und Geschenksendungen mit Büchern und Zeitschriften, Kaffee, Tee und Schokolade vollständig und unbeanstandet ankamen, mußte hingenommen werden. Manches wurde beschlagnahmt. Beschwerden blieben meist erfolglos. Im Oktober 1981 eröffnete sich mir die Chance, endlich die Freunde persönlich kennenzulernen und bei ihnen Gast zu sein.

Martin Skrodt, ein aus Ostpreußen stammender Pfarrer, hatte mich gefragt, ob ich ihn in Ost-Berlin besuchen und auf der Jahrestagung der „Evangelischen Bruderschaft Hans-Joachim Iwand“ ein Referat über ein aktuelles Thema halten wolle. Ich stimmte gleich zu und wartete auf die Aufenthaltsgenehmigung, die er bei seiner zuständigen Volkspolizei-Inspektion in Berlin-Pankow für mich und Sohn Matthias als seine privaten Gäste beantragen mußte. Die offizielle Einladung erhielt ich vom Präsidenten der Kirchenkanzlei der Evangelischen Kirche der Union Hildebrandt. Darauf befreite mich der Rektor der Universität Dortmund von meinen Lehrverpflichtungen für drei Tage.

Am 25. Oktober 1981 passierte ich mit Matthias die irrsinnigste Grenze in meinem Leben am Übergang Marienborn. Hier endete die gewohnte Normalität an meterhohen Stacheldrahtzäunen und Wachtürmen, an Minenfeldern und Selbstschußanlagen, an willkürlichen Wartezeiten und peinlichen Verhören, an schikanösen Kontrollen und einschränkenden Devisenbestimmungen mit Zwangsumtausch von D-Mark in DDR-Währung. Ärger und Unwille verflüchtigten sich, als wir uns in Pfarrer Skrodts väterlicher Fürsorge ausruhen durften. Er hatte alles vorzüglich für unseren Aufenthalt vorbereitet, und wir genossen seine warmherzige Gastfreundschaft. Die folgenden Tage barsten vor überwältigenden Eindrücken. Die Intensität der Diskussionen, die Herzlichkeit unmittelbaren Umgangs und das ernste Ringen um die Verantwortung des Glaubens im Sozialismus haben mich tief bewegt. Die hier miteinander verbundenen Frauen und Männer hatten sich in

der Bekennenden Kirche dem Totalitätsanspruch der NS-Diktatur widersetzt und stellten sich nun der Herausforderung durch den alleinigen Führungsanspruch des SED-Regimes. Als wir nach dem Abendmahlsgottesdienst in der Französischen Friedrichstadtkirche uns herzlich verabschiedeten, hatte ich das Gefühl dazuzugehören und versprach wiederzukommen. Das geschah auch 1984, 1985 und 1987.

Da wir noch die langjährigen Briefpartner besuchen wollten, nahmen wir Oberkirchenrat Herbert Tolkmitt und seine gehbehinderte Frau Ilse in unserem Opel mit nach Dresden. Zu beiden entwickelte sich eine innige Beziehung. In der Folgezeit erwies sich der Sohn eines ostpreußischen Lehrers in seinen seitenlangen Briefen als ein glaubwürdiger Chronist und besonnener Kritiker, der die Chancen und Risiken des Umbruchs in der DDR hellsichtig zu analysieren und realistisch zu werten verstand. Gleich nach der Wiedervereinigung äußerte er seine Furcht, daß die importierte freie Marktwirtschaft zum „schlimmsten ausbeuterischen Kapitalismus“ entarten könne, die die dortige Industrie in den Ruin triebe und die Lebensbedingungen der Bevölkerung auf lange Zeit nicht verbessere. Wie er mit seiner skeptischen Prognose recht behielt, hat er nicht mehr erlebt. Am 2. Januar 1992 endete sein irdischer Lebenslauf. Martin Skrodt folgte ihm am 29. November 1996 in die Ewigkeit. Die Begegnung mit diesen unerschrockenen Zeugen Jesu Christi in totalitären Systemen bleibt für mich ein wunder-volles Geschenk göttlicher Fügung.

In der Nähe des Zwingers traf ich mich zum erstenmal mit Hans-Helmut Bickhardt, Pfarrer in der Apostelgemeinde in Dresden-Trachau. Wir blickten uns unverwandt an und umarmten uns wie alte Freunde. Wie oft hatte er nach dem Verbleib der konfiszierten Bücher bei den Behörden geforscht und doch nichts ausgerichtet! Nun wandelten wir mit ihm durch die Dresdner Galerie mit ihrer unüberschaubaren Fülle genialer Meisterwerke, bestaunten die Brühlschen Terrassen und den Fürstenzug und hielten Einkehr in der Hof- und Kreuzkirche. Überall stießen wir auf die Trümmer des 2. Weltkriegs. Still verharreten wir vor den zerklüfteten Ruinen der Frauenkirche, und ich erinnerte mich, wie ich im Sommer 1981

mit Sohn Johannes in der Ruine der St. Michaels-Kathedrale in Coventry die im Mauerwerk eingemeißelten Worte „Father forgive“ aufgewühlten Herzens gelesen hatte. Beide Ruinen klagten den Wahnsinn von Krieg und Haß an und beschworen das abgrundtiefe Leid seiner Opfer. Die spätere Städtepartnerschaft zwischen Dresden und Coventry wies den Weg zur Versöhnung und zum Frieden.

Im abendlichen Gespräch wurden die Ereignisse der letzten 25 Jahre gegenwärtig, die in Briefen nur verschlüsselt angedeutet werden konnten. Gertraut Bickhardt, die als Ärztin in einer staatlichen Einrichtung wegen ihrer parteipolitischen Abstinenz ständigem Druck ausgesetzt war, unterdrückte nicht die Tränen ihrer Entrüstung. Zum entscheidenden Beweggrund für meine späteren Besuche wurde Hans-Helmuts Satz: „Wichtiger als alle Präsente ist Ihre Präsenz.“

Die Wahrheit dieser Aussage bestätigte sich am kommenden Tag, als ich in Leipzig Jutta Bienert nach 25jähriger Korrespondenz persönlich kennenlernte. Der Ingenieurin in einem Institut für Energetik wurde ihr beruflicher Aufstieg durch ihre „Westkontakte“ blockiert, ohne daß diese Benachteiligung ihren inneren Frieden hätte stören können. In der treusorgenden Liebe ihrer achtzigjährigen Mutter, die auch uns mit ihrer mütterlichen Fürsorge verwöhnte, fand sie Kraft und Halt. In der Thomas- und Nicolaikirche sammelten wir uns zum Gebet und bezogen die Friedensgebete ein, in denen Kritiker und Reformer sich für den gewaltlosen Widerstand rüsteten, der schließlich zum Fall der Mauer und zum Sturz des verhaßten kommunistischen Regimes führte. Auf einer Fahrt nach Halle waren wir bestürzt über den Verfall der Franckeschen Stiftungen, während wir im Naumburger Dom die Nuancen seelischer Befindlichkeit in den Antlitzen der lebensgroßen Stifterfiguren, sonderlich von Uta und Ekkehard, bewunderten. Wehmut bestimmte unseren Abschied; denn ein Krebsleiden setzte bald Juttas Leben ein Ende. Die Verbundenheit mit ihrer großartigen Mutter habe ich bis zu ihrem Tode aufrechterhalten.

Auf unserer Fahrt nach Wernigerode nahmen wir uns Zeit für Weimar und Buchenwald, die untrennbar zur spannungsgeladenen Geschichte unseres Volkes gehören. Goethes Sehnsucht nach

Harmonie, Schillers Leidenschaft für Freiheit und Herders Lobpreis auf die Humanität offenbarten sich uns als krasser Widerspruch zu der Grausamkeit nazistischer Ausrottung Andersdenkender und dem unauslotbaren Leid der Gefolterten und Ermordeten. Das Erlebte ließ uns vor Scham und Schande verstummen. Im Innersten erschüttert, fanden wir den Frieden unserer verstörten Herzen erst in der lebenswürdigen Gastfreundschaft der Eheleute Stockmann in Wernigerode wieder, die uns besorgt zu später Stunde empfingen. Über 25 Jahre hatten wir Briefe gewechselt und Geschenke einander geschickt. Nun saßen wir uns gegenüber und bezeugten, was uns an Gutem zugebracht und Sorgenvollem widerfahren war. Wie merkwürdig verwoben die Wege miteinander verbundener Menschen sein können, leuchtete in unserem bewegenden Gespräch auf. Verwundert vernahm ich, daß in diesem Haus Johannes Harder seinen Verlag aufgebaut hatte. 1929 war hier das Buch von Leonhard Ragaz „Von Christus zu Marx – von Marx zu Christus“ erschienen. Der Segen dieser unverwechselbaren Beziehung mit Stockmanns blieb mir über ihren Tod hinaus gegenwärtig. Stets kehrte ich als Beschenkter von meinen Besuchen in der DDR zurück.

Dozent an der Pädagogischen Akademie Kettwig

Meiner Berufung auf eine Dozentur für Allgemeine Pädagogik in Kettwig gingen drei Vorspiele voraus. Die Studentengemeinde Kettwig hatte mich zu Semesterbeginn an einem Wochenende in die Jugendherberge Plettenberg eingeladen und Referate über Karl Jaspers und seinen philosophischen Glauben erbeten. So versuchte ich, zunächst die Eigenart seines Philosophierens in der Polarität von Existenz und Vernunft herauszustellen und den Gedanken des Umgreifenden in seiner Originalität und Fruchtbarkeit zu entfalten. In diesem Kontext umriß ich Grundzüge seines philosophischen Glaubens und ließ Nähe und Abstand zum Christusblauben entdecken. Überrascht war ich, wie spontan sich die Studenten äußerten, ihre Vorbehalte unbedenklich formulierten, Vergleiche zu anderen Konzeptionen anführten und sinnvolle Konsequenzen für die Erziehung zogen. Der leidenschaftlichen Diskussion im Plenum

schlossen sich Einzelgespräche in den Pausen an, in denen persönliche Fragen des Glaubens aufbrachen und redliche Antworten erhofft wurden. Am Abend saß man in geselliger Runde zusammen und plauderte zwanglos miteinander. Die Studenten beeindruckten mich sehr durch ihre Aufgeschlossenheit für die Thematik, die Intensität ihres Mitdenkens und die Herzlichkeit ihres Umgangs. Dies alles schuf eine unvergeßliche Atmosphäre, die mich noch auf meinem Heimweg umhüllte. Noch ahnte ich nicht, wie Dank und Wohlwollen dieser studentischen Jugend mich wenige Wochen später bei meiner Vorstellung in Kettwig beflügeln würden.

Anfang Juli 1959 folgte ich der Einladung des Kettwiger Kollegiums zu einer Gastveranstaltung. In der Vorlesung rückte ich von der herrschenden Planungsbesessenheit ab und präsentierte als Thema „Erziehung als unplanbares Geschehen“. Darüber wurde dann mit Studenten weiter nachgedacht, nachdem ich ihnen einen überschaubaren Ausschnitt aus dem Jasperschen Aufsatz „Von den Grenzen pädagogischen Planens“ ausgehändigt hatte. Ich überließ es dem Zufall, was als bedeutsam oder fraglich angesehen und zur Diskussion gestellt wurde. Das Gespräch lebte so von den Initiativen der Studenten, daß ich fast nur zu moderieren brauchte, manchmal Thesen zuspitzte oder auf Übersehenes aufmerksam machte. In munterer Rede und Gegenrede wurde in die Tiefe des Textes gelotet und Beziehungen zu eigenen Erfahrungen und Einsichten gestiftet. Zum Schluß blieb es mir überlassen, das Ergebnis des gemeinsamen Interpretierens zu bündeln, dabei Wesentliches zu akzentuieren und Fragen offen zu lassen.

Vorlesung und Übung boten für das anschließende Kolloquium genügend Ansatzpunkte für kritische Rückfragen und ergänzende Informationen. Das Gespräch mit Mitgliedern des Kollegiums verlief sachlich und freundlich. Nur eine Frage fand ich verfänglich, die auf mein Verhältnis zu Jaspers und Barth zielte, das widersprüchlich anmutete. Unmißverständlich bezog ich Position: Die persönliche Begegnung mit dem Philosophen und der Weite seines Horizontes bleibe für meine Bildung von unschätzbbarer Bedeutung, aber mein Herz gehöre dem Evangelium, wie es der Basler Theologe authentisch und überzeugend in seiner gewichtigen „Kirchlichen

Dogmatik“ im geschichtlichen Kontext auslege. Später erfuhr ich, daß einige Kollegen mich gerne auf die erste Stelle der Berufungsliste gesehen hätten, die aber schließlich Klaus Schaller eingeräumt wurde. Als dieser die Berufung an die Pädagogische Akademie Bonn jedoch vorzog, warf der geschrumpfte Dreivorschlag im Kollegium und Kultusministerium neue Probleme auf.

Als ich am 29. Januar 1960 ins Kultusministerium nach Düsseldorf gebeten wurde, begleiteten mich zwei Ministerialbeamte zu Minister Werner Schütz, der sich wohl ein eigenes Urteil bilden wollte. Über den Sachverhalt schien er umfassend unterrichtet. So konzentrierte er sich auf Fragen, die sich auf meine Erfahrungen als Volksschullehrer und als Dozent im kirchlichen Dienst bezogen. Auch konfrontierte er mich mit kontroversen bildungspolitischen Programmen, zu denen ich eindeutig Stellung bezog. Unser unkonventionelles Gespräch wurde plötzlich durch seine Sekretärin unterbrochen, die ihm eine eilige Nachricht überbrachte und wieder ging. Als der Minister nach meinen Wünschen fragte, bat ich ihn, mich nach Kettwig zu berufen und mir im ersten Semester die Vorlesung zu erlassen; denn ich hätte mich in den letzten drei Jahren besonders intensiv mit der Theologie befassen müssen. Um in der Pädagogik kompetent lehren und forschen zu können, benötige ich noch eine Zeit gründlicher Vorbereitung. Zwei Seminare und die Praktika würde ich selbstverständlich übernehmen. Nun trat die Sekretärin wieder ein und sprach mit dem Minister leise. Der jedoch behauptete etwas unwirsch, ihr doch „das deutlich gesagt zu haben“ – was aber nicht stimmte. Die Sekretärin verließ schweigend den Raum, und der Minister versprach, mich bald seine Entscheidung wissen zu lassen. Als ich mich mit herzlichem Dank für die Unterredung verabschiedete, bemerkte ich höflich, daß er seiner Sekretärin keineswegs etwas deutlich gesagt habe. Er sah meine beiden Begleiter an, die meine Aussage bestätigten. Der Minister ging ins Vorzimmer, und ich hörte noch, wie er sagte: „Dieser junge Mann macht mich darauf aufmerksam, daß ich Ihnen Unrecht getan habe. Ich bitte um Entschuldigung.“ Diese Geste des Ministers verstärkte meinen positiven Eindruck, während mich die Schweigsamkeit der beiden Beamten nachdenklich stimmte. Ob

man in der Ministerialbürokratie mir diesen Freimut übel ankreiden würde?

Glück und Last der Kollegialität

Die Frage wurde rechtzeitig zum Semesterbeginn gegenstandslos. Am 14. März 1960 hatte der Minister mich mit der vertretungsweisen Wahrnehmung des neuerrichteten Lehrstuhls und der erbetenen Einschränkung meines Lehrangebotes beauftragt. Am 2. November wurde ich mit Wirkung vom 1.9.60 zum Dozenten ernannt. Schon bald fühlte ich mich in meinem neuen Arbeitsfeld heimisch. Einen günstigeren Auftakt als die Freizeit in der Jugendherberge Bilstein, die der ASTA für die Erstimmatrikulierten organisiert hatte, hätte es gar nicht geben können. Hier stellten sich die Dozenten – ein jeder in seiner Weise – mit ihren Veranstaltungen vor und boten die Chance eines ungezwungenen Kennenlernens. Jakob Muth als Schulpädagoge und Horst Schallengerger als Politologe kamen zur gleichen Zeit neu ins Kollegium.

Eine angenehme und konstruktive Zusammenarbeit bahnte sich gleich mit Lotte Adolphs, der doppelt promovierten Professorin, an. Schnell einigten wir uns, wie wir unsere Schwerpunkte so setzten, daß die Studenten ordnungsgemäß studieren konnten. Meine Seminare über Wilhelm Flitners „Allgemeine Pädagogik“ und Martin Bubers „Reden über Erziehung“ ergänzten ihre Vorhaben großartig, die u.a. um Makarenko oder Spieltheorien kreisten. Es wurde selbstverständlich, daß wir uns auf längere Sicht abstimmten und die Studenten so den Anforderungen der Prüfungsordnung genügen konnten. Als nobel empfand ich ihr Angebot, zunächst in ihren Prüfungen mitzuwirken. Sie überließ mir die Literatur, in der ich mich zu Hause wußte, während sie die restlichen Themen übernahm. In unseren Urteilen stimmten wir meist überein. Nur einmal gab's eine leichte Verstimmung.

Als sich die ersten Studenten von mir prüfen lassen wollten, hatte sich in den ausgelegten Listen im Sekretariat die weitaus größere Zahl bei Lotte Adolphs eingetragen. Um sie zu entlasten, fragte ich die Büroangestellte, ob sie die folgenden Kandidaten nicht auf mich als Prüfer aufmerksam machen könnte. Als meine Kollegin davon

erfuhr, ließ sie mich auf einem Zettel in meinem Fach wissen: „Das ist gegen unsere Vereinbarung. Bringen Sie die Sache in Ordnung!“ Was umgehend geschah! Ich entschuldigte mich bei ihr, und die leidige Geschichte war aus der Welt. Mein Fehlverhalten hat unseren freundlichen Umgang und das sachliche Einvernehmen zu keinem Augenblick belastet. Sie hielt zu mir, als andere Kollegen sich von mir aus mißverständener Kollegialität distanzierten. Sie freute sich mit über die Geburt unseres Matthias am 2. August 1961 und nahm an seinem Geschick weiter Anteil. Unser familiäres Glück über das Wunder eines neuen Lebens wurde durch ein Ereignis überschattet, das in seinen Folgen nicht abzuschätzen war. Als ich am Sonntagmittag – es war der 13. August – wie üblich die Nachrichten hörte, erschrak ich über die Meldung, daß das DDR-Regime die Massenflucht seiner Bürger durch den Bau der Mauer zu stoppen versuchte. Die Teilung Berlins und unseres Landes schien auf unabsehbare Zeit zementiert.

Im Sommersemester 1962 häuften sich die Klagen vieler Studenten über das ungerechtfertigte Verhalten eines Kollegen so, daß ich mich dieser unerquicklichen Angelegenheit annehmen mußte. Oft genug war ich ungewollt Zeuge im Eisenbahnabteil in Kettwig geworden, wie sich die Wut einzelner Studenten ungebremsst entlud, weil dieser Kollege wieder einmal die Zeit seines Seminars so überzogen hatte, daß sie nur im Dauerlauf den Zug erreichen konnten. Wieder einmal hatte er ein Verlaufsprotokoll zurückgewiesen, weil es nicht detailliert genug die Diskussion rekonstruiert hatte und nicht mit eigenen und anderen Ansichten über das Thema angereichert war. Diese Anforderungen waren durch die Prüfungsordnung jedoch nicht gedeckt und weckten den Verdacht reiner Willkür.

Als Vertrauensdozent sah ich mich in die Pflicht genommen, besuchte den Kollegen zum vereinbarten Zeitpunkt in seiner Wohnung und sprach offen über seine Testat-Praxis. Jeder Student, der sich zur mündlichen Prüfung in Soziologie entschied, mußte die Teilnahme an einem Philosophie-Seminar nachweisen. Nach geltendem Prüfungsrecht bescheinigte das Testat lediglich die regelmäßige Teilnahme an der Veranstaltung und sagte nichts über die Art der

Mitarbeit aus. Diese eindeutige Rechtslage wurde dadurch unterlaufen, daß der Kollege das Abtestat unzulässig an ein ausführliches Protokoll band und damit die bloße Teilnahme in eine indirekte Prüfung umfunktionierte.

Da es mir nicht gelungen war, den Kollegen von seinem Unrecht zu überzeugen, blieb mir nichts anderes übrig, als – nach Rücksprache mit dem Vorsitzenden des Prüfungsamtes – den heiklen Sachverhalt der Konferenz vorzutragen. Natürlich hatte die Konferenz nicht die Befugnis, jemanden zu reglementieren oder gar zu zwingen, was ich ja auch nicht bezwecken wollte. Aber ich hing noch der idealistischen Vorstellung an, sie könne ein Gremium im Geiste bewegter Menschen sein, die sich über die gemeinsame Verantwortung für die Bildung zukünftiger Lehrer und Erzieher immer neu verständigten und sich wechselseitig an die Letztverbindlichkeit der Wahrheit erinnerten.

Die Reaktionen waren für mich ernüchternd und enttäuschend. Die Mehrheit schwieg. Nur Horst Schallenger, der vor mir Adressat dieser berechtigten Kritik gewesen war, unterstrich die Notwendigkeit einer endgültigen Klärung. Als die Studenten der Faulheit und des Querulantentums bezichtigt wurden, widersprach Heinz Kremers energisch und verwies auf überdurchschnittliche Leistungen der Diffamierten. Am Ende schienen die meisten heilfroh, daß dieser delikate Tagesordnungspunkt abgehakt, aber das strittige Problem nicht gelöst war.

Im Sommerfest antworteten die Studenten geistreich auf die unbereinigte Situation. Wie üblich begeisterte die Spielschar mit einem Tschechow-Einakter, in dem ihre Spiellaune sich Luft über die Enttäuschung verschaffte. In einem Sketch über einen neuentdeckten Platon-Dialog „Flabes“ geißelten sie die hartnäckig weiter verfolgte Testat-Praxis mit viel Witz und Ironie. Dabei wurde die personale Würde des Kritisierten nie verletzt. Als Anwalt ihrer Belange feierten sie mich mit einer Verfremdung der Fontane-Ballade „John Maynard“ in „Horn-Maynard“. Gertraud Brix, temperamentvolle Deutsch-Professorin, winkte mir freudig zu, wie auch Ursula Rudel, die Sportdozentin, mir lachend die Hand drückte. Wie schon manchenmal nahm sie mich in ihrem VW auf ihrem

Heimweg nach Düsseldorf mit. Ich habe sie bewundert, wie gelassen sie ihr Los trug, von ihrem Mann, dem höchst-dekorierten Oberst, allein gelassen zu sein, und wie sie für ihre beiden Söhne vorbildlich sorgte. Ihr helles Lachen zeugte von einem unerschütterlichen Lebensmut, der auch deprimierte Studentinnen aufzurichten vermochte.

Hans Glinz, aus der Schweiz stammender Germanist, war wohl der profilierteste in diesem Kreis, dem er seit 1957 angehörte. Mit seinen sprachtheoretischen Arbeiten setzte er einen deutlichen linguistischen Akzent innerhalb der Deutschdidaktik. Bei Glinz und Brix konnten die Studenten nicht nur zwei unterschiedlichen Temperamenten begegnen, sie wurden auch mit zwei verschiedenen Sichtweisen der Sprache bekannt gemacht. Das konnte wie ein herausforderndes Kontrastprogramm erscheinen. Die Rationalität logischer Argumente ließ sich mit Kreide überschaubar auf die Wandtafel bannen, während der Enthusiasmus schauspielerischer Wortgestaltung in die Unendlichkeit dichterischer Imagination zu locken vermochte. Mich begeisterte, daß beide ihr Konzept von Sprachunterricht in der Schulpraxis erprobten und dort seine jeweilige Fruchtbarkeit wie auch seine Ergänzungsbedürftigkeit nachwiesen. Glinz wurde 1962 durch den Dudenpreis geehrt und folgte 1965 einem Ruf an die Technische Hochschule Aachen.

Hohes Ansehen erwarb sich – nicht nur in Kettwig – Heinz Kremers, der 1958 als Dozent berufen und 1959 zum Professor für Didaktik der Theologie ernannt worden war. Als einer der ersten Hochschullehrer in der Bundesrepublik unternahm er mit Studenten eine „Israel-Exkursion“, bei der nicht nur die Besichtigung geschichtsträchtiger Städte auf dem Programm stand, sondern vor allem in einem Kibbuz hart gearbeitet wurde. Konfrontiert mit der unerträglichen Last deutscher Schuld am Holocaust und überwältigt von der Bereitschaft einzelner Israelis zur Annäherung und Aussöhnung, setzte sich Heinz Kremers mit seiner ganzen Kraft und Leidenschaft für den Dialog zwischen Christen und Juden, zwischen Deutschen und Bürgern des Staates Israel ein. Aufrüttelnd berichtete er nach seiner Rückkehr, wie der Aufbauwille und die Verteidigungsbereitschaft der Israelis die noch immer kursierenden

Vorurteile vom faulen und feigen Juden widerlegten und eine Revision gängiger Vorstellungen forderten.

So wurde er Mitgründer der christlichen Siedlung „Nes Ammin“, und Mitinitiator des Beschlusses der Evangelischen Kirche im Rheinland „Zur Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden“ 1980. An der Konzeption und Gestaltung der Schulbücher „Die Gottesbotschaft“ und „Arbeitsbuch Religion“ ließ er mich Anteil nehmen. Unsere freundschaftliche Verbundenheit gewann in der Übernahme des Patenamtes bei seinem Sohn Heinz Peter eine familiäre Dimension. Über die ihm 1986 verliehene Buber-Rosenzweig-Medaille habe ich mich herzlich gefreut. Sein plötzlicher Tod am 26. Mai 1988 stürzte mich in tiefe Trauer.

Prüfungsordnungen und Prestigedenken

Die Pädagogik nahm zu Recht einen breiten Raum in der Lehre und bei den mündlichen Prüfungen ein. Daß aber eine nicht ausreichende Note in Allgemeiner Pädagogik nicht einmal durch überragende Leistungen in anderen Fächern ausgeglichen werden konnte und damit die 1. Lehrerprüfung nicht bestanden war, empörte Studenten und verärgerte vor allem die übrigen Kollegen. Als ich mein Mißbehagen an dieser ungerechten Sonderstellung bei einem Treffen der nordrhein-westfälischen Allgemeinen Pädagogen äußerte, löste meine Meinung den lauten Protest der meisten Fachkollegen aus. Schließlich lud man – widerwillig – Ilse Lichtenstein-Rother als Sprecherin der Schulpädagogen zur nächsten Besprechung ein und einigte sich nach zähen Verhandlungen auf einen vernünftigen Kompromiß, der auch in der nächsten Prüfungsordnung festgeschrieben wurde. Da die Prüfungsdauer in der Allgemeinen Pädagogik mit 30 Minuten doppelt so hoch war wie in der Schulpädagogik, konnte der Ausgleich nur im Verhältnis 2:1 erfolgen. Das hieß: Eine 5 in Allgemeiner Pädagogik konnte nur mit einer 2 kompensiert werden, während eine 3 die 5 in Schulpädagogik ausbügeln konnte. Zählt man zu den 45 Minuten noch je 20 Minuten in Psychologie und wahlweise in Philosophie oder Soziologie hinzu, so ergab sich für die Pädagogik und ihre Nachbardisziplinen ein Zeitaufwand von 85 Minuten. In den 80er Jahren schrumpfte dieser

Anteil auf 40 Minuten für die erziehungswissenschaftliche Prüfung – eine Tendenz, die ich ebensowenig gutheißen konnte.

Nur einmal in mehr als 30 Jahren in der Lehrerbildung war ich in der Verlegenheit, einen Kandidaten dreimal prüfen zu müssen. Die völlig unzulängliche Leistung mußte mit „ungenügend“ bewertet werden, was Außenstehende als zu hart einstufen. Der zweite Versuch endete mit „mangelhaft“, was andere zu der Meinung veranlaßte, ich hätte ihn diesmal doch mit einem schwachen Ausreichend davon lassen sollen. Als der Kandidat mich fragte, ob ich ihn zum drittenmal prüfen und den Antrag ans Kultusministerium unterstützen wolle, sagte ich – ohne lange zu überlegen – zu. Seine überdurchschnittliche Leistung wurde mit „gut“ honoriert, was wieder andere kritteln ließ, so ein Sprung um drei Noten nähme sich doch komisch aus. Diese Episode und ihr Echo blieben in meinem Gedächtnis dauerhaft gespeichert, weil meine Entscheidungen Jahre später von dem Kandidaten gerechtfertigt wurden. Als ich ihn auf einer Tagung wiedersah und mich über seine überaus freundliche Begrüßung wunderte, berichtete er mir strahlend, daß er damals mehr mit seinem Motorrad als mit seinem Studium befaßt gewesen sei und daß seine stinkende Faulheit nur mit ungenügend und mangelhaft hätte quittiert werden dürfen. Eine andere Benotung hätte ihn an meiner Objektivität und Gerechtigkeit zweifeln lassen. Daß ich dann ihm eine weitere Chance geboten habe und nicht schematisch verfahren sei, habe ihm Mut zur Weiterbildung gemacht. Nun schenkte ihm die Arbeit in der Sonderschule viel Freude und Erfüllung.

In den 60er Jahren ging die Furcht vor kommunistischer Unterwanderung um, auch wenn hierzulande die Hysterie des McCarthy das politische Klima nicht so wie in den USA vergiftete. Als die Landesregierung von ihren Beamten einen Revers verlangte, daß sie nie einer kommunistischen Partei angehört hätten und auch in Zukunft ihr nicht beitreten würden, habe ich diesen Revers nicht unterschrieben. Beim Rektor gab ich zu Protokoll, daß eine solche Unterschrift meinen Diensteid auf das Grundgesetz und die Landesverfassung entwerte, mit dem allein ich mich zur Loyalität für die freiheitlich-demokratische Grundordnung unseres Gemeinwesens

bekenne. Auch hier sahen scheinbar Wohlmeinende das lockerer, denn so ernst müsse man das alles nicht nehmen.

Studenten – Anspruch und Ansporn

Uneingeschränkt positiv war die Zusammenarbeit mit den Studenten, die mit großem Interesse mein anders akzentuiertes Lehrangebot aufgriffen und sich eigenständig damit auseinandersetzten. Jaspers und Kierkegaard, Guardini und Buber, Nohl und Spranger wurden in wesentlichen Werken erschlossen und auf ihre Bedeutsamkeit für die Gestaltung des Schulalltags in Unterricht und Feier „abgeklopft“.

Zum ermutigenden Auftakt meines drei Jahrzehnte folgenden Umgangs mit Pestalozzis Leben und Werk gestaltete sich mein Seminar „Glaube und Liebe in der Erziehung“. Es setzte sich das Ziel, in ausgewählten Werken der Kritischen Gesamtausgabe diese Fragestellung zu sichten in dem doppelten Sinn, sie zu Gesicht zu bekommen und sie aus anderen Zusammenhängen zu lösen. Im Nu waren die Referate verteilt, und alle widmeten sich mit seltener Hingabe dieser anspruchsvollen Aufgabe. Die Studenten übertrafen sich in dem Eifer, die Texte ernsthaft zu studieren, die relevanten Stellen zu sammeln und in einer sinnvollen Ordnung zu systematisieren. Jeder hob das Wesentliche klar hervor, formulierte seine Fragen und fahndete nach überzeugenden Antworten im Umkreis seiner bisher gewonnenen Einsichten. So wurden Anstöße zum gemeinsamen Gespräch gegeben, in denen schwierige Sachverhalte geklärt und eigene Stellungnahmen in intellektueller Redlichkeit und existentieller Wahrhaftigkeit gewagt werden durften. So wurde die Unverfügbarkeit von Glaube und Liebe und ihre Unersetzbarkeit für sinnerfülltes Leben und für pädagogische Verantwortung gegenüber der nachwachsenden Generation offenbar.

Zur wohlthuenden Atmosphäre und zum Gelingen des Seminars trug besonders ein Student unauffällig und unaufdringlich bei: Friedhelm Nierhaus, der mit einer Dissertation über Kant bei Heinz Heimsoeth promoviert hatte und in einem verkürzten Studium sich auf die 1. Lehrerprüfung für die Volksschule vorbereitete. Er motivierte seine Kommilitonen durch die Besonnenheit seiner

Interpretation, durch die Verständlichkeit seiner Argumente, durch die Bescheidenheit im unbeschwerten Umgang und durch die Liebenswürdigkeit seiner Hilfsbereitschaft. Arithmetisch hätte das Gesamturteil seines Examens „sehr gut“ lauten müssen, aber die Mehrheit des Kollegiums wollte ihn nicht dem Druck unerfüllbarer Erwartungen durch Schulen und Schulaufsicht aussetzen und entschied sich für „gut“. Sein nobler Charakter ließ dies ohne Widerspruch gelten. Daß er sich in der Schulwirklichkeit glänzend bewährte, bewiesen sein 2. Examen und die Anerkennung, die er sich durch seinen Einsatz an der pädagogischen Front erwarb.

Als sich für mich völlig überraschend eine neue Perspektive meiner Lehrtätigkeit eröffnete, machte ich Friedhelm Nierhaus Mut, sich nach Hagen versetzen zu lassen. Hier wurde er später mein Assistent und gewann als Dozent bald das Vertrauen der Studenten in Hagen und Dortmund.

Die Kettwiger Studenten bereiteten mir einen überwältigenden Abschied. Meine „Pestalozzianer“ schenkten mir Karl Barths Buch „Die protestantische Theologie im 19. Jahrhundert. Ihre Vorgeschichte und ihre Geschichte“, begleitet mit ergreifenden Worten ihrer Dankbarkeit. Mein Entschluß, mich der Herausforderung in Hagen zu stellen, wurde dadurch wesentlich erleichtert, daß Heinz Wilhelm, Professor für Musikerziehung, um Versetzung nach Hagen nachgesucht hatte. Ich hatte ihn als den liebenswertesten Kollegen kennengelernt. Jeder schätzte seine Menschlichkeit, die sich mit ungewöhnlicher Musikalität verband. Sein didaktisches Geschick und einfühlsames Wesen konnten Chor und Collegium musicum zu beachtenswerten Leistungen steigern. Zu den „Offenen Singstunden“ fanden sich neben vielen Studenten manche Kollegen ein. Für Lotte Adolphs und mich war es selbstverständlich, oft mit von der Partie zu sein. Daß er mit den Kettwigern die Eröffnung der Pädagogischen Hochschule Hagen musikalisch gestalten würde, ließ mich in dieser Frage froh in die Zukunft blicken. Es wurde eine wundervolle Ouverture!

Gründungsrektor der Pädagogischen Hochschule Hagen

Im Sommersemester 1963 überstürzten sich für mich die Ereignisse. Das Kabinett Meyers hatte 1962 die Gründung der Pädagogischen Hochschulen Hagen, Hamm und Siegerland beschlossen, für die ein aus sechs Vertretern der Pädagogischen Hochschulen und der Universität gebildeter Gründungsausschuß des Pädagogischen Hochschulsenats dem Kultusminister Berufungsvorschläge für die „Rumpf-Kollegien“ unterbreiten sollte.

Als dieses Gremium Hammelsbeck als Gründungsrektor für Hagen nannte, fragte er mich in einem Brief, ob ich als Dozent mit ihm die Allgemeine Pädagogik dort vertreten wolle. So gerne ich in Kettwig geblieben wäre, sagte ich ohne Vorbehalt zu. Allerdings kehrte sich die Situation geradezu um, als der Vorschlag beamtenrechtlich platzte, weil Hammelsbecks Pensionierung in Wuppertal 1964 bevorstand. So überraschte mich völlig Ende Mai die Anfrage aus dem Ministerium, ob ich bereit sei, mich als Gründungsrektor nach Hagen oder Siegen-Weidenau berufen zu lassen. Dieses nie erwartete Angebot ließ mich ernsthaft fragen, ob meine Zusage nicht ein Akt von Tollkühnheit sei und ob ich mit meinen 35 Jahren dieser verantwortungsvollen Aufgabe überhaupt gewachsen sein würde. Diese Selbstzweifel zerstreute Hammelsbeck und machte mir Mut, dieses ehrenvolle Amt anzunehmen. Zugleich fragte er humorvoll an, ob er gleichsam als „gehobener Assistent“ einen Lehrauftrag dort wahrnehmen dürfe. Aufrichtigen Herzens stimmte ich zu. Am 3. Juli ließ ich Minister Mikat und seinen Referenten für die Lehrerbildung August Klein meine Entscheidung für Hagen wissen, ohne „meine Besorgnis über meine mangelnde Erfahrung in der Verwaltung“ zu verschweigen. Am 9. Juli wurde ich aufgefordert, „umgehend verantwortlich“ die „Tätigkeit als Gründungsrektor“ aufzunehmen und an der nächsten Sitzung des Gründungsausschusses am 12. Juli 9 Uhr c.t. im Bahnhofshotel Hamm teilzunehmen.

In dieser Sitzung wurden die Berufungsvorschläge für Hagen verabschiedet und dem Ministerium zugeleitet. Nur über die Besetzung von drei Fächern mußte noch in fünf Gastveranstaltungen in Münster und Wuppertal entschieden werden, an denen ich teilnahm.

Einen überragenden Eindruck hinterließ Walter Erben, der an der Deutschen Schule in Rom tätig war und später internationales Ansehen mit seinen Büchern über Chagall und Miro erwarb. Eine persönliche Beziehung nahm ihren Anfang, als ich auf dem Weg zum Bahnhof mich mit ihm über Bubers Einschätzung des Schöpferischen im Kind geistreich stritt.

Von den Vorgeschlagenen kannte ich nur Heinz Wilhelm und Oskar Hammelsbeck. Allen anderen mochte es ebenso gehen. Um so dringlicher erschien es mir, möglichst bald die Anschriften der Berufenen zu kennen, um sie rechtzeitig noch vor Semesterende zur konstituierenden Sitzung einladen zu können. Dies geschah am 30. Juli in der Villa Lauffenberg in Hagen. Mit innerer Spannung sah ich diesem Tag entgegen, denn ein ermutigender Auftakt schien nur möglich, wenn ich das Vertrauen des Kollegiums zu gewinnen verstand und mich mit ihm über Leitgedanken einer gediegenen Zusammenarbeit verständigen konnte. Dies gelang in überwältigender Weise. Denkwürdig wurde für mich diese erste Begegnung durch die wohlthuende Atmosphäre, in der jeder Zutrauen zum anderen fassen konnte und sich und seinen beruflichen Werdegang glaubwürdig vorstellte. Offen wurden die ersten Entscheidungen diskutiert und einhellig gefällt. Ungewöhnlich war, daß der Oberstadtdirektor und der Kulturdezernent um Teilnahme baten und das Kollegium dieser Bitte entsprach. Sichtlich beeindruckt äußerten sich die beiden Herren über die menschliche Verbindlichkeit und sachliche Kollegialität, die auch die nähere Zukunft über die Gründungsphase hinaus bestimmen sollten. Freie Selbstverpflichtung aller zum gemeinsamen Werk ließ Beispielhaftes gelingen, das den guten Ruf der jungen Hochschule begründete.

Besonders glücklich war ich, daß die Konferenz auf meinen Vorschlag einmütig Gerhard Bethlehem zum Prorektor wählte, der zuvor allseits geschätzter Schulrat in Hagen und zuletzt Professor für Schulpädagogik in Münster II war. Es hatte mich innerlich belastet, als ich erst nach meiner Zusage für Hagen davon Kenntnis erhielt, daß Minister Schütz ihm schriftlich das Gründungsrektorat für Hagen zugesichert, aber sein Amtsnachfolger anders entschieden hatte. Als Kollege Wilhelm mich von Kettwig auf seiner Heim-

fahrt nach Lüdenscheid einmal mitnahm und wir uns den Hohenhof als zukünftige Heimstatt angeschaut hatten, besuchte ich Bethlehem in Hagen-Emst. Ich schilderte ihm lückenlos meine Berufungsgeschichte und verbarg nicht meine Bestürzung über seine Zurücksetzung. Als ich ihn um seine Mitarbeit als Prorektor bat und er sie spontan versprach, atmete ich erleichtert auf. Er hat sich wie kein anderer an Planung und Einrichtung beteiligt. Uneigennützig und loyal hat er mit mir die Verantwortung und Last des Aufbaus getragen. Gemeinsam haben wir die Fülle von Aufgaben bewältigt, die oft mit längeren Dienstfahrten verbunden waren. Ich denke nur an die Suche nach der rechten Bestuhlung für den großen Hörsaal, in dem Vorlesungen gehalten, Feiern zur Immatrikulation und Verabschiedung gestaltet und festliche Konzerte von Chor und Collegium musicum geboten wurden. Da er sich mit dieser Hochschule identifiziert hat, focht er später als Dekan leidenschaftlich, wenn auch vergeblich für ihren Fortbestand. Seine Emeritierung 1976 ersparte ihm den Umzug nach Dortmund.

Freudig begrüßt wurde in diesem Kreis Oskar Hammelsbeck, der über die Grenzen Nordrhein-Westfalens als einer der profiliertesten Verfechter akademischer Lehrerbildung hohes Ansehen genoß und im „Arbeitskreis Pädagogischer Hochschulen“ sich tatkräftig für die Vereinheitlichung und die ständige Ausgestaltung der eigenständigen Pädagogischen Hochschule zu einer wissenschaftlichen Hochschule eingesetzt hat. Seine Altersweisheit und reiche Lebenserfahrung ließen ihn gleichsam zum Paten für die neue Hochschule werden, der unauffällig für das Klima in den Konferenzen und das Niveau von Lehre und Forschung mitsorgte. Menschliche Größe bewies er in seiner bewundernswerten Mitarbeit, in seinem ermutigenden Wohlwollen und seiner echten Freude am Gelingen dieser Aufgabe. Mir erwies er sich als weiser Mentor, der mich verständnisvoll begleitet, aber nie bevormundet hat.

Der Hohenhof – ein würdiger Rahmen

Da die Studenten Anfang November ihr Studium in Hagen fortsetzen oder aufnehmen sollten, häuften sich die Termine mit jenen Behörden, die in Amtshilfe die äußeren Voraussetzungen zu schaf-



Der Hohenhof

fen hatten. Vordringlich war die Verhandlung mit der Stadt Hagen, die für die notwendigen baulichen Maßnahmen zuständig war, während das Staatshochbauamt dem Mindestbietenden die Aufträge für die Innenausstattung erteilte. Als ich zum ersten Gespräch mit dem Oberstadtdirektor und dem Stadtbaurat ohne eigenes Auto erschien, fanden einige Leute dies fast befremdlich. Nachdem ich mich den Herren vorgestellt und meine Vorstellungen über den Raumbedarf erläutert hatte, fuhren wir zum Hohenhof, einem wahren Juwel des Jugendstils, das Henry van de Velde 1906 für Karl-Ernst Osthaus erbaut hatte. Da der imposante Bau unter Denkmalschutz stand, durfte baulich nichts verändert werden. Aber auch im damaligen Zustand ließen sich die Räume für Verwaltung und kleinere Seminare nutzen. Für Vorlesungen, naturwissenschaftliche Experimente und musisches Gestalten mußten fünf Pavillons errichtet werden, die durch einen wetterfesten und verglasten Gang miteinander und dem Hohenhof verbunden wurden und das parkartige Gelände harmonisch gliederten. Besondere Sorgfalt wurde auf die Lage des großen Hörsaals gelegt, der sich so in ein Waldstück schmiegte, daß nur wenige Bäume gefällt werden mußten. Als gegen Ende des Sommersemesters 1964 das Projekt vollendet war, wurde es allseits als beispielhafte architektonische Leistung gewürdigt. Bis dahin mußten die einzelnen Pavillons so konzipiert und gebaut werden, daß für eine wachsende Studentenschaft ein gründliches Studium in allen Lehrgebieten garantiert wurde – eine Aufgabe, die vor allem mit den am Bau unmittelbar Beteiligten reibungslos gemeistert wurde.

Es machte durchaus Spaß, die Räume einer leerstehenden Villa so vielseitig zu nutzen und zweckentsprechend auszustatten, daß die Angestellten in der Verwaltung ihre umfangreiche Arbeit erledigen und die Studenten im Wechsel von Vorlesungen und Seminaren studieren konnten, daß im Rektorat Gäste würdig empfangen und im Leseraum Konferenzen abgehalten werden konnten. Auch blieb im Kaminzimmer noch Platz zum Plaudern und Zeitung lesen, wie auch die frühere Remise für die Bibliothek hergerichtet wurde. Die über ihr gelegenen Zimmer wurden so möbliert, daß Dozenten dort arbeiten und ruhen konnten. Im Untergeschoß des

Hohenhofes, das den Blick auf einen wunderschönen Innenhof mit Springbrunnen frei gab, wurde zunächst behelfsmäßig eine Küche eingerichtet. Bald verwandelte Walter Erben die weißen Flächen mit seinen Wandmalereien in einen zarten Zauber. Lebensgroß erkannte ich mich im bunten Farbenspiel an einer Seitenwand, vielsagend umgeben von Pestalozzi und Rousseau. In dieser anheimelnden Atmosphäre wurde Skat gespielt, gemütlich geplaudert und erregt debattiert. Hier feierten wir auch das erste Winterfest, unbeschwert bis in die frühen Morgenstunden. Hier wurde erlebt, daß neben der strengen Wissenschaft auch die Musen der schönen Künste Heimrecht genossen.

Auf unerwartete Schwierigkeiten stieß die Anstellung eines geeigneten Geschäftsführers. Ein von der Stadt empfohlener Inspektor sah sich bald dieser Aufgabe nicht gewachsen und kehrte in seine Planstelle zurück. Sein tüchtiger Nachfolger zog im April 1964 eine höher eingestufte Stelle in der Umgebung vor, und ein aus dem Ministerium abgeordneter Amtmann belastete das Arbeitsklima durch seine Unterwürfigkeit mir gegenüber und durch seine Selbstherrlichkeit gegen die Verwaltungsangestellten. Als ich seine Ablösung forderte, trug mir das Ärger auf der gehobenen Ebene der Ministerialbürokratie ein. Zum Glück fanden wir in Robert Winkler einen sachkundigen und kommunikationsfreudigen Mann, der mit jugendlichem Elan und rheinischem Frohsinn sich prächtig in das Ganze einfügte. Die Studenten begrüßten es, daß er die Handballmannschaft verstärkte, die bei der Landesmeisterschaft 1964 als Sieger von Innenminister Willi Weyer eine gerahmte Picasso-Reproduktion erhielt.

Als „guter Geist“ des Hohenhofes waltete Heinrich Sternschulte seines Amtes als Hausmeister, das er schon viele Jahre vorher wahrgenommen hatte, als hier eine Frauenklinik untergebracht war und er die Schwangeren in den Kreißsaal gebracht und die Entbundenen in ihre Betten getragen hatte. Als Kundige von dieser Vorgeschichte hörten, erinnerten sie an die Mäeutik des Sokrates – wörtlich übersetzt: seine Hebammenkunst – in der er durch seine Gesprächsführung seine Partner ihr angebliches Wissen als Irrtum entlarven und sie durch eigenes Fragen ihren Weg zur Erkenntnis der Wahrheit und Tugend finden ließ. Heinrich Sternschulte war den ganzen



Wandmalerei von Walter Erben



Heinz Wilhelm und Walter Erben



Heinrich Sternschulte
(links der Verfasser)

Tag auf den Beinen, um nach dem Rechten zu sehen. Seine Hilfsbereitschaft und seine Geduld auch mit schwierigen Zeitgenossen waren grenzenlos. Mich hatte er – gemeinsam mit seiner Frau, die als fromme Katholikin ihre Krankheit bemerkenswert ertrug – in sein Herz geschlossen und war fast väterlich um mein leibliches Wohl besorgt. Wenn ich früh morgens im Rektorat Briefe schrieb, erkundigte er sich, ob ich schon gefrühstückt habe. Wenn ich schweigend abwinkte, brachte er nach kurzer Zeit auf einem Tablett belegte Brote und Tee und bestand darauf, die Arbeit zu unterbrechen. Er hatte nur Gutes im Sinn und begegnete jedem mit ungefälschter Liebenswürdigkeit. Mir tat besonders seine Frau leid, die unter der Feuchtigkeit ihrer Wohnung in einem Nebengebäude besonders litt, aber nie klagte. Zwischen den Amtsgeschäften besuchte ich sie, die die Güte eines befriedeten Menschen ausstrahlte. Ein Bild von Johannes XXIII. veranlaßte mich, meine tiefe Verehrung für ihn auszusprechen und von ihm jene Oekumene zu erhoffen, die der in Jesus Christus schon verbürgten Einheit auch äußeren Ausdruck verleihen will. Mit diesen beiden Menschen fühlte ich mich unvergleichlich im Glauben verbunden. Es ist kaum abzuschätzen, was sie mir an Kraft und Mut zu meinem Auftrag geschenkt haben.

Die Fülle meiner Pflichten machte meine Anwesenheit während der ganzen Woche in Hagen notwendig. Nur das Wochenende verlebte ich mit meiner Familie in Düsseldorf. Ich mietete in Hohenhofnähe ein möbliertes Zimmer und kaufte einen gebrauchten Opel-Rekord, um möglichst zeitsparend die Entfernungen zwischen Wohn- und Dienstort überbrücken zu können. Auch durfte ich das Auto zu Dienstfahrten benutzen. In einem Fahrtenbuch registrierte ich Reiseweg und Ziel, Mitfahrende und zurückgelegte Kilometer, die sich insgesamt auf 4390 während des Gründungsrektorates beliefen, eine Strecke, die verständlich wird, wenn man die unterschiedlichsten Anlässe bedenkt. Da bei allen Anschaffungen drei Angebote eingeholt werden mußten, blieben Verhandlungen mit Lieferanten in oft weit auseinanderliegenden Städten unerlässlich. Rektorenkonferenzen an wechselnden Hochschulorten dienten der Koordination geplanter Maßnahmen. Hier wurde unsere Forderung

an alle Bewerber bewitzelt, sich auch in einer Unterrichtsstunde auszuweisen, während unsere Gäste nach unserer einsehbaren Begründung selbst daran keinen Anstoß nahmen. Seltener waren die Fahrten zu den feierlichen Rektoratsübergaben, in denen etwas spürbar wurde von der jeweiligen Eigenart der Hochschulen. Häufiger wurden Sitzungen der Fachschaft über das ganze Land verstreut anberaumt, die oft Zündstoff zu Streitgesprächen boten.

Es war für mich selbstverständlich, mich in Bielefeld dem Präses der Evangelischen Kirche von Westfalen D. Wilm und in Arnsberg dem Regierungspräsidenten Schlensker vorzustellen und mit ihnen die besondere Situation in Hagen zu erörtern. Meinen Antrittsbesuch beim Paderborner Erzbischof Lorenz Jäger holte ich gleichsam nach, als ich der Einladung zu einem Empfang aus Anlaß der verliehenen Kardinalswürde folgte und ihn als aufgeschlossen interessiert für die Hagener Hochschule kennenlernte. Die Teilnahme an der feierlichen Eröffnung der Ruhr-Universität Bochum 1965 verdeutlichte mir nicht nur den Rangunterschied, sondern ließ mich auch den unbestreitbaren Vorzug einer überschaubaren Hochschule gegenüber einer Mammutinstitution neu schätzen. Die Idylle unserer Jugendstil-Villa kontrastierte extrem mit der Kälte funktionaler Betonarchitektur dort. In Hagen leben und arbeiten zu dürfen, begriff ich erneut als ein beflügelndes Geschenk.

Nach Wochen emsigen Schaffens im und um den Hohenhof herum, unterstützt durch Frau Moschovas und Fräulein Jägermann als tüchtige und lebenswürdige Sekretärinnen, und gedeihlicher Zusammenarbeit mit Vertretern der Behörden und qualifizierten Handwerkern konnte das erste Semester beginnen. Es wurde am 8. November feierlich in der Aula des Ricarda-Huch-Gymnasiums eröffnet. Prorektor Bethlehem begrüßte die Gäste und warb besonders herzlich um die Mitarbeit der anwesenden Volksschullehrer aus Hagen und näherer Umgebung. In meiner Rede „Volksschule und Lehrerbildung“ wandte ich mich entschieden gegen die apokalyptisch gestimmte Parole Jakob Muths vom nahen Ende der Volksschule und der propagierten Forderung der Gewerkschaft nach universitärer Lösung. Ich legte dar, wie wir in enger Zusammenarbeit mit den Schulen die Idee des preußischen Kultusminis-

ters Carl Heinrich Becker von der Eigenständigkeit der Pädagogischen Hochschule gegenwartsnah und zukunfts offen verwirklichen wollten. Für uns blieb maßgebend die Verknüpfung von wissenschaftlichem Studium, Pflege des Musischen, partnerschaftlicher Gestaltung des akademischen Lebens und der schulpraktischen Zurüstung im Wechselspiel von theoretischer Besinnung und praktischer Erprobung.

Festlich umrahmt wurden die Reden von den ausgezeichneten Leistungen des Kettwiger Collegium musicum, das zu Beginn das Konzert in D-Dur für Querflöte, Streichorchester und Continuo von Johann Adolf Hasse begeisternd spielte und zum Ausklang das Konzert für Klavier und Streichorchester von Walter Leigh in einer hinreißenden Interpretation durch die Pianistin Renate Evers bot. Der Zusammenklang von Tradition und Moderne blieb für die musikalischen Darbietungen der Folgezeit charakteristisch. Lang anhaltender Beifall belohnte die jungen Musiker, die Heinz Wilhelm zu brilliantem Erfolg zu steigern verstand. Musik wurde zum integrierenden Element des akademischen Lebens im Hohenhof.

Dem in der Presse einhellig gerühmten Auftakt in der Öffentlichkeit schloß sich die Immatrikulation der 33 Studenten im Hohenhof an. Hier konnten sich die 16 Professoren, Dozenten und Lehrbeauftragte und die wenigen Studenten ungezwungen kennenlernen, auftauchende Fragen ohne Hast klären und sich auf Zukunftsträume einlassen, angeregt durch die regen Bauarbeiten ringsum. Das arithmetische Verhältnis von 16:33 begünstigte die Unmittelbarkeit eines unkonventionellen und stets gesitteten Umgangs mit allen und die Intensität eines Studiums, wie es für Hagen typisch wurde und in den folgenden drei Semestern die Zahl kontinuierlich auf 153 Studenten ansteigen ließ.

Die fast familiären Verhältnisse öffneten ein weites Feld für spontane Initiativen, fruchtbare Einfälle und unreglementierte Übereinkünfte, aber sie blieben gebunden an die Geltung sachlich begründeter Strukturen und eindeutig definierter Kompetenzen. Für meinen Dienst als Rektor wandelte ich den Grundsatz römischer Regierungskunst des Teilens und Herrschens in die Regel ab, möglichst viele Kollegen an der Gestaltung der gemeinsamen

Aufgabe zu beteiligen – und zugleich dem Ganzen verpflichtet – meine Verantwortung unverkürzt zu übernehmen. So wurde es selbstverständlich, daß bestimmte Aufgaben an Kollegen delegiert und von ihnen gern übernommen wurden, wie auch die Studenten den ASTA wählten, der ihre Interessen vertrat. Für die Gründerzeit darf angemerkt werden, daß es zu Interessenkonflikten nie gekommen ist. Im entspannten Feld wechselseitigen Respekts wurden Mißverständnisse und Mißhelligkeiten gleichsam unter vier Augen oder wie im Vorübergehen aus der Welt geschafft. Die Rollenverteilung wurde sachlich, vernünftig und einvernehmlich entschieden.

In der Überschaubarkeit des geordneten Alltags erübrigten sich feste Sprechstunden. Jeder hatte einen direkten Draht zu vielen. Man sah sich auf Schritt und Tritt. Ohne Scheu konnten die Studenten die Dozenten fast zu jeder Zeit ansprechen, sei es nach Seminar-ende oder im zufälligen Zusammentreffen. Individuelle Studienberatung brauchte nicht organisiert zu werden; sie vollzog sich beiläufig und gründlich. Selbst die heikle Frage, ob ein Student für den Lehrerberuf ungeeignet sei, konnte in der Runde von Kollegen behutsam abwägend bedacht werden, bis dem Betroffenen in einem persönlichen Gespräch die Bedenken vorgetragen und stichhaltige Gründe für einen Berufswechsel ihm zur eigenen Entscheidung genannt wurden. Meist hatten auch Kommilitonen zu diesem Schritt angeregt.

Von meinem anfänglichen Vorsatz, für jeden allezeit da zu sein, mußte ich bald abrücken, denn es gab Aufgaben, die höchste Konzentration und unzerstückelte Zeit forderten. Der Kontakt zu den Sekretärinnen, Studenten und Kollegen war jedoch so eng, daß sich immer wieder eine passende Gelegenheit fand, um unaufschiebbare Probleme zu besprechen.

Ein gewaltiges Pensum an Arbeit war zu bewältigen. Das Kollegium nahm mit großer Sorgfalt das Recht der Selbstergänzung wahr. Allein in den ersten vier Semestern stellten sich als potentielle Kollegen 67 Gäste in Vorlesung, Übung, Unterrichtsstunde und Kolloquium vor. Das bedeutete, für jede Gastveranstaltung mindestens zwei auswärtige Gutachter ausfindig zu machen und zu bitten, die wissenschaftliche und didaktische Qualifikation in Publikationen

und Lehrveranstaltungen zu testen. Der Konferenz blieb es dann überlassen, die eingereichten Gutachten über die einzelnen Bewerber kritisch zu vergleichen und über einen Dreivorschlag zu entscheiden, der dem Minister mit triftiger Begründung der Reihenfolge vorgelegt werden mußte. Meist berief der Minister den Erstplatzierten.

Günter Stein, der sich mit Heinz Wilhelm bald hervorragend verstand, den Chor zu grandiosen Leistungen begeisterte und durch seine Klavierkonzerte reichen Beifall erntete, erinnerte schmunzelnd in geselliger Runde an unsere erste Begegnung. Als er zur Gastveranstaltung erschien und zufällig am Portal auf mich stieß, fragte er, wo er den Rektor sprechen könnte. Ich entgegnete, wenn er mit mir vorlieb nehmen wolle, könnte das gleich geschehen. Sein verdutztes Gesicht hellte sich auf, und wir lachten herzlich miteinander. Dies war der erste Schritt zu einer wunderbaren Freundschaft.

Wie fremden Kollegen erging es auch Studienanfängern, wenn sie sich bei mir unbekümmert erkundigten, wie denn der Betrieb hier so sei. Um mein Inkognito zu wahren, beschied ich sie: „Guck Dir den Laden selbst an!“ Verblüfft reagierten sie, als sie mich bei einer Vorlesung wiedererkannten. Nur bei dieser komischen Gelegenheit habe ich Studenten geduzt. Mir war das später ideologisch zwanghaft verhängte Serienduzen von Anfang an zuwider, weil es Gemeinsamkeit nur vortäuschte. Innerlich verbunden zu werden in jahrelang bewährter Kollegialität, braucht Zeit und Gunst der Stunde, in der dankbar gewachsenes Einvernehmen durch das angebotene und bekräftigte Du besiegelt wird.

Gerade die Sorge um die beste Besetzung freier Planstellen bewog mich, schon in Einladungsschreiben sich etwas spiegeln zu lassen von der beschwingenden Atmosphäre im Hohenhof. So verfaßte ich viele Briefe handschriftlich und persönlich gestimmt. Besonders große Mühe verwandte ich auf Schreiben, die einen abschlägigen Bescheid enthielten. Wenn es sich einrichten ließ, berücksichtigte ich auch private Wünsche der Bewerber um Verschiebung oder Stellentausch. Der später dreimal gewählte Rektor der Pädagogischen Hochschule Ruhr Rudolf Schridde bekundete bei verschiedenen Anlässen seine Verwunderung über die persön-

lich gehaltene Korrespondenz und gestand, die Zeichen solcher Kommunikation als Dokumente seines Lebens aufbewahrt zu haben.

Das Kollegium hat die ungewöhnliche Last der vielen Gastveranstaltungen bereitwillig mitgetragen und mich wesentlich unterstützt. In den einzelnen Fächern berieten die Kollegen die eingereichten Bewerbungen, überlegten intern eine Auswahl und begründeten ihre Vorschläge gegenüber der Konferenz. Manch einer fand sich auch zu Fuhr- und Spanndiensten bereit, wenn Gäste vom Hauptbahnhof abgeholt oder auch in nahegelegene Wohnorte heimgebracht wurden. Andere sorgten für leibliches Wohl und Übernachtungsmöglichkeiten. Bei aller ausgeprägten Individualität der Kollegen waren wir durch das gemeinsame Werk solidarisch verbunden. Für meine Entscheidung wurde maßgebend, daß bei gleicher Qualifikation das Votum des Fachkollegen den Ausschlag für die Reihenfolge des Dreivorschlags gab – eine Regel, die später bei Berufung meiner Fachkollegen für einige Leute nicht mehr galt – ernüchternd und schmerzlich genug! Eitelkeiten und der „Übermut der Ämter“ schlichen sich ein, als die Überschaubarkeit unserer Hochschule durch die Anonymität einer Mammutinstitution verdrängt wurde und herrschlusterne Ideologen das Feld zu behaupten sich anmaßen.

Mit Genugtuung durfte ich mit dem damaligen Kollegium darauf zurückblicken, daß die 67 Gastveranstaltungen gerade ausreichten, um die Dreivorschläge für 13 Lehrstühle oder Dozenturen dem Minister einreichen zu können. Am Ende der Gründungsphase waren von 29 Lehrstühlen und Dozenturen nur noch zwei unbesetzt.

Aufbau im parteipolitischen und konfessionellen Gegenwind

Von Anfang an war allen klar: Der Hohenhof und die angegliederten Pavillons konnten nur eine Zwischenlösung sein. Es war auch schon ein verkehrsgünstig gelegenes Gelände von 120.000 qm ausgewiesen, auf dem die Neubauten der Ingenieurschule, des Studienseminars und der Pädagogischen Hochschule Hagen Platz finden sollten. Schon im Februar 1964 hatte das Kollegium das

Raumprogramm verabschiedet, weil im Sommersemester 1970 der neue Gebäudekomplex bezugsfertig sein sollte. Unser Vorschlag hielt sich an die vorgegebene 10.000 qm Marke, die für 800 Studenten berechnet war. Wir bedachten noch eine Erweiterung auf 1000 Studenten und bewiesen mit unseren differenzierten Vorschlägen eine phantasievolle und realitätsbezogene Voraussicht, die nachträglich durch unsere 998 Studenten bestätigt wurde, als alle Planungen Makulatur geworden waren. Dazu mußte auch der öffentlich ausgeschriebene Ideenwettbewerb gezählt werden, bei dem interessante Entwürfe namhafter Architekten miteinander konkurrierten. Auch ich sprach mich für den Plan aus, der die Mehrheit überzeugte. Der wurde prämiert – aber das war's auch schon. Der parteipolitische Widerstand im Land formierte sich gegen Hagen.

Unsere Hochschule war umstritten von Anfang an. Die SPD-Opposition unterschob der amtierenden Landesregierung unter Franz Meyers wahltaktische Motive, die zur Gründung der drei neuen Hochschulen geführt haben sollten; die Behebung des akuten Lehrermangels habe nur als Vorwand gedient. Dieser Kurs wurde konsequent verfolgt, als die SPD-Landtagsfraktion Anfang Dezember 1964 die Auflösung Hagens beantragte. Schützenhilfe erhielt dieser Vorstoß durch den ASTA von Münster I, der verständlicherweise die schlechten Studienbedingungen dort zu verbessern hoffte. In der Tat konnte das arithmetische Verhältnis von Dozenten zu Studenten nicht krasser in Erscheinung treten: 1:6 in Hagen gegenüber 1:72 in Münster I. Um diesen geradezu paradiesischen Zustand wurden wir von allen Mammut-Hochschulen beneidet und attackiert. Darum plädierten sie für eine Politik, in der Hagen als Konkursmasse erhalten sollte, um ihre Misere zu beheben.

Unabweislich wurde die Frage, ob überhaupt Bildungspolitik sinnvoll und verantwortlich sein könnte, wenn so weitreichende und grundsätzliche Entscheidungen der Zufälligkeit von wechselnden Mehrheiten anheimfielen? Das Denken in Legislaturperioden denunzierte sich selbst als kurzfristig und verheerend. Es mußte zu denken geben, daß das Land 1,26 Millionen DM für den Pavillontrakt veranschlagt und 380.000 DM für die Ersteinrichtung ausgewiesen hatte. Die Stadt Hagen hatte das vornehmste Anwesen

als Provisorium zur Verfügung gestellt, und die Region profitierte von der Chance, daß wohnort- oder wohnortnahgebundene Abiturienten sich für das Lehrerstudium überhaupt entschieden. Die Kontakte zur Volkshochschule entfalteten sich fruchtbar in der Mitarbeit mancher Kollegen und in der gemeinsamen Verantwortung für die „Pädagogische Hochschulwoche“. Daß der Hohenhof 1976 Endstation wurde, ahnte damals niemand, wenn auch Fragen unterschwellig rumorten: Darf ein aufbruchfreudiger Enthusiasmus eines Kollegiums und der Studentenschaft so blockiert, im Stich gelassen, ja verhöhnt werden? Darf die engagiert aufgebraachte Energie verfassungstreuer Beamte so verschlissen und vergeudet werden? Kann man mit dem Steueraufkommen so leichtfertig umgehen und es in Fehlinvestitionen verschleudern? Fragen über Fragen!

Ich staune noch heute darüber, wie die meisten Kollegen und Studenten sich aus schleichender Resignation immer wieder zurückgepiffen haben zu unermüdetem Schaffen an einem Modell akademischer Lehrerbildung, das Wissenschaft und Musisches, geselliges Leben und Schulwirklichkeit als spannungsreiche Einheit zu verwirklichen keine Mühe scheute. Bei aller Enttäuschung über Torheiten blieben wir entschlossen, die recht unterschiedlichen Erwartungen zu erfüllen, auch wenn törichte Ansprüche zurückgewiesen werden mußten.

Es war nicht immer leicht, die Kompetenzen jeweils klar abzustechen, aber bei gegenseitigem guten Willen konnten offene und strittige Fragen einvernehmlich gelöst werden. So stand ein ausgeprägt lutherisches Amtsverständnis dem skeptisch gegenüber, was wir unter Hochschulgottesdienst als ureigene Angelegenheit unserer Hochschule verstanden. Einige Theologen sahen in der Ordination die einzige Legitimation zur Predigt im Gottesdienst und wollten den Hinweis auf meine Vokation nicht gelten lassen. So tauschten wir den Begriff „Gottesdienst“ gegen „Andacht“ aus, in der frohen Hoffnung, daß sich das Wesentliche biblischen Zeugnisses auch hier ereignete. Auf einer Pfarrerkonferenz mußte ich die Erwartungen einiger Theologen an unsere Hochschule dämpfen, als sie „bewußt evangelische Lehrer“ als Absolventen wünschten. Hier begnügte ich

mich mit dem Argument, daß Glaube und Gehorsam unverfügbar seien – was ja wohl auch für ihren Konfirmandenunterricht zuträfe. Mit dem später berufenen Studentenpfarrer haben wir gut zusammengearbeitet. Mißverständnisse und Spannungen traten nie mehr auf.

Sehr bekümmert hat mich, daß kein katholischer Theologe in Essen, Dortmund und Paderborn sich zur Übernahme eines Lehrauftrags für unsere katholischen Studenten entschließen konnte, obwohl etwa 20% unserer Studentenschaft sich als praktizierende Katholiken verstanden und gern die Fakultas und *missio canonica* erworben hätten. Die Theologen verschanzten sich hinter der Sorge, auf diese Weise könnte die Konfessionalität der Lehrerbildung unterhöhlt werden. So kamen unsere katholischen Studenten erst zu ihrem Recht, als Ministerpräsident Kühn und Nuntius Bafle 1969 in einem Kirchenvertrag vereinbarten, an allen Abteilungen der drei Pädagogischen Hochschulen je zwei konfessionsverschiedene Lehrstühle für die jeweilige Theologie und ihre Didaktik einzurichten, und damit die Entkonfessionalisierung endgültig vollzogen. Gerhard Bellinger wurde zum Wintersemester 1969/70 als erster katholischer Theologe nach Hagen berufen und erwarb sich schnell Vertrauen und Anerkennung bei Studenten und Kollegen. Ihm blieb ich in besonderer Weise freundschaftlich verbunden. Bis dahin mutete man unseren katholischen Studenten zu, in Dortmund an den notwendigen Veranstaltungen teilzunehmen. Als zweiter evangelischer Theologe wurde Günther Wied zum Sommersemester 1970 berufen, mit dem mich eine innige Freundschaft verbunden hat. Mein „Zuspruch eines Freundes“ geleitete beide bei ihrer Verabschiedung in ihren Ruhestand.

Mit hohem Lob bedachte die Presse die feierliche Eröffnung unserer Hochschule am 15. Juli 1964, zu der sich viel Prominenz eingefunden hatte. Das Datum hing mit dem späteren Abschluß der Baumaßnahmen zusammen. Bei strahlend blauem Himmel und sengender Sonne konnte ich mit gebührendem Dank Mitglieder des Landtags und der Landesregierung, Repräsentanten der Kirchen und der Jüdischen Kultusgemeinde, alle Rektoren der Pädagogischen Hochschulen und der Ruhr-Universität, Vertreter der Stadt



Chor und collegium musicum mit Heinz Wilhelm



Heinz Wilhelm, Minister Mikat, Minister Straeter, Ministerialrat Klein



Landtagsabgeordneter Johannes Rau (rechts), Kultusministerin a. D. Christine Teusch (2. v. rechts)

und der Region wie die Leiter aller Schulen Hagens willkommen heißen. Das Collegium musicum hatte das Auditorium mit einem Stück für Streichorchester aus Opus 44 von Paul Hindemith festlich eingestimmt, wie es auch zwischen den Grußworten von Oberbürgermeister Steinhoff und Minister Mikat und Oskar Hammelsbecks Festrede „Bildung und Frieden“ das wundervolle A-moll Konzert von Georg Philipp Telemann erklingen ließ. Nachdem Hammelsbeck die anwesenden Damen, unter ihnen Christine Teusch, um „Marscherleichterung“ gebeten hatte, entledigten sich die Hitzegeplagten ihrer Jacken und lauschten Hammelsbecks Gedanken zu Hölderlins Hymne „Friedensfeier“. Mit der Kantate „Alles, was ihr tut ...“ für Sopran, Chor und Streichorchester von Dietrich Buxtehude, die stürmischen Beifall auslöste, klang die Feier würdig aus.

Minister Mikat war von der überragenden Leistung der Studenten so begeistert, daß er die Einladung des ASTA zum Sommerfest annahm und sich sichtlich wohl in der gelösten Stimmung fühlte. Die Darbietungen sprühten von Phantasie und Esprit. Verhaltener Tadel für wenige verschwand fast im witzig garnierten Lob für die meisten. In lauer Abendluft lockte der Park zu verweilenden Gesprächen und erholsamem Flanieren. Es war selbstverständlich, daß nach Tanz und Vergnügen in der Morgendämmerung alles in seine gewohnte Ordnung zurückverwandelt war.

Einhellige Anerkennung fand auch das im Juli 1964 großartig organisierte Landessportfest im Ischeland-Stadion, an dem der Weltklasseläufer Herbert Schade und Marianne Werner, die 1952 bei den Olympischen Spielen in Helsinki die Silbermedaille im Kugelstoßen und 1956 in Melbourne die Bronzemedaille gewonnen hatte, die Sieger ehrten. Sie gehörte in der Hagener Endphase auch zu unserem Kollegium.

Um Abiturienten aus Hagen und Umgebung für den Volksschullehrerberuf zu gewinnen, vereinbarten wir mit den Oberstudiendirektoren der Gymnasien ein Gespräch, das auf bemerkenswertes Echo stieß und schließlich zu „Tagen der offenen Tür“ im Januar 1965 führte. Interessierte Absolventen der höheren Schulen waren eingeladen, sich unter die Studenten zu mischen, an Veranstaltungen ihrer Wahl teilzunehmen und ihre Fragen an das Kollegium zu

stellen. Der Einblick in den Alltag einer Pädagogischen Hochschule räumte Vorurteile aus und erleichterte eine überlegte Berufswahl. Die Zusammenarbeit mit den Gymnasien war beispielhaft.

Die unruhige Lebensweise und die ununterbrochene Überbeanspruchung während der vier Semester führten bei mir zu körperlichen Beschwerden, die in einem kurzen Klinikaufenthalt als Schädigung der Leber diagnostiziert wurden und durch strikte Diät behoben werden sollten. In der Hingabefreude an den ehrenvollen Auftrag hatte ich über meine Verhältnisse gelebt und eine unangenehme Quittung erhalten. Fortan wollte ich jede zusätzliche Belastung meiden und mehr Zeit und Kraft meiner Familie widmen. Lange genug hatten meine Frau mit Matthias und Johannes auf mich verzichten müssen. Nun sollte ihnen wieder Vorrang eingeräumt sein.

Das „Gesetz über die Errichtung von Pädagogischen Hochschulen im Lande Nordrhein-Westfalen“, das diese als wissenschaftliche Hochschulen juristisch anerkannte, beendete auch das Gründungsrektorat. Die bisherigen 15 Hochschulen wurden Abteilungen der drei Pädagogischen Hochschulen Rheinland, Westfalen-Lippe und Ruhr, der auch Hagen zugeordnet wurde. Bei der Wahl zum Dekan entschied sich das Kollegium mit überwältigender Mehrheit für mich. Ich wertete diese Entscheidung als Ausdruck des Dankes für meine Arbeit, bedankte mich für das Vertrauen und bat um Verständnis, daß ich die Wahl aus gesundheitlichen Gründen nicht annehmen dürfe. Wie Hammelsbeck in einem persönlichen Brief versicherte, hätte er meinen Wechsel von einem Rektorat ins andere sehr gewünscht, billigte aber meinen Entschluß. Mikats anerkennende Worte in seinem Brief vom 2. Juli 1965 las ich mit stiller Freude: „Mit besonderer Bewunderung habe ich Ihre Leistungen bei der Errichtung der Pädagogischen Hochschule Hagen beobachtet. Ich weiß, daß Ihrem unermüdlichen Einsatz der Ruf zu verdanken ist, den sich die Pädagogische Hochschule Hagen in der kurzen Zeit ihres Bestehens erworben hat.“

*Pädagogische Hochschule in Hagen –
nur ein Zwischenspiel*

Zweifellos bedeutete die juristische Anerkennung der Pädagogischen Hochschule als wissenschaftliche Hochschule ein institutioneller Fortschritt wie auch ihre Umstrukturierung neue Aufgabengebiete erschloß und die Formen akademischer Selbstverwaltung ausweitete. So wurde bald ein eigener Studiengang des Diplom-Pädagogen eingerichtet, der die Erarbeitung und ministerielle Genehmigung einer Diplom-Prüfungsordnung erforderte; später wurden ihr das Promotions- und Habilitationsrecht verliehen.

Der Schwerpunkt der Arbeit blieb gleichsam vor Ort in den einzelnen Abteilungen. So auch in Hagen. So zukunftsweisend diese Arbeit hier begonnen hatte, ihr Fortbestand wurde schon bald wieder einmal in Frage gestellt. Minister Holthoff hatte in seinem Erlaß vom 10. April 1968 die Zusammenlegung von Hagen und Hamm in Dortmund vorgeschlagen, dem sich das Hammer Kollegium fügte. Wir pochten am 24. April in der Konferenz auf unsere Eigenständigkeit, weil wir die hervorragenden Studienbedingungen und das ausgesprochen gute Verhältnis zu den umliegenden Schulen nicht aufgeben wollten. Selbstverständlich erklärten wir uns zu einer gedeihlichen Zusammenarbeit mit dem Dortmunder Kollegium bereit. So nahm ich vom Sommersemester 1968 bis zum Wintersemester 1974/75 einen nebenamtlichen Lehrauftrag dort wahr, um die dortigen Pädagogen zu entlasten. So hielten es auch andere Kolleginnen und Kollegen. Nie ging es um die blindwütige Verteidigung des status quo.

Mit größter Wachsamkeit wurde die sich wandelnde Szenerie nordrhein-westfälischer Bildungspolitik verfolgt. Es löste zwangsläufig Unruhe und Bitterkeit aus, wie sich das Karussell konkurrierender Konzepte „schwindel“-erregend drehte. Auf dem Jahrmarkt der Eitelkeiten überboten sich die Reformvorschläge. So warb Kultusminister Holthoff für die Pädagogische Fakultät in der Universität, während Ministerpräsident Kühn 1969 viele mit seinem Vorschlag der Erziehungswissenschaftlichen Universität als echte Neugründung verwirrte. Integration und Kooperation mit der Universität in unterschiedlichen Formen standen zur Debatte. Die

Sorgen um den Fortbestand Hagens mehrten sich, als das Gesamthochschulkonzept diskutiert wurde. Mehrfach und gründlich befaßte sich die Konferenz mit dieser Problematik und lud Johannes Rau als Minister für Wissenschaft und Forschung ein, sich selbst über die Verhältnisse vor Ort ein Bild zu machen und seine Vorstellungen über Hagen zu entwickeln. Seinen positiven Eindruck formulierte Rau in einem Handschreiben an Hammelsbeck vom 14. März 1971 so: „In diesen Tagen war ich viele Stunden in Hagen. So etwas sollte man nicht aufgeben.“ – Aber es passierte doch!

Am 24. November 1971 hatte sich die Abteilungskonferenz einmütig für die Errichtung einer Gesamthochschule Hagen ausgesprochen. Als der Landtag in Düsseldorf am 1. Dezember 1971 für den Haushalt 1972 300.000 DM für die Planung des Neubaus in Hagen beschlossen hatte, keimte neue Hoffnung auf, die durch Aktivitäten um die Gründung einer „Märkischen Universität“ verstärkt wurde. Die Hagener Landtagsabgeordneten wurden aufgefordert, sich für ihre Stadt als 14. Hochschulort im Gesamthochschulentwicklungsgesetz einzusetzen. Ihr Hinweis auf einen Baubeginn im Frühjahr 1973 erwies sich als trügerische Illusion. Die Initiatoren der „Märkischen Universität“ sahen sich „hinterrücks kalt abserviert“, wie es eine Hagener Zeitung notierte.

Die Entscheidung gegen Hagen war unwiderruflich gefallen, als der für die Hochschulbauförderung zuständige Planungsausschuß des Bundes und der Länder keine Bundesmittel für den Neubau der Pädagogischen Hochschule in Hagen bewilligte. Da die Studentenzahl stetig stieg, mußten neue Pavillons in der Feithstraße errichtet und die von Peter Behrens entworfene Cuno-Villa so umgebaut werden, daß weitere Räume für Veranstaltungen entstanden. Das ehemalige Pfarrhaus in der Eppenhauser Straße wurde für die erweiterte Bibliothek und neue Übungsräume angemietet. Aber dies alles blieb ein Notbehelf. Bei fortschreitender Differenzierung des Studienangebotes wirkte sich die personelle Unterbesetzung in einzelnen Fächern nachteilig aus. Die Arbeitsbedingungen in den naturwissenschaftlichen Fächern wurden geradezu unzumutbar wie sich auch die sachliche Ausstattung als unzureichend herausstellte. Diese Mängel konnten durch keinen Enthusiasmus von Kollegen

und Studenten behoben werden. Von den Politikern im Stich gelassen, entschlossen wir uns zu einer selbstkritischen Bilanz und einer Neuorientierung.

Auf einer vom Dekan Dieter Kappe am 1. September 1972 einberufenen Abteilungskonferenz beschloß die Mehrheit, sich „nunmehr an der Verwirklichung des im Gesamthochschulentwicklungsgesetz enthaltenen Auftrags zu beteiligen, in Dortmund eine moderne, leistungsfähige Gesamthochschule zu schaffen.“ Ärger über die Widersprüchlichkeit der politischen Entscheidungen wie Bitterkeit über die verspielten Chancen eines intensiven, praxisbezogenen Studiums in Hagen mischten sich in diesem Entschluß. Durch die steigende Studentenzahl über 800 waren die schon verwirklichten Ansätze einer Studienreform verspielt. Hinzu kam eine unheilvolle Politisierung bei Personalentscheidungen, die durch Anonymisierung noch begünstigt wurde.

Wie oft geschah es zu meiner Verwunderung, daß die Studierfreude mancher Studenten mich aus Ärger und Enttäuschung wieder frohen Mut und das Gleichmaß getroster Stimmung finden ließ! Sie zeichneten sich dadurch aus, daß sie hohe Ansprüche an sich selbst stellten und den Trott gängigen Denkens hinter sich ließen, um sich etwa für längere Zeit mit der Jasperschen Weise zu philosophieren intensiv auseinanderzusetzen. Diese begeisterte Mitarbeit der Studenten bestärkte mich in dem Plan, aus dem umfangreichen Gesamtwerk von Jaspers alle Aussagen über Erziehung und Bildung zu sammeln und in einer offenen Systematik zu ordnen. Aus diesem längerfristigen Bemühen erwuchs ein 388 Seiten um-



Karl Jaspers

„Die Aufgabe der Philosophie ist es, den Menschen daran zu erinnern, daß er mehr ist, als er von sich weiß, und mehr will als sich selbst.“

(Anzeige des Piper-Verlags)

fassendes Buch, das 1977 im Piper-Verlag unter dem Titel „Karl Jaspers. Was ist Erziehung? Ein Lesebuch“ erschien. In Lizenzausgaben, wie im Deutschen Taschenbuch Verlag 1981 und jetzt in der „Serie Piper“ erreichte es einen breiten Leserkreis. Ich widmete dies Buch „Allen, die der Pädagogischen Hochschule Hagen von 1963 – 1976 verbunden waren“.

Die Intensität alltäglicher Arbeit wurde durch ein Ereignis unterbrochen. Der Überfall der Warschauer Paktstaaten auf die Tschechoslowakei am 21. August 1968 hat fast alle empört. Daß auch deutsche Soldaten daran beteiligt waren, dem „Kommunismus mit menschlichem Antlitz“ im Sinne Dubceks den Garaus zu machen, empfand ich wie eine nationale Schande. Die Weltöffentlichkeit verdammt fast einhellig, daß Sowjetpanzer den „Prager Frühling“ niedergewalzt hatten. Als am 21. Januar 1969 der 21jährige Philosophiestudent Jan Palach auf dem Wenzelsplatz sich mit Benzin übergossen und angezündet hatte und nach drei Tagen seinen Brandverletzungen erlegen war, ergriff ich die Gelegenheit, in meiner Jaspers-Veranstaltung über die Motive dieses jungen Menschen nachzudenken und mögliche Begründungen für eine solche Tat zu finden.

Hier erwies der Gedanke des Umgreifenden seine Fruchtbarkeit. Jaspers hatte das Umgreifende als das beschrieben, was selbst nie als Horizont sichtbar wird, aus dem vielmehr alle Horizonte hervortreten. Im Nachdenken gliederte sich das Sein, in dem und durch das wir sind, als Welt und Transzendenz. Das Sein, das wir sind, vergegenwärtigte Jaspers als Dasein, Bewußtsein überhaupt, Geist und mögliche Existenz. Dabei ist menschliches Denken versucht, eine einzelne Weise des Umgreifenden zu isolieren, zu formalisieren und zu verabsolutieren. Jaspers deutete in einer kompakten Zusammenfassung die Spielarten dieser Verirrung an, die wir uns an Beispielen zu veranschaulichen bemühten: „Das *Dasein* wird verabsolutiert im sogenannten Pragmatismus, Biologismus, Psychologismus und Soziologismus, das *Bewußtsein überhaupt* im Rationalismus, der *Geist* in der 'Bildung', die *Existenz* im Existentialismus (der Nihilismus wird), die *Welt* im Materialismus, Naturalismus, Idealismus, Pantheismus, die *Transzendenz* im Akosmismus.“ Dieser

verhängnisvollen Gefahren eingedenk, stellten wir uns vielen Fragen, bezogen auf Jan Palach.

Würde man diesem Menschen gerecht werden, wenn man ihn als Opfer einer Profilneurose, als Gefangener seiner Gene, als Produkt überlebter gesellschaftlicher Verhältnisse oder Unterlegener eines übermächtigen Todestriebes stempelte? Könnte man seinen Entschluß zur Selbstverbrennung angemessen würdigen, wenn man diese als Kurzschlußhandlung eines Überforderten, als Fehlreaktion eines Weltfremden im Konflikt mit der harten Realität oder als Trotzreaktion eines Enttäuschten im Erleiden ungerechter Bedingungen einstufte? Im leidenschaftlichen Gespräch begriffen die meisten, daß dieser junge Mann mit seinem selbstgewählten Tod ein Fanal menschlicher Freiheit aufrichten, seinen Protest gegen die Barbarei eines totalitären Regimes artikulieren und ein Zeichen menschlicher Unabhängigkeit von Doktrinen und Ideologien setzen wollte. Hier erhob sich ein Mensch in freiem Entschluß gegen Willkür und Gewalt, die stets die personale Würde des unverletzlichen Einzelnen verachten. Ich bin nicht sicher, ob die Tat dieses jungen Menschen die allzu eifertigen Befürworter des Marxismus zu einer Revision oder gar Abkehr veranlaßt hat.

Ein modisch gewordener Salon-Sozialismus faßte Fuß und führte zu ungewohnten Störungen in Vorlesungen und Seminaren. Gegen Ende meines Seminars über wissenschaftstheoretische Probleme in der Pädagogik stand ein von auswärts dem Soziolinguisten gefolgter Student auf und erklärte den Marxismus zum einzigen Maßstab für Wissenschaft. Verblüfft vernahmen alle seine ehrverletzende Behauptung, ich verstehe nichts von Allgemeiner Pädagogik und manipulierte die Studenten. Zur Sprachlosigkeit geschockt, verließen alle den Raum. Ich informierte Dekan Kappe über den Vorfall und erkundigte mich beim Kanzler der Pädagogischen Hochschule Ruhr in Dortmund nach meinen rechtlichen Möglichkeiten. Seine Auskunft war ein juristischer Offenbarungseid, und ich registrierte bitter meine Wehr- und Schutzlosigkeit gegenüber Verleumdung und Störung meiner Arbeit.

Eine Woche später begleitete Dieter Kappe mich ins Seminar und forderte den Studenten zur Entschuldigung auf. Dieser beharrte

jedoch bei seiner Beschimpfung, die den erbosten Protest der anderen Studenten hervorrief. Kappes ironischen Hinweis, er möge seine kostbare Zeit bei einem von ihm der Unfähigkeit Bezichtigten nicht länger verplempern, quittierte er mit blasiertem Lächeln. Erst die Unmutsbekundungen der Studenten bewogen ihn zum Verlassen des Seminars. Als er in einem anonymen Schreiben nachdrücklich gemahnt wurde, bald „die Platte zu putzen“, und ihm gedroht wurde, ihn auf „westfälische Art“ zornigen Unwillen spüren zu lassen, wurde ich von einem Kollegen der Mitwisserschaft verdächtigt. Er suchte mich am späten Abend in meiner Wohnung auf und maßte sich an, mich zu rügen. Urplötzlich hatte er sich mit jenem Marxismus angefreundet, der selbst offenkundiges Unrecht ideologisch zu rechtfertigen wußte. Als er mich eines faschistischen Denkens bezichtigte, wies ich ihm die Tür mit dem Hinweis, daß mir anonyme Schreiben zuwider seien. Nichts konnte mich innerlich mehr als der Vorwurf der Manipulation treffen. Daß Unwissende sich über meine Sachkompetenz irrten, hat mich dagegen wenig gestört.

Solche Querelen blieben bedauerliche Einzelfälle, die keineswegs sachliche Kollegialität und vertrauensvolle Zusammenarbeit mit Studenten gefährdeten. Vielmehr setzte das Kollegium mit größter Sorgfalt seine Selbstergänzung fort und leistete seinen Beitrag bei der Erarbeitung der Verfassung, der Fachbereichssatzungen und der akademischen Prüfungsordnungen. Im letzten Semester 1976 teilten sich 40 Hochschullehrer, 40 wissenschaftliche Mitarbeiter und 10 Lehrbeauftragte die Arbeit in Forschung und Lehre, beispielhaft unterstützt durch 28 Mitarbeiter in Verwaltung und Bibliothek.

Ins Hagerer Kollegium wurde auch Rita Süßmuth als meine Fachkollegin berufen, die sich jedoch – auf ihre Weise – karrierebewußt bald nach Dortmund absetzte. Ihr folgte Dieter Höltershinken auf den frei gewordenen Lehrstuhl, mit dem ich in hervorragender Weise über weit mehr als 10 Jahre habe zusammenarbeiten dürfen.

Den Studenten wurde schon 1968 ohne Anstoß durch die Studentenbewegung ein Mitspracherecht in Konferenzen zugestanden, als es noch nicht durch Gesetz gefordert war. In strittigen Fragen wurden einvernehmliche Lösungen erstrebt und meist erreicht. Anerkennung fanden manche studentische Initiativen. So soli-

darisierten sich Studenten mit den von Arbeitslosigkeit bedrohten Stahlarbeitern, spendeten für den Wiederaufbau einer zerstörten Schule in Nordvietnam und riefen zum Schweigemarsch für den im Nahen Osten gefährdeten Frieden auf, als am 5. Juni 1967 Israel sich gezwungen sah, einem Angriff arabischer Staaten zuvorzukommen, die zum „Heiligen Krieg“ aufgerufen hatten.

Über Jahre hinweg wurde in kleinen Kreisen mit Studenten und Kollegen über die Ostpolitik Willy Brandts debattiert. Von der überwiegenden Mehrheit wurde der Moskauer Vertrag vom 12. August 1970 begrüßt, der erst Entspannung und Normalisierung zwischen Ost und West ermöglichte. Strittig blieb für einige das deutsch-polnische Abkommen, das die Oder-Neiße-Grenze als polnische Westgrenze bestätigte wie auch Brandts Kniefall vor dem Mahnmal für die Opfer des Warschauer Ghettos am 7. Dezember 1970. Ich habe ihn als Geste der Aussöhnung geachtet.

Parteilichem Streit unterlagen auch die Bemühungen um ein entspanntes Verhältnis zur DDR. Allgemeine Zustimmung fand das Viermächteabkommen, das 1971 den freien Zugang zwischen der Bundesrepublik und dem Westteil Berlins regelte. Widerspruch löste bei einigen der Grundlagenvertrag mit der DDR vom Dezember 1972 aus, in dem Bonn seinen Alleinvertretungsanspruch aufgab. Der Formel „Wandel durch Annäherung“ mißtrauten Skeptiker, aber niemand konnte die Zukunft vorhersehen und die Folgen dieser Vereinbarungen sicher abschätzen. Im Rückblick auf diese Verhandlungen vom Wunder der friedlichen Wiedervereinigung her wurde alle Rechthaberei als töricht entlarvt. Daß Willy Brandt am 6. Mai 1974 sich zum Rücktritt als Bundeskanzler gezwungen sah, habe ich bedauert und als vorbildlich respektiert. Den Friedensnobelpreis von 1971 wertete ich als verdiente Anerkennung seines Engagements für Frieden und Versöhnung, wie ich auch die Verleihung an Martin Luther King 1964, an Mutter Teresa 1979 und an Nelson Mandela 1994 nur loben konnte.

Als die Verlegung der Abteilung Hagen nach Dortmund unvermeidbar geworden war, bat mich das Kollegium, am 7. Juli 1976 auf die zurückliegenden 26 Semester zurückzublicken. Den Bildungspolitikern schrieb ich ins Stammbuch, daß sie den Idealismus

aller Aufbauwilligen schäbig verschlissen hätten. Diese mußten nun widerwillig eingestehen, daß ihr unermüdlicher Einsatz wohl nur die Konkursmasse vermehrt hätte. Drastisch drückte ich aus, daß die Mehrheit bei ihrer Entscheidung vom 1. September 1972 den institutionellen Selbstmord der Strangulation in Raten vorgezogen habe. Zugleich mahnte ich, daß Wehmut und Bitterkeit uns nicht gefangen nehmen dürften. Mein Rechenschaftsbericht schloß mit dem Bekenntnis: „Um der zukünftigen Generation willen müssen wir uns die Resignation verbotten sein lassen. So könnte der Hager Impuls Dauer gewinnen, und die Pädagogische Hochschule in Hagen wäre nicht bloß ein Zwischenspiel gewesen. Diese Hoffnung sollten wir nicht fahren lassen.“

Impressionen vom Umbruch der Lehrerbildung in Dortmund

Die Verlegung der Abteilung Hagen nach Dortmund brachte für mich nicht nur zeit- und kraftaufwendige Fahrten zwischen Hagen als meinem Wohnsitz seit 1965 und dem neuen Dienort mit sich, sondern bedeutete auch die Neugliederung der Pädagogischen Hochschule Ruhr, nachdem die früheren Abteilungen Kettwig und Essen Kerne der Gesamthochschulen Duisburg und Essen geworden waren. Aus der Gesamthochschule Dortmund wurde nichts. Die Universität hatte ihren Status behauptet.

Die Forderung nach Demokratisierung aller Lebensbereiche wurde damals in der Öffentlichkeit kontrovers diskutiert. Als fast kanonisiertes Prinzip gewann sie eine besondere Brisanz in den Hochschulen und schien das gesamte Leben, Planen und Handeln zu überlagern. Diese Politisierung, die sich in der repräsentativen Parteiendemokratie fast ausschließlich parteipolitisch und oft ideologisch artikulierte, schien die Geltung von Sachverständigkeit und persönlich verantworteter Gesittung an den Rand des Bewußtseins und des Alltags vieler Menschen zu verdrängen. In Vergessenheit drohte zu geraten, daß Politik nur eine Dimension privaten und gesellschaftlichen Lebens ist und in ihrer Verabsolutierung nur

verhängnisvoll sein kann, wenn sie ihre Bindung an verbindliche sittliche Normen preisgibt.

Unheil der Politisierung

Das Verderben solch maß-loser Politisierung nahm in der Drittel-Parität der „Gruppen-Universität“ eine Andersdenkende verunglimpfende und sachlich lähmende Gestalt an. Dieses parteipolitisch forcierte Programm gaukelte Gerechtigkeit und Sachgemäßheit vor, führte aber tatsächlich zur Selbstblockade von Forschung und Lehre und zur Übermacht momentaner Gruppeninteressen, die sich die notwendige Mehrheit für ihre favorisierten Entscheidungen taktisch geschickt zu verschaffen wußten. Die endlosen Debatten im Fachbereichsrat, die sich zur unerträglichen Qual steigern konnten, und die ideologisch verbogenen Beschlüsse lähmten nicht nur die Bereitschaft zu sachbezogener Zusammenarbeit, sondern vergifteten auch die Atmosphäre mitmenschlichen Umgangs. Es brauchte geraume Zeit, bis durch höchstrichterliche Entscheidung die unheilvolle Machtverteilung aufgehoben und die Machtanmaßung jener Gruppen eingedämmt wurde, die nur vorübergehend sich in der Hochschule aufhielten. Fortan konnten bei Berufungen gegen die Mehrheit der Professoren keine Beschlüsse mehr gefaßt werden, aber der gleichsam staatlich verordnete Leerlauf wurde kaum gestoppt. Kostbare Zeit erschien vielen zweck- und sinnentfremdet.

Die volle Wucht würdeloser Diffamierung traf mich, als ich mich nach ernstesten Gesprächen mit gleichgesinnten Kolleginnen und Kollegen zur Kandidatur für die Dekanswahl am 27. Juni 1979 bereit fand. Dieser Kollegenkreis, zu dem auch der 1984 verstorbene Rudolf Hülshoff und der aus Halle geflohene Hans-Herbert Becker gehörten, war es leid, in entscheidenden Fragen ständig überstimmt zu werden von einer Gruppe, die man mit Vorbehalt als linksorientiert bezeichnen könnte und die durch ihr vorweg vereinbartes Stimmverhalten ihre Vorstellungen jedesmal durchboxte. Nun sprachen wir unsere Stimmabgabe so ab, daß der von den anderen bevorzugte Kandidat gar nicht erst als wählbar genannt werden konnte. Um nicht länger wie ahnungslose Trottel behandelt zu werden, ahmten wir die von der Gegenseite bislang erfolgreich

betriebene Praktik nach und schlossen den von uns durchaus geschätzten Kollegen aus der Kandidatenliste aus, weil wir ihn als allzu willfährig gegenüber radikalen Forderungen von Studentenvertretern erlebt hatten. Als Studenten und Mittelbauer den Namen ihres Kandidaten in der Reihe der Wählbaren vermißten, war ihre Entrüstung groß. Sie beantragten eine Unterbrechung der Sitzung und zogen sich zur Beratung zurück. Zurückgekehrt schockierte mich der Wortführer der Hochschullehrer mit seiner Frage, wie ich es vereinbaren könnte, für das Amt des Dekans zu kandidieren und zugleich der Fern-Universität Hagen meinen Wechsel mit Lehrstuhl dorthin anzubieten. Mein energischer Widerspruch, verknüpft mit der Versicherung, nie so etwas je im Sinn gehabt zu haben, verhallte ins Leere. Als ich forderte, Roß und Reiter für diese unwahre Behauptung zu nennen, verwies er als Gewährsmann auf einen seiner Doktoranden, der in der Fern-Universität tätig war. Dieser – später telefonisch zur Rede gestellt – wich mit einem windelweichen Brief aus. Wäre man an der fairen Aufklärung eines Gerüchts interessiert gewesen, hätte unspektakulär ein Gespräch unter vier Augen das Irrige aus der Welt schaffen können. Das aber paßte nicht in das Konzept einer öffentlichen Schmähung, die an Bosheit bei der lauten Auszählung der Nein-Stimmen – genüßlich und hämisch inszeniert – nicht zu übertreffen war. Nach zwei vergeblichen Wahlgängen wurde die Fachbereichsversammlung ergebnislos ver-tag. Triumphierend zogen die Obgelegenen ab. Die Richtigstellung der verlogenen Behauptung durch ein Schreiben des Rektors der Fern-Universität, in der nächsten Fachbereichsratsitzung von mir verlesen, bewog den Anstifter des Komplotts nicht einmal zum Bedauern. Auf seine Entschuldigung wartete ich vergebens. Sollten Intrigen und Lügen schon zur Alltäglichkeit des akademischen Lebens gehören? Mit dieser Einschätzung habe ich mich nie abfinden können.

Die gegen mich geschürte Stimmung verleitete bald Studenten, meine Veranstaltungen zunächst harmlos zu observieren. Fremde tauchten in einem meiner Seminare auf und beteiligten sich an der Diskussion. Ohne Argwohn ließ ich sie zu Wort kommen und wunderte mich nur über ihre mir abwegig vorkommenden Beiträge. Ich

versuchte, sie dennoch in den Gesamtzusammenhang einzuordnen, ohne Böses zu ahnen. Meine Studenten verrieten mir nach Seminar-ende, daß diese Unbekannten schon in anderen Seminaren die Diskussion an sich gerissen und ihre Politparolen verbreitet hätten. Freundlich gewarnt erwartete ich solche Störtrupps, die gezielt und systematisch ihre Strategie zu verfolgen schienen. Beim nächsten Mal platzten sie mitten in die Veranstaltung herein, unterbrachen brüsk den Referenten und forderten eine Diskussion ihrer Thesen. Unwille regte sich unter den Seminarteilnehmern, die auf das Recht ihres ordnungsgemäßen Studiums pochten. Als ich schließlich auf mein Hausrecht nachdrücklich aufmerksam machte und mit einer Anzeige wegen Hausfriedensbruch drohte, verließen sie grollend den Raum, und wir konnten die Arbeit fortsetzen.

Längere Zeit blieben meine Seminare störungsfrei, bis Anfang Dezember 1979 der ASTA – nicht einmal durch 10% der Studentenschaft legitimiert – zum „Streik“ aufrief. Meine Studenten hatten beschlossen, die Seminare in jedem Fall fortzusetzen. Das verursachte massiven Ärger bei den Streikbereiten, die am 5. Dezember 1979 gegen 10.30 Uhr zu etwa 10 Leuten erschienen und die arbeitswilligen Studenten als Streikbrecher beschimpften. Den Störenfrieden versuchte ich klar zu machen, daß sie zu Unrecht für ihre fragliche Maßnahme den Begriff „Streik“ beanspruchten, der sei allein das Recht der Arbeitnehmer bei ungelösten Tarifverhandlungen. Studenten und Professoren aber seien keine Tarifpartner, die Arbeitsbedingungen miteinander auszuhandeln hätten. Vorlesungs-„Boycott“ sei vielmehr der passende Ausdruck für ihren ungesetzlichen Vorstoß, die Kommilitonen in ihrer Studierfreiheit und die Professoren in der Erfüllung ihrer Dienstpflicht zu behindern. Ihr Desinteresse an dieser Begriffsklärung und ihre Entschlossenheit zur Durchsetzung ihres Beschlusses bekundete ein Student dadurch, daß er sich auf meinen Tisch setzte und mir seinen Rücken dabei zukehrte. Als er – von mir gerügt – sich auf das Einverständnis des Rektors berief, unterbrach ich die Sitzung und setzte den Rektor über den Vorfall und die Behauptung des Studenten telefonisch in Kenntnis. Dieser widersprach der Meinung des Studenten und bestätigte mein Hausrecht. In der Zwischenzeit

hatten meine Studenten sich gegen die Übergriffe der Boykotteure leidenschaftlich verwahrt, aber ihre Argumente wurden rigoros beiseite geschoben. Selbst als ich allen Anwesenden Urteil und Forderung des Rektors nach Abbruch der Störung mitgeteilt hatte, weigerten sie sich, den Seminarraum zu verlassen. Des unfruchtbaren Streits müde, setzten wir das Seminar in meinem Arbeitszimmer fort. Die Juristen ließen sich bis zum 28. Januar 1980 unverständlich lange Zeit, bis der Rektor in seinem Schreiben dem Studenten sein Unrecht schriftlich bescheinigte und ihn vor weiteren Störaktionen warnte.

Die Querelen mit Studenten versandeten keineswegs, als die Pädagogische Hochschule Ruhr per Gesetz 1980 in die Universität Dortmund „eingegliedert“ wurde – so die amtliche Lesart. Ich zog es jedoch vor, von der Liquidation der Pädagogischen Hochschule zu sprechen, weil ihr bisheriger umfassender Auftrag nur noch verkürzt wahrgenommen werden konnte. Das Gewicht der Studienanteile und ihrer Prüfungsanforderungen hatte sich von der Pädagogik und ihren Nachbardisziplinen wie von der Didaktik und den Praktika auf die Fachwissenschaften einseitig verlagert.

Die Ausschreitungen von Studenten erreichten eine neue Qualität, als der ASTA im Dezember 1980 wieder zum „Streik“ aufgerufen hatte. Diesmal sprengten die Streikenden meine Seminare am 7. und 9. Dezember. Sie drangen in größerer Zahl ein, pöbelten die Studierwilligen an und umringten mich. Als ich ihre Intoleranz und ihr angemessenes Sonderrecht mit Methoden der Nazis verglich, verketzerten sie mich als Faschisten. Meine Erfahrung mit Ideologiebesessenen ließ mich auf eine rationale Auseinandersetzung verzichten. Sachliche und in personhafter Verantwortung gründende Argumente waren bisher immer in einem zur sturen Agitation verkommenen Diskurs verpufft. So wich ich resigniert der Gewalt fanatisierter Studenten, ohne die vielen Studenten zu vergessen, die mich über mehrere Jahrzehnte durch ihren jugendlichen Idealismus, die Lauterkeit ihrer Persönlichkeit und die Ernsthaftigkeit ihres Studierens begeistert hatten.

Dieser positive Eindruck wurde immer wieder bestätigt, wenn ich seit dem Sommersemester 1974 als stellvertretender Vorsitzen-

der im Akademischen Prüfungsamt Einblick in originelle Diplomarbeiten nahm und den zu unterschreibenden Urkunden oft herausragende Leistungen entnehmen konnte. Leider fiel ebenso auf, daß unverhältnismäßig viele Diplomanden eine bestimmte Gruppe von Kollegen wählten. Es traf besonders für die in jüngster Zeit Berufenen zu, die sich über die klare Trennung von Allgemeiner Pädagogik und Schulpädagogik und ihre unterschiedlichen thematischen Schwerpunkte hinwegsetzten und selbstherrlich ein Prüfungsrecht für beide Bereiche in Anspruch nahmen. Dezentere Erinnerungen an Beschlüsse vom 27.5.1970 zur Diplom-Prüfungsordnung wurden ignoriert, und es wurden bissige Bemerkungen laut, daß der Fachbereich 1 – später 12 – ein „Nest von Universalgenies“ sein müsse, die sich für viele Teildisziplinen kompetent wähnten.

Es bereitete schon Verdruß, daß Diskussionen im Fachbereich diesen Mißstand nicht beheben konnten. Der Streit des 1980 umgewandelten Akademischen Prüfungsamtes in den Prüfungsausschuß Diplom-Erziehungswissenschaft mit jenen „Leibniz-Naturen“ eskalierte, als ich durch Zufall entdeckte, daß ein Prüfungs-Duo die gleichen Themen in den deutlich voneinander getrennten Disziplinen Allgemeine Pädagogik und Schulpädagogik geprüft hatte. Die beiden Prüfungsprotokolle waren identisch. Als Vorsitzender machte ich die Mitglieder des Prüfungsausschusses mit diesem Sachverhalt bekannt und bat in seinem Auftrag den Prüfer um Stellungnahme. Als sie Monate lang ausblieb, wurde er schriftlich aufgefordert, vor dem Ausschuß die beiden gleichlautenden Protokolle zu erläutern, die zudem der Kandidatin jedesmal eine „sehr gute“ Leistung testierten.

Meine Befürchtungen bewahrheiteten sich. Mit großem rhetorischem Aufwand rechtfertigte der Stellungnehmende seine beiden Prüfungen mit ihrer unterschiedlichen Akzentuierung, die im Protokoll leider nicht sichtbar geworden sei. Er unterließ aber nicht zu betonen, daß er auch in Zukunft in beiden Bereichen zu prüfen sich berechtigt sähe. Als er sich verabschiedet hatte, ließen sich die abweichenden Reaktionen der Ausschußmitglieder nicht länger verbergen. Der Ausschuß schwankte zwischen der Bestürzung über die kaum zu überbietende Arroganz und der Sorglosigkeit gegen-

über einem drohenden Niveauverlust des Diploms. Da der Ausschuß über das weitere Verfahren uneins war, erklärte ich meinen Rücktritt vom Amt des Vorsitzenden und mein Ausscheiden aus dem Gremium. In meinem Schreiben an den Rektor der Universität Dortmund vom 15.12.1980 begründete ich meine Entscheidung so: „Um nicht ungewollte Tendenzen zu unterstützen oder zu rechtfertigen, von denen ich persönlich befürchte, daß sie dem Ansehen des akademischen Grades des Diplom-Pädagogen schaden könnten, erkläre ich meinen Rücktritt von diesem Amt, mit dem ich mich identifizieren zu müssen geglaubt habe.“

Es war schon seltsam, wie ich an meinem notorischen Kontrahenten bei der Dekanwahl und beim Prüfungsausschuß weiter angekettet blieb. In der Ausgabe der Dortmunder Hochschulzeitung vom 19. Januar 1988, herausgegeben von der Marxistischen Gruppe (MG), wurden wir beide unter dem Titel „Zwei Wege zum ‚ganzen Menschen‘“ – wenn auch in andersgearteter Gewichtung – unter Beschuß genommen. Vom marxistischen Standpunkt des anonymen Kritikers stand der Sozialdemokrat nicht weit genug links und der Fromme auf verlorenem Posten. Die boshaft-bissigen Bemerkungen beschränkten sich zwar nur auf die Einleitung zu meiner Pestalozzi-Quellensammlung „Erziehung ist mehr als Information und Sozialisation“, aus der die wesentlichen Partien korrekt zitiert wurden. Sie suggerierten jedoch die irrige Vorstellung, als stelle der Verfasser den konkreten Verlauf meines Seminars „Der aktuelle Pestalozzi“ vor. So las man: „Für Horns Veranstaltung muß man eigentlich in Stimmung sein, jedenfalls ist es nicht jedermanns Sache, auf nüchternen Magen zwei Stunden lang Weisheiten wie diese zu verkraften.“ Es wurden die ärgerniserregenden Zitate zusammengefasst, und der Rezensent fuhr fort: „Nein, wir befinden uns nicht in der Frühmesse, hier wird Wissenschaft betrieben, nur muß man sich klar machen, was das denn eigentlich sei: ‚Wissenschaftsaber glaube‘ verkennt, daß Wissenschaft auf Weisheit, Ethos und Glaube angewiesen bleibt. Die Weite der Vernunft und die Tiefe der Existenz verbürgen allein, daß die Wissenschaft den Menschen nicht verheert und die Welt nicht zerstört.“ Konsequent in seinem Spott hieß es dann: „Wenn Herr Horn pädagogische Klassiker (es können

auch Herbart, Flitner oder Martin Buber sein), nachempfindet, da muß man geistig mitschwingen, sonst kann man gleich ausschlafen.“ Wie gegen seine eigene schäbige Absicht erschien es mir, daß in den flotten und frechen Formulierungen die Substanz meines Plädoyers für die Violdimensionalität des Menschen und seiner Erziehung klar in den Zitaten hervortrat, unterstrichen durch die Schlagzeile: „Drei Dinge braucht der Mensch: Glaube, Liebe, Sittlichkeit“. Abgesehen von der Geschmacklosigkeit eines kitschigen Jesusbildes und der ideologisch diktierten Text-Kollage sah ich mich in meinem konträren Ansatz verstanden und bestärkt. Wohltuend war die Sorge vieler Studenten, ich könnte mich im Innersten verletzt und verhöhnt fühlen. Ich gestand ihnen, mehr geehrt als gelästert, fast amüsiert zu sein.

Erfüllung und Ehrung

Diese journalistische Attacke wirkte sich nicht negativ auf das studentische Interesse an meinen Veranstaltungen aus. In den letzten Semestern drängten sich so viele Studenten zu Seminaren über Janusz Korczak oder über Autorität und Erziehung, daß ich sie am Nachmittag wiederholte. Die politisch turbulenten Aktionen ebften ab, und die überwältigende Mehrheit studierte mit froher Begeisterung, die auch mich zu unermüdetem Dienst beflügelte und die Anstrengungen eines zusätzlichen Pensums verkraften ließ.

Von den mancherlei Lehrverpflichtungen hat mir das Tagespraktikum mit den Erstsemestern wohl am meisten Spaß gemacht. Hier fühlte ich mich nicht nur lebhaft an die Anfänge und erste Bewährung meiner Lehrerexistenz – nun in gewandelten Verhältnissen – erinnert. Hier konnten sich auch die in der Allgemeinen Pädagogik theoretisch reflektierten Prinzipien in ihrer konstruktiven und kritischen Kraft bei der Gestaltung und Bewertung von Unterricht erweisen. Die Studenten erlebten Schule nun in der Perspektive der Lehrenden. Hier konnten sie erfahren und erproben, ob ihnen die anspruchsvollen Aufgaben in der Schule für Jahrzehnte Erfüllung zu schenken vermochten.

Als Glück preise ich, daß ich während der letzten 8 Semester in der Martin-Luther-Grundschule dem Rektor Dieter Ossenberg und

seinem kooperationsfreudigen Kollegium willkommen war und in zwei Lehrerinnen verständnisvolle und hilfsbereite Mentorinnen fand. In Walfriede Jung traf ich eine ehemalige Hagener Studentin wieder, die sich mit fünf anderen gerne an die Zeit im Hohenhof erinnerte.

Es hatte sich bewährt, daß die Klassenlehrerin die erste Stunde hielt und ihre Schar vorstellte. Nach dem Unterricht konnten die Studenten ihre Eindrücke austauschen, Fragen stellen, sich nach auffallendem Verhalten einzelner Kinder erkundigen und mit ihren Erfahrungen in Beziehung setzen. Die folgende Unterrichtsstunde gestaltete ich, skizzierte die Etappen des Lernvorgangs und stellte mich der Kritik. Dann versuchten sich zu zweit die Kommilitonen, wurden in ihrem Vorhaben ermutigt, auf andere Möglichkeiten aufmerksam gemacht und zu weiterem Nachdenken ermuntert. So wuchsen sie gleichsam mit den Jungen und Mädchen, mit der ausgezeichneten Mentorin und ihrem Professor zusammen. Einige absolvierten später ihr Blockpraktikum oder sogar ihr Referendariat hier – ein überzeugender Beleg für das hervorragende Klima in dieser Grundschule.

Wie unbekümmert offen der Umgang miteinander war, möge eine Episode illustrieren. Lachend erzählte Walfriede Jung, wie ich ihr und ihrer Freundin das Abtestat am Ende eines Semesters in Hagen verweigert hatte, weil sie nicht regelmäßig an der Vorlesung teilgenommen hatten. Das hatte sie als gerecht akzeptiert und sich im folgenden Semester zu einem Referat über einen Abschnitt in Pestalozzis Dorfroman „Lienhard und Gertrud“ gemeldet. Das war ihr glänzend gelungen. Mein Lob verknüpfte ich mit der anerkennenden Bemerkung, daß es akademischem Verhalten entspräche, nicht lange zu grollen und sich beherzt zu neuer Initiative zu entschließen. Diese Begegnung mit mir wollte sie den Studenten nicht vorenthalten.

Sichtlich gerührt war ich, als sie mir beim Abschied im Februar 1993 das Original ihres 14 Seiten umfassenden und handschriftlichen Referats zusammen mit Klassenfoto und Schülerarbeiten überreichte. Sie zu umarmen, schien mir durchaus schicklich. Natürlich tauschte ich ihr Original später mit einer Kopie aus. Mehr als 25

Jahre waren seit ihrem Studium vergangen. Wie sie sich mit den Studentinnen und Studenten und ihren pädagogischen Gehversuchen einließ, war beispielhaft und begünstigte die Atmosphäre vertrauensvoller Begegnung zwischen allen Beteiligten. Die Aufgeschlossenheit und Leistungsfreude der Kinder verscheuchten die Ängste der Anfänger, die sich am Ende des Praktikums mit Getränken und Kuchen von „ihrer“ Klasse verabschiedeten. Stets auf originelle Weise bekundeten die Studenten ihren Dank auch für mein Weggeleit in die Praxis. Auf meine Unterrichtsstunde über Goethes Gedicht „Gefunden“ zurückblendend, überraschten sie mich mit einer Mappe ihrer Reflexionen über Dichtung und ihren Fotos, geschmackvoll mit einem künstlerisch gestalteten Deckblatt versehen, betitelt „Poesie in unser müdes Herz“. Das Tagespraktikum in der Martin-Luther-Grundschule war für alle wie eine Oase in der Wüstenei der Anonymität der Dortmunder Universität.

Krisen und Kriege mit ihren Schreckensmeldungen erreichten uns über die Medien und stürzten uns in Besorgnis. So erfuhr ich durch den Rundfunk am Morgen des 17. Januar 1991 vom Ausbruch des Golfkrieges, nachdem der irakische Diktator Saddam Hussein ein letztes Ultimatum zum Rückzug aus dem widerrechtlich besetzten Kuwait unbeachtet gelassen hatte. Mit unruhigem Herzen fuhr ich nach Hagen-Dahl zur dortigen Hauptschule, die als eine der wenigen Schulen im Regierungsbezirk Arnsberg seit 1987 das Modell einer Ganztagschule verwirklichte. Das Kollegium hatte mich zu einem Gespräch gebeten, um das von ihr erarbeitete Konzept erneut zu durchdenken. Sie wollten mit mir selbstkritisch Bilanz ziehen und auf neue Herausforderungen aus dem gesellschaftlichen Wandel Antworten suchen. Als ich vor dem Schulhof parkte, kamen mir viele Schüler entgegen, die sich auf den Weg zu einer Demonstration vor dem Hagener Rathaus machten. Der Schulleiter hatte bewußt den Schülern die Entscheidung überlassen, ob sie demonstrieren oder im Unterricht sich über die schicksalsschwere Situation mit ihren Lehrerinnen und Lehrern verständigen wollten.

Christian Thunig – Konrektor und wie vier andere Kollegiumsmitglieder mir aus ihrer Studienzeit im Hohenhof bekannt – lud

mich – wie in einem Vorgespräch mit den „Ehemaligen“ bei Kaffee, Tee und Kuchen in seiner Wohnung vereinbart – in seine Klasse. Mich erstaunte das Engagement der Vierzehnjährigen und ihr Urteilsvermögen, das den verwickelten Zusammenhang unterschiedlichster Interessen von Politik und Wirtschaft, Ideologie und Humanität aufzudecken versuchte. Spontaneität und Nachdenklichkeit bestimmten den Verlauf des vom Klassenlehrer behutsam gelenkten Gesprächs, in dem Bedenken gegen Gründe für diese militärische Auseinandersetzung ins Feld geführt und an der Tafel übersichtlich festgehalten wurden. In allem Miteinandersprechen schien etwas auf von der Schwere politischer Verantwortung und der Tragik menschlichen Lebens – ein verheißungsvoller Beitrag zur politischen Bildung, abseits von lautstarken Kundgebungen, in denen oft antiamerikanische Tendenzen und aufgeputschte Emotionen vorurteilsloses Denken und umsichtiges Handeln erschwerten. Tief beeindruckt von dem sittlichen Ernst und der geistigen Aufgeschlossenheit dieser jungen Menschen, verabschiedete ich mich mit aufrichtigem Dank. Hier gewann Schule vorbildhafte Gestalt als Stätte unmittelbarer Begegnung und umfassender Bildung. Der erzieherische Auftrag wurde hier wieder im offenen Umgang und in der Gestaltung des Schullebens entdeckt und verwirklicht.

Bei allem Erschrecken über die Unwägbarkeiten eines Krieges und der Sorge um das Leid unschuldiger Menschen empfand ich eine gewisse Genugtuung, daß die Machtbesessenheit des irakischen Diktators auf den entschiedenen Widerstand der Vereinten Nationen gestoßen war. Daß 30 UN-Länder eine gemeinsame Streitkraft aufboten, ließ mich Hoffnung für die Zukunft schöpfen. Die computergesteuerten Luftangriffe auf irakische Flughäfen, Abschußbasen, Nachschublager und Verkehrsknotenpunkte zwangen den Irak zum Waffenstillstand. Aber der Unterlegene nahm furchtbar Rache. Seine Truppen setzten bei ihrem erzwungenen Rückzug alle erreichbaren Ölförderanlagen in Brand. Die Bilder vom Inferno brennender Ölquellen und dem rauchgeschwärzten Himmel haben mich noch lange im Halbschlaf aufgeschreckt. Neben den vielen Toten war die Umwelt das eigentliche Opfer dieses Krieges. Bis

November 1991 dauerte es, bis die letzten Brandherde erstickt waren.

Als unerwarteten Lohn für fast 45 Dienstjahre empfand ich die Ausstellung der Universitätsbibliothek, die Dieter Höltershinken, seit 1974 kompetenter und befreundeter Kollege, angeregt und mitgestaltet hatte. Zu meinem 65. Geburtstag boten mehrere Vitrinen eine repräsentative Auswahl meiner Bücher, Reden und Aufsätze, zeitlich gegliedert, thematisch geordnet, durch Rezensionen kommentiert. Dies war die Art von Ehrung, über die ich mich dankbaren Herzens gefreut habe, die wohl am ehesten meinem Wesen entsprach und die ich mir gerne gefallen ließ. Diese universitäre Anerkennung genügte mir.

Als es Ende Februar 1993 aus liebgewordener Lehrtätigkeit Abschied zu nehmen galt, reichte mir die Übergabe der Emeritierungsurkunde – von Johannes Rau unterschrieben – durch Rektor und Kanzler. Eine offizielle Verabschiedung durch den Fachbereich hatte ich mir verboten, weil ich Heuchelei und eitle Selbstbespiegelung etwaiger Lobredner verabscheute. Es tat mir wohl, wie die Studenten meines Buber-Seminars mir auf einem doppelten Pergamentbogen mit einem klassischen Buber-Text und persönlichen Worten mit ihren Unterschriften und beziehungsreich mit einem Apfelbäumchen ihren Dank aussprachen und mich mit guten Wünschen für einen gesegneten Lebensabend entließen. Im Herbst freuen meine Frau und ich uns immer wieder an den rotbäckigen Früchten.

Da ich die Kollegen nicht kränken wollte, die mit mir durch redlichen Umgang und fruchtbare Zusammenarbeit verbunden gewesen waren, stimmte ich einem privaten Treffen zu, bei dem wir die gemeinsamen Jahre plaudernd vergegenwärtigten und ich eine limitierte Morgenstern-Radierung neben Büchern als Präsenten entgegennehmen durfte. Meine Frau und ich revanchierten uns mit einer Einladung nach Lössel, das wir zu unserem Alterssitz seit 1988 gewählt hatten. Obgleich die Tafel festlich im Wohnzimmer gedeckt war, selbstgebackener Kuchen und ein deftiges Buffet bereitstanden, zog es die meisten auf die Terrasse oder auf den Balkon, um dort sich unbeschwert zu unterhalten und Durst und Appetit zu stillen.

In ungewohnter Harmonie blieben alle Querelen der Vergangenheit verbannt. So klang in heiterer Runde das Kapitel Dortmund versöhnlich aus.

Pfade zur Versöhnung

Die in der europäischen Geschichte beispiellosen Verbrechen der Hitler-Diktatur hätten unser Volk und Land für unabsehbare Zeit in das Abseits totaler Isolation verstoßen müssen – verachtet von der ganzen Welt. Aber es kam – gottlob – anders.

Dazu trugen wohl auch die in der Nachkriegszeit verschobenen Machtverhältnisse bei, aber das Entscheidende geschah durch den Mut Einzelner. Wohl hatten evangelische Christen wie Martin Niemöller und Gustav Heinemann im Oktober 1945 sich zur Mitschuld ihres Volkes bekannt. Wohl hatte Karl Jaspers 1945 in seinen Vorlesungen über die Schuldfrage zwischen krimineller, politischer, moralischer und metaphysischer Schuld unterschieden und als Verfolgter des Nazi-Regimes in Demut bekannt: „Daß wir leben, ist unsere Schuld.“ Die Schuld unseres Volkes war unermesslich, unentschuldig, untillgbar. Auch ich litt unter dieser Last, ohne konkret Schuld auf mich geladen zu haben, aber ich wurde bereit, für die Folgen dieser Schuld Verantwortung mitzuübernehmen. Auf dem Weg aus unauflösbarer Schuldverstrickung haben Zeichen der Versöhnung meine Hoffnung auf eine menschenwürdige Zukunft nachhaltig und richtungsweisend geweckt. Davon soll nun die Rede sein, weil dies einer breiten Öffentlichkeit unbekannt geblieben ist.

Kate Hoydahl

Das erste Zeichen der Versöhnung richtete Kate Hoydahl aus Oslo auf. Als Achtzehnjährige wurde sie während der deutschen Besatzung beim Verteilen von Flugblättern gefaßt und in die Nähe von Breslau deportiert. In einem Lager eingesperrt und zur Zwangsarbeit in einen Betrieb abkommandiert, versuchten die Bewacher sie von jeglichem Kontakt mit Deutschen abzuschirmen. Einige Deutsche jedoch durchbrachen das strikte Verbot, steckten ihr verstohlen Brot und andere Nahrungsmittel zu und händigten ihr

heimlich notwendige Kleidungsstücke aus. Sie waren einfallsreich bemüht, ihr schweres Los zu erleichtern, sie zu trösten und ihren Mut zum Durchhalten zu stärken. Noch vor dem Einfall der Russen gelang ihr in abenteuerlicher Flucht durch Deutschland und Dänemark die Heimkehr in ihre Heimat – unterwegs tatkräftig von anderen Deutschen unterstützt.

Wieder daheim heiratete sie Trygve, erzog drei Söhne und erinnerte sich an den Beistand schlichter Menschen in der Drangsal ihrer Verschleppung. Es bewegte sie der Gedanke, wie der nachwachsenden Generation das Elend des Krieges erspart werden und sie den Weg in eine friedliche Zukunft durch unverkrampfte Begegnung finden könnten. Unverständnis und Ablehnung durch einige ihrer Landsleute beirrten sie nicht. Als sie 1966 in Oslo zufällig mit Werner Wüstenfeld, einem Lehrer der Hager Parkschule, bekannt wurde, weihte sie ihn in ihre Überlegungen ein und lotete mit ihm die Chancen eines Besuches des Korsvoll-Skolekorps in Hagen aus. Kollegium und Elternschaft begrüßten diese Initiative und trafen Vorbereitungen zu einem mehrtägigen Besuch 1970, der 1972 und 1974 seine Fortsetzung fand. Es war selbstverständlich, daß Lehrer und Eltern diese Besuche finanzierten, auch wenn ein Teil der Unkosten durch Spenden örtlicher Institutionen und heimischer Firmen gedeckt wurde.

Es war nicht nur für die Schüler der Parkschule ein außergewöhnliches Ereignis, als die 59 zehn- bis siebzehnjährigen Musikanten in ihren schmucken Uniformen auf dem Schulhof aufmarschierten und durch ihre einschmeichelnden Melodien alle in Schwung versetzten. Übernachteten die Gäste beim ersten Besuch, gemeinsam mit ihren neun erwachsenen Betreuern, in der Jugendherberge, so wurden sie 1972 und 1974 in die Familien der Lehrer und Schüler eingeladen. So lernte man sich näher kennen und konnte sich miteinander anfreunden.

Als Vorsitzendem der Schulpflegschaft – dies Amt nahm ich 8 Jahre gerne wahr – oblag mir die Planung und Organisation aller Vorhaben, die möglichst einen instruktiven und erlebnisnahen Einblick in unser Land gewähren wollten. Vor allem in der Rektorin Sieglinde Alscher fand ich wertvolle Unterstützung. So fuhren wir



Konzert im Volkspark



ins Ruhrgebiet, schipperten durch Europas größten Binnenhafen in Duisburg und fuhren ins Bochumer Bergwerksmuseum ein. Wir machten uns auf den Weg ins Sauerland, staunten über die zauberhaften Tropfsteingebilde in der Attahöhle und sonnten uns in lauer Luft auf einem Schiff der Biggensee-Flotte. Der Ausflug an den Rhein führte uns nach Schloß Augustusburg und ins Phantasialand, und wir genossen auf einem Schiff die reizvolle Landschaft bis Andernach. Das Freilichtmuseum im Mäckingerbachtal vermittelte einen repräsentativen Eindruck von der Geschichte des einheimischen Handwerks und der verschiedenen Industriezweige, während die Burg Altena mit ihrer ersten Jugendherberge die bewegte Geschichte der märkischen Region illustrierte.

Wo immer sich Gelegenheit bot, spielte das Korsvoll-Skolekorps zur großen Freude der sich zufällig einfindenden Zuhörer auf. Helle Begeisterung lösten die Platz-Konzerte am Mataré-Brunnen, im Volkspark und beim Wehringhauser Schützenfest aus, in denen beliebte Schlager und Glenn-Miller-Melodien sich munter abwechselten. Ihr Musizieren bereicherte auch den Schulgottesdienst in der Markus-Kirche und hinterließ einen tiefen Eindruck bei Kindern und Erwachsenen. Die Tage vergingen wie im Flug und hallten lange nach.

Gastgeber und Gäste waren sich einig, daß solche persönlichen Begegnungen zwischen der Jugend ein unanschätzbarer Beitrag zur Verständigung zwischen einst Verfeindeten seien. Flüchtige Bekanntschaften wandelten sich zu beständiger Freundschaft, die in wechselseitigen privaten Besuchen wie auch beim Gegenbesuch der Parkschule in Oslo 1975 gepflegt wurde. Hier erlebten wir, wie fröhlich und unbefangen sie an ihrem Nationalfeiertag ihre Häuser mit Fahnen schmückten und ausgewählte Schulmusikkorps mit klingendem Spiel vor dem König und seiner Familie am Schloß vorbeizogen. Unsere Verbundenheit mit Kate und Trygve wurde bei unserem gemeinsamen Urlaub in Norwegen gefestigt und durch Kates zahlreiche Reisen nach Deutschland mit ihren Besuchen bei uns immer wieder neu belebt.

Kate Hoydahl war eine ungewöhnliche Frau, die durch ihre unkonventionelle und herzliche Art des Umgangs Unsicherheit und

Scheu anderer überwand. Entwaffnend offen konnte sie jedermann begegnen. Das erfuhr auch ein Tankwart, den sie höflich nach dem Weg nach Hagen gefragt hatte und der barsch – auf ein Hinweisschild zeigend – antwortete: „Können Sie nicht lesen?“ Nachdem sie getankt hatte, leerte sie ihren Geldbeutel auf der Theke. Als der Tankwart verdutzt fragte: „Was soll das?“ parierte sie: „Können Sie nicht zählen?“ Diese Schlagfertigkeit bewog den Verblüfften zur Entschuldigung; er schob das Geld in ihren Geldbeutel und wünschte der Norwegerin, die er für eine Holländerin gehalten hatte, gute Fahrt. An diese und viele ähnliche Begebenheiten denke ich noch oft. Unvergesslich bleibt mir, wie tapfer sie den Tod Trygves im April 1986 ertrug, den ich mit einem Hagerer Ehepaar zur letzten Ruhe begleitet hatte. Briefe und Telefonate hielten die Verbindung aufrecht, bis gegen Ende 1999 meine Post unbeantwortet blieb und Kate durch Telefonanrufe unerreichbar wurde. Für mich bleibt sie eine unerschrockene und bewundernswerte Frau, die Brücken schlug zu Menschen unseres Volkes.



Kate Hoydahl zu Besuch in Lössel 1994 mit dem Verfasser

Andrzej Jozef Kaminski

Ein Zukunft eröffnendes Signal zur Versöhnung empfing ich durch Andrzej Jozef Kaminski, einen polnischen Patrioten, international angesehenen Historiker, überzeugten Europäer und Weltbürger. Johannes Harder hatte ihn in Warschau bei einem Treffen der Deutsch-Polnischen Gesellschaft kennengelernt und zu Vorträgen in die Pädagogische Hochschule Wuppertal eingeladen. In der Zeit des Kalten Krieges waren sich alle des Wagnisses einer solchen Einladung bewußt, da selbst zaghafte Versuche der Annäherung aus den verschiedensten Ecken verdächtigt wurden. Eisiges Schweigen empfing denn auch den Gast, der schließlich die Stummen zum Zuhören bewegte, als er seinen Vorredner mit dem ihm eigenen Charme korrigierte und nachdrücklich betonte, er werde nicht über deutsche, sondern über nationalsozialistische Konzentrationslager sprechen, dessen Häftling er seit März 1944 in Groß-Rosen und Flossenbürg/Leitmeritz gewesen sei. Dort sei er deutschen Mitgefangenen begegnet und später vielen Deutschen, die er nicht mit den Nationalsozialisten gleichsetzen wolle. Diese Unterscheidung war kein taktischer Trick, eine unheilvolle Spannung im Hörsaal raffiniert zu lösen, sondern spiegelte seine Grundüberzeugung, die um ideologiefreie historische Wahrheit und Versöhnung bemüht war. Diese Differenzierung bestimmte auch sein 1982 erschienenenes, 290 Seiten umfassendes Buch „Konzentrationslager von 1896 bis heute. Eine Analyse“, in dem er nationalsozialistische, sowjet-kommunistische und maoistisch-kommunistische Konzentrationslager u.a. in ihren Funktionen innerhalb ihrer totalitären Systeme systematisch beschrieb. In seiner persönlichen Widmung, datiert „im zehnten Jahr einer lebensbereichernden Freundschaft“, sprach er den „herzlichsten Wunsch“ aus, daß die „Enkel dieses Buch verständnislos zur Seite legen, indem sie nicht begreifen, wovon hier eigentlich die Rede ist.“ Welch eine kühne Hoffnung mag ihn beseelt haben, als er diese Zeilen in das mir gewidmete Buch niederschrieb! Wie kam es zu dieser ungewöhnlichen Freundschaft?

Sie reicht in den Sommer 1972 zurück, als Johannes Harder und der Korrespondent Peter Bender mich baten, mich um eine Gastprofessur für den polnischen Freund an der Pädagogischen Hoch-

schule Ruhr zu bemühen. Die Zustimmung der Abteilungskonferenz in Hagen und im Senat in Dortmund war schnell erreicht und durch das Ministerium für zwei Semester genehmigt. Es schloß sich ein über viele Wochen dauernder Briefwechsel mit verschlüsselten Informationen an, der etwas von dem politischen Risiko eines solchen Kontaktes für Kaminski ahnen ließ, der als Parteiloser im kommunistischen Gomulka-Regime sich ohnehin gesteigertem Mißtrauen ausgesetzt sah. So verwunderte es nicht, daß die Warschauer Behörden die Ausstellung eines Passes schikanös verzögerten. Der Resignation nahe, schrieb Kaminski an mich: „nach den letzten Frontberichten im Papierkrieg schwindet die Wahrscheinlichkeit meiner termingerechten Ankunft zusehends.“ Umso erstaunlicher war, wie er mit Witz und Humor, mit Selbstironie und Sarkasmus die mißliche Situation umschrieb und selbst in einem körperlichen Zusammenbruch Mitte März die Hoffnung auf seine Ausreise nicht aufgab. Da die Post vier bis fünf Tage brauchte, griffen wir in der Zeitnot zum Telefon und übermittelten die für die Behörden unerläßlichen Dokumente doppelt per Einschreiben, Expresß und Luftpost. Wie ein kaum faßliches Wunder erschien es ihm, als er über das von mir aus zehn Wohnungsangeboten ausgesuchte Quartier in Jubel ausbrach und nach 17 1/2stündiger Fahrt von Warschau in Dortmund von mir empfangen wurde. Dieser Tag war für ihn so denkwürdig, daß er jedes Jahr – wo er auch sich gerade aufhielt – an dieses für ihn wahrhaft umwälzende Ereignis erinnerte.

Schon bald gewann er die Sympathie des ganzen Kollegiums in Hagen durch seinen konziliananten Umgang, seine nie eitel hervor-gekehrte Gelehrsamkeit und die Leichtigkeit, mit der er sich in der deutschen Sprache fließend auszudrücken verstand, zumal er zuvor um Nachsicht für etwaige sprachliche Unbeholfenheit gebeten hatte. Das gleiche galt für die Studenten, die zum erstenmal etwas von den „Alledeutschen Blättern“ und den Visionen in den von gleichgesinnten Autoren verfaßten Zukunftsromanen hörten, in denen die Erweiterung des „deutschen Lebensraumes“, die Verdrängung „fremden Volkstums“ und die Errichtung einer „nationalen Diktatur“ propagiert wurden. Und dies in der Weimarer

Republik, bevor die Politik Nazi-Deutschlands mit ihrem Überfall auf Rußland, ihrem Völkermord und ihrer „Endlösung der Judenfrage“ in unglaublicher Brutalität dies Programm grauenvoll realisierte. Mit besonnener Leidenschaft belegte Kaminski seine These von der friedlichen und fruchtbaren Nachbarschaft zwischen Polen und Deutschen über ein Jahrtausend in überzeugenden Beispielen und entlarvte die Rede von der Erbfeindschaft zwischen den beiden Völkern als historische Unwahrheit und nationalistische Propagandalüge. Diese Gedanken ließen auch die Studenten in Dortmund hellhörig und nachdenklich werden, zu denen ich ihn mittwochs begleitete, wenn ich dort meinen nebenamtlichen Lehrauftrag wahrnahm. Auf den Fahrten zwischen Hagen und Dortmund erzählte er begeistert von dem positiven Echo der Studenten und schöpfte daraus Mut in vereinzelter Enttäuschung über revanchistisches Denken, das in einem sturen Nationalismus verhaftet blieb.

Unverständnis und Ablehnung rührten sich in vereinzelten Leserbriefen, als Rudolf Loskand, Oberbürgermeister Hagens, ihn gebeten hatte, am 18. November 1973 zum Volkstrauertag die Gedenkrede zu halten. Im Jahr zuvor hatte der in Frankfurt a.M. geborene und 1933 nach Paris emigrierte Alfred Grosser über „Trauer und Zukunft“ gesprochen. In einem Leserbrief bemühte ich mich, die Vorbehalte und Einwände der Kritiker zu entkräften – ein schwieriges Unterfangen, wenn Verstocktheit sich mit Bosheit verbündet. Ich erinnere mich, wie die Zuhörer gesammelt lauschten, als er die „Unsinnigkeit der Gewalt überhaupt“ in einem historischen Rückblick überzeugend nachwies. Skeptiker hätten die Grundlosigkeit ihrer Befürchtung einsehen können, wenn in der „Westfalenpost“ am folgenden Tag zu lesen war: „Wenn jemals jemand ohne Emotion zum Volkstrauertag sprach, dann dieser polnische Gelehrte, der mit leiser Stimme wie zu sich selbst redete.“ Selten habe ich so viele Menschen ergriffen und bewegt gesehen!

In den vielen Gesprächen bahnte sich eine so einmalige Beziehung zwischen uns an, daß rückhaltlos über alles gesprochen werden konnte. Nichts brauchte ausgeblendet zu werden, auch nicht das, was das eigene Herz beschwerte. So konnte ich ihm nicht

verbergen, wie sehr ich unter der unermesslichen Schuld meines Volkes litt. Hier fand er das befreiende Wort, daß ich mich als Opfer und Verführter eines verbrecherischen Systems betrachten dürfe. Schon damals wehrte er sich öffentlich dagegen, wenn die unbestreitbaren Anklagen gegen Hitler-Deutschland unterschiedslos auf die nun lebende Jugend ausgedehnt wurde. Mich warnte er vor einem „negativen Chauvinismus“, in dem ich versucht sein könnte, mein Volk für alle Zeit zu verdammen. Diese Sorge meines polnischen Freundes hat mich den unentwirrbaren Komplex menschlicher Schuldverstrickung besser verstehen und anerkennen gelehrt.

Es ergab sich fast von selbst, daß Andrzej in der ganzen Familie willkommen war. Meine Frau lud ihn manchmal sonntags zum Mittagessen ein und verwöhnte ihn in der Zeit, als seine Frau noch in Warschau ausharrte. Matthias und Johannes, unsere Söhne, fanden schnell Kontakt zu ihm, der amüsant zu plaudern, spannend zu erzählen und schwierige Sachverhalte elementar aufzuklären verstand. Allein der historischen Wahrheit verpflichtet, verfaßte er nach umfangreichen Archivstudien sein erstes deutsches Buch „Vom Polizei- zum Bürgerstaat. Zur Geschichte der Demokratie am Beispiel einer deutschen Stadt“ 1976. Die Stadt Wuppertal hatte ihm dazu den Auftrag erteilt. Hier nahm er auch eine Gastprofessur wahr, bis er durch eine für ihn eingerichtete Planstelle in der Bergischen Universität seinen Lebensunterhalt bestreiten konnte. Über seinen plötzlichen Tod waren alle erschrocken. In meiner Trauerrede am 7. Februar 1985 gedachte ich dankend des Freundes und würdigte sein beispielhaftes Leben und seine wegweisenden Erkenntnisse für die Völkerverständigung.

Else Krebs

Als zartes Zeichen der Versöhnung begriff ich zunehmend meine Begegnung mit Else Krebs. Das betagte Vorstandsmitglied der Jüdischen Kultusgemeinde Dortmund und die zeitweilige Vorsitzende der dortigen Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit lernte ich auf verschiedenen Veranstaltungen kennen. Dabei trafen wir uns in der gemeinsamen Bewunderung für Martin Buber. Zunächst fiel sie mir durch ihre klug abgewogenen Beiträge in ihrer

Klarheit und Prägnanz auf. Sie bekundete mir ihre freudige Zustimmung zu meinen Äußerungen über die jeweils verhandelten Probleme. Bald berührte mich der Zauber ihres Charmes und weckte tiefe Verehrung für ihre integre Persönlichkeit. In ihrer zierlichen Gestalt lebte ein wacher Geist für alles Gute und Schöne, heilsam verbündet mit einem einfühlsamen Herzen, das sich den Menschen ihres Vertrauens arglos öffnete. In einer wundersamen Offenheit offenbarten wir einander, was uns im Herzen bewegte an Sorgen und Hoffnungen.

So fragte sie mich eines Tages, ob ich nicht ein Referat über Martin Buber in diesem Kreis halten wolle. Ich sagte spontan zu und stürzte mich in die fast rauschhafte Lektüre des dreibändigen Briefwechsels. Ich war geistig so in Atem gehalten, daß ich Mühe hatte, aus dem Reichtum bewegender Gedanken eine Auswahl zu treffen, die den üblichen zeitlichen Rahmen nicht überschritt. Angekündigt war als Thema „Leben und Werk Martin Bubers im Spiegel seines Briefwechsels – ausgewählte Probleme, Ereignisse und Gestalten“. In meinem Referat am 20. November 1978 trug ich aus dem auf 8 Abschnitte angewachsenen Manuskript nur zwei vor: „Wie verstand und bestimmte Buber sein Verhältnis zur deutschen Kultur und Geschichte?“ und „Wie spiegelt sich Bubers Auseinandersetzung mit dem Christentum wider?“ Gerade die Unmittelbarkeit der Buberschen Briefe beeindruckte die Zuhörer und befruchtete die Gespräche, die sich noch in kleineren Kreisen fortsetzten. Das anerkennende Echo von Else Krebs war mir Lohn für alle investierte Zeit und Kraft. Es bewog mich, das 1979 gedruckte Büchlein ihr „in Verehrung und Dankbarkeit“ zuzueignen. Ihre Antwort vom 18. Dezember 1979 machte mich glücklich: „Ich bin immer noch ein wenig traumwandelnd von der Gabe, die Sie mir überreicht und zugebracht haben. – So hüte ich das mir von Ihnen anvertraute Büchlein wie einen seltenen Schatz und freue mich darüber.“

In ihrer Demut nannte sie sich „ein ganz einfaches Menschenkind“, das jedoch jeden durch die Weite seines Horizontes, durch den Ernst seiner Verantwortung für eine menschenwürdige Gestaltung unserer Welt und durch die Innigkeit seines Mitgefühls

überraschte. Wie konnte die 1902 Geborene sich für Golda Meir und ihre mutige Politik begeistern und es in packende Sprache fassen! Es erfüllte sie mit Stolz, wie sie als Ministerpräsidentin im Jom-Kippur-Krieg 1973 entschlossen handelte, Unheil von ihrem Volk und Staat abwand und Humanität gegen die ägyptischen Soldaten bewies, die vor dem Verdursten in der Wüste bewahrt wurden und bald heimkehren durften.

In leidenschaftlichen Appellen wandte sich Frau Krebs an Menachim Begin, den israelischen Ministerpräsidenten, im krisengeschüttelten Jahr 1982. Da ich Kopien dieser Schreiben von ihr erhielt, will ich das Wesentliche hier mitteilen. Am 19. Februar 1982 würdigte sie Begins Entschlossenheit, den Sinai an Ägypten – wie in Camp David vereinbart – zurückzugeben. Zugleich tadelte sie energisch seine „lautstarken Attacken, nicht allein gegen Kanzler Helmut Schmidt, ... sondern gleichzeitig gegen die gesamte deutsche Bevölkerung bis zum einzelnen Bürger“. Sie beklagte „Schock und tiefe Betroffenheit“ bei denen, „die ihr Herz längst für Israel entdeckt und bewiesen haben“. Sie beschwor ihn: „Machen Sie Frieden mit einer Generation, die den Frieden mit Israel will.“ Am 12. September 1982 verwahrte sie sich erneut gegen seine „heftigen Verunglimpfungen pauschal gegen die gesamte deutsche Bevölkerung, die Sie als Naziväter und Nazisöhne bezeichneten“. Sie verwies namentlich auf viele Deutsche, die ihren Willen zum Frieden und zur Aussöhnung mit Israel überzeugend bewiesen hatten. In einem persönlichen Schreiben vom 10. Januar 1983 an Jizchak Navon, den Präsidenten des Staates Israel, dem sie Abschriften ihrer beiden Briefe an Begin beifügte, gab sie ihrer großen Sorge beredten Ausdruck, daß Begins Politik den Antisemitismus verschärfen und damit die guten Beziehungen zwischen den beiden Völkern unabsehbar belasten könnte.

Niemand, der Else Krebs in ihrer fast gebrechlichen Konstitution kennen, schätzen und verehren gelernt hat, hätte bei ihr solche Leidenschaft in der politischen Diskussion vermutet. Verständlich wird ihr streitbares Eintreten für Frieden und Versöhnung erst, wenn man etwas von ihrem wechselvollen Leben weiß. Darüber pflegte sie sich – selbst in vertrauter Zweisamkeit – nie zu äußern.

In ihrem ersten Brief an Begin deutete sie nur an, daß sie 1938 mit ihrem Mann, dem Architekten Hans Helmut Krebs, von Köln in das damalige englische Mandatsgebiet Palästina eingewandert sei und mit den Schwiegereltern und den beiden Söhnen eine Hühnerwirtschaft in der Siedlung Ramat Hadar betrieben habe. Als eine schwere Lungentuberkulose mit einschneidenden Operationen sie arbeitsunfähig hatte werden lassen und sie als einzige ihre Familie überlebt hatte, beschloß sie, „als Israelin“ nach Deutschland „als gebürtige Deutsche“ zurückzukehren. Wie Else Krebs diese ungeheure Spannung in ihrer Existenz auszuhalten vermochte und sie im Umgang mit Deutschen, Christen, Juden und Andersdenkenden fruchtbar sich entfalten ließ, wird ihr Geheimnis bleiben. Für mich verbürgt sie durch ihre bewundernswürdige Existenz – über ihren Tod 1986 – hinaus, die Hoffnung auf Frieden und Versöhnung verfeindeter Menschen und Völker, die sich jedoch nur durch Menschen ihrer Gesinnung in einer Welt des grenzenlosen Hasses und der ungezügelten Gewalt behaupten und bewahrheiten kann.



Drei Generationen im Dialog, Dezember 1978



– Dialog mit den ehemaligen Schülern –
Treffen am 23. Oktober 1982 in Burg a. d. Wupper mit Schülerinnen und Schülern, die von Ostern 1949 bis Herbst 1952 „meine“ Klasse waren.

Sitzend: Gundolf Humburg, Bärbel Johann, Hermann Horn, Erika Marx; stehend: Doris Schneider, Bernd Flügel, Christa Blick, Georg Michael Niebch, Edda Steidl, Peter Waerder, Hans-Erwin Zink, Reinhard Lenz, Christel Heuser, Erhard Kalkum, Edelgard Berger, Helga Karohl, Edeltraud Hermanns

Ausgewählte Veröffentlichungen

1. Philosophischer und christlicher Glaube, 1961
2. Erziehung ohne Autorität?, 1963, 1965
3. Glaube und Anfechtung bei Pestalozzi, 1969
4. Konfessionalität und Pädagogik, 1971
5. Vom Elend der Alternativen im Religionsunterricht, 1974/77
6. Karl Jaspers: Was ist Erziehung? Ein Lesebuch, 1977, 1992, 1999
7. Erziehung ist mehr als Information und Sozialisation, 1978
8. Leben und Werk Martin Bubers im Spiegel seines Briefwechsels, 1979
9. Erziehung bleibt der Auftrag der Schule, 1981
10. Briefwechsel Karl Jaspers – Oskar Hammelsbeck 1919-69, 1986
11. Oskar Hammelsbeck – Zeuge der Zeit, 1989
12. Oskar Hammelsbeck: Erwachsenenbildung als Wagnis und Wandlung, 1990
13. Existenz – Erziehung – Evangelium. Pädagogik im Dialog mit Philosophie und Theologie, 1991
14. Pädagogik in Briefen aus drei Jahrhunderten, 1991
15. Kontinuität und Wandel. Reflexionen über Erziehung, Lehrerbildung und Bildungswesen, 1992
16. Erziehung – Beistand zum Erwachsenwerden in der Perspektive von Janusz Korczak, 1994
17. Pestalozzi: Der Mut des Demütigen. Worte zum Glauben, 1996
18. Einspruch eines Zeitzeugen. Eine andere Sicht der Aera Hammelsbeck, 2000 (dort Gesamtbibliographie)